Die

Erdennacht,

ein dramatiſches Gedicht

in fünf Abtheilungen

von

Dr. Ernſt Raupach.

Leipzig,
bei Carl Enoblech.
1820.

An die Freiherrin

Maria von Roſenkampf,

am Tage

Mariä Magdalenä,

ihrem Namensfeſte.

Die Dichtung wohnt, von der Welt geſchieden,
in eines andern Lebens Morgenglanz:
drum kann ſie nichts begehren von hienieden,
aus dieſer Dinge wildem Elfentanz;
nichts mangelt ihr zu ihres Daſeyns Frieden,
ein Lächeln kaum gewinnt der Lorbeerkranz;
und wie die Welt ihr auch mag Weihrauch ſtreuen,
es kann der Duft ſie wahrhaft nicht erfreuen.

Doch eine Schweſter liebt ſie mit Entzücken,
und wandelt gern auf ihrer duft'gen Spur;
und mag ſie gern mit allen Blumen ſchmücken,
die ewig blühn auf ihrer Himmelsflur;
und kann ein Irdiſches ſie noch beglücken,
es iſt der Schweſter ſüßes Lächeln nur:
Auch will ſie, wann des Liedes Klänge wallen,
ſich in der Schweſter Beifall nur gefallen.

Drum ſend' ich, Herrin, Dir dieß Angebinde,
da dieſer Tag uns freundlich wiederkehrt:
denn, wie ich immer ſuchen mag, ich finde
doch keine Gabe, die Dir mehr gehört,
weil, wie Du ſiehſt, ich Kränz' aus Blumen winde,
die Du zu pflücken ſelbſt mich haſt gelehrt,
und weil ich, Herrin, wenn ich Dich ergötze,
zugleich aufs Haupt den ſchönſten Kranz mir ſetze.

St. Petersburg den 22. des Heumonden
1819.

Ernſt Raupach.

ie Erdennacht.

Personen:

Faledro, Doge von Venedig.
Rinaldo, sein Sohn.
Kontarini, Edler von Venedig.
Klara, seine Tochter, Rinaldo's Braut.
Leoni, Kornaro, Justiniani } Edle und Häupter des Rathes der Zehne.
Der Prior eines Klosters.
Bernardo, Freund und Waffengefährte Rinaldo's.
Kalergos, ein Grieche, Rinaldo's gewesener Lehrer.
Israel, Befehlshaber des Zeughauses.
Matteo, Hauptmann der Ehrenwache des Dogen.
Zwey Geistliche.
Battista, Rinaldo's Diener.
Isabella, Klara's Begleiterin.
Ein Kastellan Kontarini's.
Ein Diener Leoni's.
Zwey Todtengräber.
Ein Knabe.
Edle, als Mitglieder des Rathes der Zehne.
Bewaffnete, Diener, Wache und Volk.

Erſte Abtheilung.

Garten bei Kontarini's Pallaſte.

Rinaldo und Klara luſtwandelnd; in der Entfernung Iſabella.

Rinaldo.

(ſeitwärts deutend.)

Sieh die Sonne! ſieh doch, Holde
wie ſie lieblich von uns ſcheidet,
von des Tages hellem Golde,
von dem ſchweren Schmuck, entkleidet,
nur mit hoch entglühter Wange,
wie die himmelſüße Braut,
wenn ſie Abends, froh und bange,
wünſchend und doch fürchtend, ſchaut,
daß die Kerzen abgethaut.

Klara.

Loſer Schwätzer, wirſt Du ſchweigen?
biſt Du heute denn ſo wild,

daß dem zarten Liebesreigen,
der aus jenem Haine quillt,
Du nicht mehr Dein Ohr willst neigen?
Oder willst Du mir's bezahlen,
daß ich ohne Prüfungsqualen,
auf Dein frommes Auge hin
Deine Braut geworden bin?

Rinald.

Liebe! Liebe, zürne nicht!
Wenden sich des Kindes Augen,
um die Himmelsmilch zu saugen,
ewig nach der Sonne Licht;
und ist Glück das Licht des Lebens,
und vor allem Liebesglück,
O! so strebt' ich ja vergebens,
von so seligem Geschick,
abzuziehn des Geistes Blick.
Und es würd' auch nicht gelingen,
nur noch ein Mal schlägt die Nacht
um den Erdball ihre Schwingen
und mein Hoffen ist vollbracht:
nicht mehr wird mit Trennungsleid
unsre Brust die Dämmrung füllen,
nur im traulich Dunkel hüllen
unsre stille Seeligkeit.
Aus dem weichen Bett der Wogen

mögen dann die Sterne ziehn;
nichts wird mir durch ſie entzogen;
nicht der Wange ſammtnes Blühn,
nicht die Lippe von Rubin.

(Er will ſie umarmen.)

Klara.

(ſich weigernd)

Geh! ich mag den Mund nicht küſſen,
der mir nichts denn Thorheit ſagt,
die ich nimmer doch will wiſſen.

Rinaldo.

O! der Liebe ſey's geklagt,
daß Du Deinen Namen ſchändeſt,
und Dich trübe von mir wendeſt,
da Du Klara ſollteſt ſeyn.
Iſt die Schuld denn etwa mein,
wenn die Braut ſo hold mir dünket,
und ſo ganz mein Herz erfüllt,
daß, wo Schönes glänzt, ihr Bild
meinem Aug' entgegen blinket?

Klara.

Schönes nur? Nun ſo iſt alles
zwiſchen Erd' und Himmel ſchön;
dann bedarf ich des Kryſtalles
ferner nicht, nur mich zu ſehn:
denn es iſt vom Blumenſtengel

bis hinauf zum Hirtenſtern,
ja zum unſichtbaren Engel,
nichts ſo nahe, nichts ſo fern,
was Du in geſchwätz'gen Stunden
nicht ſchon ähnlich mir geſunden.

Rinaldo.

Ja, Ihr Süßen, ſeid noch milde,
treue Töchter der Natur!
Drum auch beut ſich auf der Flur,
in des Aethers blauen Wogen,
an des Himmels lichtem Bogen,
alles dar zu Eurem Bilde.
Wohl auch uns hat ſie geboren,
doch wir ſuchen eignes Leben,
und in dem ihr fremden Streben
geht die Kindſchaft uns verloren:
wir verrathen keine Spur
von der Mutter ſanften Zügen;
drum will nichts in der Natur
ſich zu unſrem Bilde fügen:
Ihr nun, die Ihr gut und mild
wie die Mutter ſind geblieben,
bindet uns, die, immer wild
von Entwürfen umgetrieben,
ſtreben über's Grab hinaus,
an der Mutter friedlich Haus.

Uns, die Söhne, zu erhalten,
gab ſie Euch den Himmelsglanz,
läßt der Töchter Reiz nun walten,
bis der liebe Myrthenkranz
das verlor'ne Haupt umſchlinge,
und den Sohn ihr wiederbringe.

(Er hält inne und küßt Klara's Hand.)

Schweigſt Du Klara? biſt mir feind?

Klara.

Rede! rede, ſüßer Freund!
Ewig wollt' ich ſo Dich hören,
wünſchen, daß kein Stundenſchlag
und kein hingeſchiedner Tag
Deine Rede möchte ſtören.
Alſo das der Liebe Quelle?

Rinaldo.

Das der Liebe Zauberkraft?
die, wenn auch des Lebens Welle
wie im Sturm die Meerfluth ſchwölle,
doch im Buſen Frieden ſchafft.
Drum wird uns Aurora's Glüh'n,
und des Mondes ſanfter Schein,
und das ſüße Lied im Hain
bei des Frühlings Auferblüh'n,
und der Blumen bunter Trieb,
was der Mutter Haus nur zieret,

was uns lange nicht gerühret,
wann wir lieben, wider lieb.

Klara.

Blieb' es Euch nur ewig theuer!
Wär' es Euch wie uns verliehen
ſanft im Herzen nur zu glühen!
Doch Ihr brechet aus in Feuer
und die Flamm', ein wildes Kind,
lebet ſchnell, und ſtirbt geſchwind.

Rinaldo.

O! das ſagt Dir Iſabelle:
denn gewiß! ſo heil'gem Ort
wie Dein Buſen iſt, entquölle
nimmer ſo verläumd'riſch Wort.
Wie? Du glaubſt, ich werde brechen,
was ich Dir ſo freudig ſchwor?
willſt Du ihm das Urtheil ſprechen:
prüfe doch den Freund zuvor.

Klara.

Ach! wie lange werd' ich's können?
Sprich, wie vieler Monden Friſt
wird Dein ſtolzer Geiſt mir gönnen,
Dich in Wahrheit mein zu nennen?
Sprich, wenn Du's im Stande biſt.

Rinaldo.

Bis zum Grabe reicht die Friſt —

was kann Liebende ſonſt trennen?

Klara.

Was? Ich höre Klang der Hörner,
der Dich ruft zum ſchwanken Bord,
und auf ungetreuer, ferner
Meeresfluth harrt Kampf und Mord.
Und es ſpannt der wilde Krieger
eilends alle Seegel auf,
ſchilt der Winde trägen Lauf:
denn er könnte ſich als Sieger
ſchon von rother Fluth umzogen
des vergoſſ'nen Blutes freun,
oder ſelbſt ſchon von der Wogen
offnem Grab verſchlungen ſeyn.
Und es weint daheim die Treue,
härmt um den ſich, der ſie flieht,
zittert, wann des Himmels Bläue
leiſ' ein Wölkchen überzieht,
zittert, wann die Winde ſchweigen
und im Meer das Land ſich mahlt,
zittert, wann im Sternenreigen
hell der Mond die Nacht durchſtrahlt.
Und wie ſollte ſie nicht zittern?
Wolken drohn mit Ungewittern;
ſtiller Tag und helle Nacht
eignen aber ſich zur Schlacht.

Rinaldo.

Süße, dann wirſt Du nicht klagen,
wann mich ruft das Vaterland:
Könnt' ich ihm den Arm verſagen,
an ſein Heil mein Blut nicht wagen,
wär' ich würdig Deiner Hand?

Klara.

Ach! aus dieſer Quelle fließt
jedes Leiden des Geſchlechtes,
daß es nirgends gleichen Rechtes,
ſelbſt auch liebend nicht, genießt.
So, wie ſie hervorgegangen
unaetheilt aus Schöpfers Hand,
willſt Du Deine Braut empfangen,
und Du darfſt es kühn verlangen,
wenn ſie Liebe Dir geſtand.
Jedes Blättchen muß Dir werden
Dieſes Blumenkelchs; ihr Leben,
wie es ſich enthüllt auf Erden,
alles iſt dahin gegeben.
Was empfängt dagegen ſie,
das ihr ſolch ein Opfer lohne?
von des Baumes reicher Krone,
ach! ein Blüthchen nur mit Müh.
Wem gehört Ihr?

Rinaldo.

Euch.

Klara.

O! weiche
von mir, trügerischer Mann;
Ihr gehört dem Larvenreiche
der Gedanken knechtisch an.
Glücklich! wer für diese Leere
sich den schönsten Namen fand:
Heldentugend, Gottesehre,
und die Besten, Vaterland!

Rinaldo.

O! du süße, zwote Liebe,
lästre mir die erste nicht!
wenn ich dieser ersten Pflicht
bei der zwoten treu nicht bliebe,
könntest Du mit Zuversicht
Dich vertrauen meiner Liebe?
Von Venedigs größtem Mann,
vor dem strengen Oehm, erzogen,
dacht' ich, seit ich denken kann,
seit die Knabenzeit entflogen,
nie ein andres Heldenthum,
seit dem ersten Blühn der Jugend,
nie ein andres Ziel der Tugend,
als des Vaterlandes Ruhm.

Diesem festen Jugendglauben
dank' ich alles, was ich bin:
könntest Du mir nun ihn rauben
stürb' auch unsre Liebe hin.
Was Dein Herz mir zugewendet,
war's die reizende Gestalt?
nein! der Schönheit Hochgewalt
ward an Männer nicht verschwendet.
Aber daß mit frohem Muth
ich in Schlachten schon mein Blut
für Venedigs Heil vergossen,
daß ich rühmlich mich der Schaar
alter Helden angeschlossen,
sie, als würdigen Genossen
in der blutigen Gefahr,
mich erkannt, und mich erhoben;
das hat dieses Band gewoben,
dieses süße Liebesband;
und der Erden schönste Krone
giebt in Dir dem treuen Sohne,
das gerechte Vaterland.

Klara.

Nun wohlan! ich sey der Preis,
den Du kämpfend Dir errungen:
also nun, da Dir's gelungen,
tausche nun das blut'ge Reis

gegen Blumenreiche Zweige,
daß dem leichten Liebeskranze
ſich fortan Dein Haupt nur neige,
nicht des Helmes ſchwerem Glanze.

Rinaldo.

Unverdiente Kränze drücken
ſchwer die Stirne, die ſie trägt.
Sollſt Du täglich mich beglücken
jede Stunde, die uns ſchlägt,
mich mit neuer Luſt entzücken,
muß ich auch durch edles Seyn
täglich, ſtündlich Dich verdienen:
nur im ew'gen Frühlingsſchein
kann die Welt Dir ewig grünen.

Iſabelle.

(ſich ihnen nähernd, zu Klara.)

Euer Vater! Gebet Acht!

Klara.

(aufſtehend.)

Laß uns ihm entgegen gehen.

Rinaldo.

(der auch aufgeſtanden, ſie umfaſſend.)

Werd' ich Dich auch heute Nacht
noch am Blumengitter ſehen?

Klara.

Gerne, wenn Du's wünſcheſt, Freund.

Rinaldo.

(im Gehen.)

Ach! was ſollt' ich denn beginnen?
So viel Sand noch muß verrinnen,
eh der heil'ge Tag erſcheint.

(Sie gehen weiter und begegnen in der Entfernung Kontarini'n.

Kontarini.

Beiſammen Kinder? wohl gethan! zuſammen gehören Braut und Bräutigam. Ich wünſche, daß, wann ums Haupt Euch graue Locken einſt wie um des Baumes herbſtlich gelbe Krone Marienfäden, wallen, Ihr noch immer mit dieſer Luſt, wie heut, Euch ſuchen mögt.

Rinaldo.

Es iſt ein guter Wunſch, und doppelt gut, weil er, was man ſo wenig guten Wünſchen nachrühmen kann, ſich leicht erfüllen läßt. Nicht alſo Klara?

Klara.

Ja, ſo ſagt mein Herz.

Kontarini.

Ich weiß, ich weiß es; das geringſte Maaß der Leidenſchaften iſt die Ewigkeit; und glücklich, daß es alſo iſt: es wäre

der Menſch doch allzu winzig, traut' er ſich
ſo viel Unendlichkeit nicht ſelber zu.

Klara

Wenn Ihr mir Urlaub gebt ....

Kontarini.

Sehr gern.

Klara.

(ihm die Hand küſſend.)

Schlaft wohl,
wenn wir uns nicht mehr ſehn.

Kontarini.

Nein: Ruhe, Kind,
daß morgen Du als Braut fein lieblich ſeyſt.

Klara.

(zu Rinaldo.)

Auf Wiederſehn!

Rinaldo.

Auf ſüßes Wiederſehn!

(Klara und Iſabelle entfernen ſich.)

Kontarini.

Du freuſt Dich alſo dieſes Wiederſeh'ns,
mein junger Herr?

Rinaldo.

Wie könnt' ich anders wohl?
Freut ſich der Pilger nicht, wenn ihm nun endlich
der langen Wallfahrt Ziel, der goldne Dom,

der ob dem Gnadenbilde, dem erſehnten,
dem hoffnungsreichen, ſich zum Himmel hebt,
im Morgenglanz entgegen ſtrahlt?

Kontarini.

Gewiß!
ein ſchöner Tag für beide, mich und Dich.

Rinaldo.

Der ſeltnen einer, wo die Freud' einmal
mit Sonnenkraft und Sonnenherrlichkeit
herauf ins düſtre Menſchenleben ziehet,
und jeden Schatten bannt und jeden Froſt.
Sonſt ſind die Menſchenfreuden Sterne nur,
die ſchön und zahlreich wohl die Nacht durchglänzen,
doch nie den heitern Tag herauf uns führen.

Kontarini.

Gewiß! gewiß! ein ſchöner froher Tag,
der morgen kommen wird. Auch ging die Sonne
ſo blutig unter, und die Sonne wird,
den Schwänen gleich, prophetiſch, wann ſie ſtirbt.

Rinaldo.

Sie ging in Roſen unter, nicht in Blut.

Kontarini.

In Roſen oder Blut, gleichviel! gleichviel!
iſt Feindesblut nicht lieblicher, denn Roſen?

Rinaldo.

Was ſoll das Blut an ſolchem Freudentage?

Kon-

Kontarini.

Was Blut ſoll? Ey, Du junger Menſch! Aus Blut,
zu rechter Zeit vergoſſen, ſprießet herrlich
des höchſten Erdenglückes Rieſenſtamm.

Rinaldo.

Wohl, wenn es in der Schlacht vergoſſen wird.

Kontarini.

Ey, tolle Jugend! ewig nichts, denn Schlacht,
als ob man da den Stein der Weiſen fände,
als ob des Krieges ungeſchlachtes Handwerk
des Lebens höchſte Offenbarung wäre.
Gemeines Blut fließt in der Schlacht, in Strömen
muß man's vergießen, wenn es fruchten ſoll:
ein Bächlein edlen Bluts, am Freudentage
geſchickt vergoſſen, hat ganz andern Werth.

Rinaldo.

So räthſelhaft ſind Eure Worte, Herr,
daß ich Euch bitten muß, ſie mir zu deuten:
denn zu den leichten kann ich ſie nicht werfen,
die man vergißt, eh man ſie kaum gehört.

Kontarini.

Ich kann Dir's wohl vertrau'n: Du biſt ſo thöricht,
wie Dich Dein Vater ſchildert, nimmermehr,
er will, es ſoll für Dich Geheimniß bleiben;
drum mußt Du auch, was ich Dir jetzt verkünde,
in Deine Bruſt verſchließen.

Rinaldo.

Redet, Herr.

Kontarini.

Dein Hochzeitstag wird blutig für Venedig.
Du weißt um meine Feindſchaft mit Kornaro;
wir haßten uns ſeit unſrer frühſten Jugend.
Als man mich jüngſt, nach Deines Oheims Tode,
zum Dogen vorſchlug, wußt' er mir durch Ränke
das ſchon gefaßte Scepter zu entwinden.
Mit Mühe nur, indem ich ſelbſt mich laut
erklärte wider mich, gelang es mir,
die Wahl des Frechen Willkühr zu entreißen,
und Deinen Vater auf den Dogenſtuhl
Venedigs zu erheben. Rache fordert
ſo ſchnöd' Erkühnen; in der Stille hab' ich
mit Deinem Vater ſie mir zubereitet
und morgen bricht ſie aus dem Hinterhalt.
Kornaro wird mit allen ſeinen Freunden,
und allen Edlen, die gewichtig ſind,
zum Hochzeitfeſt geladen: wann der Wein,
der Tanz, des Feſtes Jubel, nun die Gäſte
ſchon ſchwindlicht hat gemacht, ſo ſtürmt das Volk,
das uns gewonnen iſt, in den Pallaſt:
Kornaro fällt, es fallen ſeine Freunde
und alle Edlen, die ſich der Vollendung
des Werks dereinſt entgegen ſtemmen möchten.

Der alte Bau der Adelsherrſchaft bricht,
und ſtürzt zerſchmetternd auf der Herrſcher Haupt.
Zwey Drittheil von dem Volke ſind gewonnen,
die Söldner allzumal, auch Iſarel,
der den Befehl im Zeughaus führt, und ſo
iſt alles wohl berechnet zum Gelingen.
Dein Vater wird zum unumſchränkten Herzog
Venedigs ausgerufen; ich bin alt,
und will, iſt erſt die Rache mir geworden,
in Ruhe noch die kurze Friſt verleben.
Du, Du beſteigſt mit meiner Tochter einſt
den Thron Venedigs und des Mittelmeers.
Nun, biſt Du ſtumm?

Rinaldo.

Unſchlüßig, Herr, wie ich
die Rede faſſen ſoll: ſie dünket mir
als Wahrheit viel zu bunt, zu ernſt als Scherz,
und darf mir doch nichts anders ſeyn, denn Scherz.

Kontarini.

Das wär' ein froſt'ger Scherz. Nein, junger Herr,
wenn ich will ſcherzen, greif' ich's klüger an.

Rinaldo.

Und nimmermehr doch kann es Ernſt Euch ſeyn.
Wie ſagtet Ihr mir das, wovon Ihr wißt,
ich kann's nicht hören ſonder Hochverrath,
es muß mein Blut in ſolche Wallung bringen,

daß, hätt' es mir ein anderer gesagt,
er blutend schon zu meinen Füßen läge.

Kontarini.

(entrüstet.)

Wie? bist Du doch so thöricht? hat Dein Vater
doch Recht gehabt? Verkehrter Schwärmer Du,
ich gebe Dir das schönste Weib Venedigs,
Dein Vater will Dir eine Kron' erwerben,
und Du, Du murrest? Knabe, murre nicht!
Kennst Du des alten Kontarini's Zorn?
er hat so manchen, der sich stolz erhob,
dem Blitze gleich, zu Boden schon geschmettert.

Rinaldo.

Gehabt Euch wohl, ich muß zu meinem Vater.

(Er will gehen, Kontarini hält ihn zurück.)

Kontarini.

Bleib Bube! bleib, und hör' erst meinen Schluß.
Wenn nur ein Wort, ein Laut, ein flücht'ger Laut,
von Deinen Lippen, das Geheimniß bricht,
wenn ich die Quaal erlebe, daß durch Dich,
den ich im Herzen trug wie einen Sohn,
die letzte Hoffnung meines Lebens scheitert:
mit dieser Faust erwürg' ich meine Tochter,
dem Pöbel geb' ich sie zu schänden Preis,
eh Du sie je als Weib berühren sollst.

Rinaldo.

Habt gute Nacht!

(Er entfernet ſich.)

Kontarini.

O Thor! o grauer Thor!
Welch böſer Geiſt hat unter meiner Zunge
ſich eingeniſtet, daß ſie ſo zur Unzeit
des Herzens heiligſtes, bis jetzt ſo ſorgſam
verſchloſſenes Geheimniß offenbart!
Wenn er — ich kann's nicht denken — denn die Wuth
will Bahn ſich brechen durch des Buſens Wände. —
Doch — was ereifr' ich mich? Des Vaters Kälte
wird ja des Sohnes heißen Sinn wohl zähmen.
Und auf der einen Seite die Geliebte,
und einer Krone Glanz — und auf der andern — —
Nein! — Nein! ſo thöricht iſt kein Menſch, ſo thöricht
kann ja kein Menſch ſeyn, den ein Weib gebar.

(Er entfernt ſich.)

Pallaſt des Dogen.

Gemächer des Dogen ſelbſt — Abend.

Faledro und Iſarel treten im Geſpräch aus einer andern Gemache.

Faledro.

So iſt es wahr, mein wackrer Iſarel,
daß alle feſten Oerter unſer ſind,

da nun der Letzte der Befehlenden
gewonnen iſt.

Iſarel.

Mehr, edler Herr, viel mehr,
als wir gehofft, und jemals hoffen durften.

Faledro.

Das that des alten Kontarini Gold.

Iſarel.

Natürlich, edler Herr; ein ganz Gebürge
Verſprechungen und ſüßer Worte wiegt
ſo ſchwer doch nimmer, wie ein Körnlein Gold,
und auf der Wang' entſcheidet ja die Schwere.

Faledro.

So ſchlaf denn wohl, Bertuccio, wenn wir morgen
uns wiederſehn, ſo iſt der Wurf gefallen,
zum Glücke, denk' ich.

Iſarel.

Wenn der böſe Feind
nicht ſelbſt ins Spiel ſich miſcht.

Faledro.

Nur gieb wohl Acht:
wann Dich die Glocke von Sankt-Markus mahnt,
ſo brichſt Du los.

Iſarel.

Wohl, edler Herr, ich weiß;
taub will ich ſeyn für alles, meine Ohren

den ganzen Tag nur auf Sankt-Markus richten.
Schlaft wohl! zum letzten Male wünsch' ich heute
dem Dogen von Venedig gute Nacht.

(Er entfernt ſich.)

Faledro.

O wunderbar Geſchlecht! das Vaterland
verrathen ſie, nur um den Herrn zu täuſchen,
und hoffen Lohn und Glauben von dem neuen,
bei dem ſie doch durch ihren Hochverrath
die eigne Treue ſchwer verläumdet haben.

(Rinaldo tritt ſehr bewegt ein.)

Rinaldo.

Ihr ſeyd allein, mein Vater?

Faledro.

Ganz allein.

Rinaldo.

Kein Zeuge hört uns hier?

Faledro.

Was iſt geſchehen?
Wo kommſt Du her? Was hat Dich ſo bewegt?

Rinaldo.

Von einer Unterredung komm' ich, Vater,
die mir das Blut durch alle Adern jagt
gleich heißem Dampf, wie nimmer die Verzweiflung
in einer halb verlornen Schlacht gethan.
Ihr hättet Euch mit ihm, ſagt Kontarini,

verſchworen wider unſer Vaterland;
umſtürzen wolltet Ihr die Republick,
aufwerfen Euch zum Herren von Venedig;
vergießen Bürgerblut, der Edlen Blut,
in Strömen, und was mehr der Greul noch ſind.
Ich kann's nicht glauben, nur die Zuverſicht,
womit er ſprach, dringt doch mir Zweifel auf.
So komm' ich her, Ihr ſollt mir Wahrheit ſagen.

Faledro.

O! alter Schwätzer! dem das Haar umſonſt
ergraut iſt auf dem Schädel, der des Lebens
gemeinſte Kunſt, das Schweigen, nicht gelernt.

Rinaldo.

Wahr alſo? wahr? O! eine böſe Ahndung
durchflog mich, als ich Iſaceln erblickte,
der von Euch ging. Um Gottes Willen, Vater!
macht mir verſtändlich, wie ich's glauben ſoll?

Faledro.

(ſich ſetzend.)

Nur der gelaſſne Menſch iſt Herr des Lebens,
und Ruh' im Innern zwingt den äußern Sturm;
drum ſetze ſtill Dich her, und höre mich:
Venedigs Volk war frei und wählte ſich
einſt ſeine Führer, ſeine Richter ſelbſt.
Die Edlen nutzten eine trübe Zeit,
wo innre Gährung alles Recht gelähmt,

und der Gewalt die Pforten aufgethan,
um ſich der Herrſchaft Vorrecht anzumaaßen,
und bildeten nach Willkühr, ſich zu Gunſten,
des neuen Regimentes Recht und Form.
Wo iſt das heil'ge Siegel dieſes Rechtes,
daß ſcheu die Zeit an ihm vorüber gehn
und es verſchonen mußte? daß nicht einer,
dem Kraft und Klarheit die Natur verliehen,
und Macht der Dinge günſt'ger Lauf verleiht,
mit einem andern es vertauſchen dürfte?

Rinaldo.

O! ſollte die Vergangenheit entſcheiden,
was bliebe heilig auf der weiten Erde?
denn wo iſt das, was niemals anders war?
Was einſt mein Vaterland geweſen iſt,
das lebt im Geiſte nur als fremde Kunde;
doch was es heut iſt, macht des Herzens Liebe.
Wie ich's gekannt ſeit meinen Knabenjahren,
wie ich's geliebt, ſeitdem ich lieben kann:
ſo ſteht es hier als hohes Götterbild.

Faledro.

Leicht ſchafft der Jüngling ſolche Götter ſich:
denn, gleich der Morgen- oder Abendſonne,
iſt farbenreich der Jugend Phantaſie,
und nie verweigert ſie's, die ſchnell beſtochne,
die keiner Wallung widerſtehen kann,

auch das gemeinſte Zerrbild, wenn's dem Herzen
gefallen konnte, mit dem Strahlenkranz
der Heiligen zum Engel zu verklären.
Was ſiehſt Du Göttliches hier in Venedig?
Vielleicht die Freiheit, doch das Volk iſt Knecht,
und nicht das Volk allein, wir alle ſind's;
nicht nur die That, das Wort iſt hier gefeſſelt,
und keiner weiß es heut, ob nicht ſchon morgen
ein andres Leben ihm befohlen wird.
Doch die Gerechtigkeit? im Stillen richten
die Hochgebieter, und ihr Urtheil fällt
auf das verfehmte Haupt, ſo wie vom Himmel
das dunkle Schickſal auf dem Menſchen ſtürzt.
Vielleicht die freie Bahn zu Ehr' und Glanz
die hier dem reich Begabten offen ſteht?
doch ſtreng gezogen iſt der enge Kreis,
wo das Verdienſt erſcheinen darf und muß,
wenn ihm die Krone, die es ſich errungen,
das Haupt auch ſchmücken ſoll: Geburt entſcheidet,
das räthſelhafte Walten der Natur,
die oft verſchwendet in des Fiſchers Hütte,
was im Pallaſt des Dogen ſich erſpart.

Rinaldo.

O Vater! Vater! blickt, eh' Ihr Venedig
ſo ſchwer verläumdet, auf Venedigs Leben.

Eng iſt der Kreis der Herrſchenden umſchrieben,
ich geb' es zu, doch lob' ich's: denn was läßt
dem raſchen Wechſel aller Erdendinge
ſich wohl entgegen ſetzen, als der Geiſt,
der feſt beharrend, nur das eine wollend,
des Wechſels Strom gefahrlos an dem Leben
Jahrhunderte vorüber leiten kann?
Wie aber wäre das der Herrſchaft Geiſt,
wenn täglich neue Herrſcher uns erſchienen
mit neuen Wünſchen, und mit neuem Sinn?
Und wer verkennte dieſes Geiſtes Früchte?
Wie viele Städte dieſes Landes haben
nicht einſt geblüht, und liegen jetzt im Schutt?
wie viele haben nicht geherrſcht, und ſind
ſchon längſt in fremde Dienſtbarkeit verſunken?
doch jegliches Jahrhundert zeigt Venedig
uns größer, herrlicher als das vergangne.
Wie eine Thetis aus der Fluth geſtiegen,
iſt auch Venedig Herrſcherin der Meere.
Auf ebner Wogenflur ziehn ſeine Schaaren,
wo keine Felſenwand, wo keine Schlucht,
wo keines Stromes reißendes Gefälle
den Lauf des Sieges hemmt. Wohin die Fluth
ihr Reich hat ausgedehnt, wo eine Welle
nur das Geſtade netzt, da iſt der Name

Venedigs hochberühmt, und ſchreckt die Völker.
Ja, in dem Schooß des trauten Elements
ſteht ihm ein mächtig Inſelreich gegründet,
und auf der alten Götterwiege wehet,
auf Minos Burg, Venedigs Siegspanier.
Gleich einer Königin thront unſre Stadt
hier auf dem Sitz, den ihre Dienerinnen,
die immer regen Wellen, ihr bereitet,
und ſpendet, wie's der Herrin ziemt, die Schätze
des reichen Südens an Europa's Völker,
und alle huldigen und zinſen ihr.

Faledro.

So ſtand auch Rom, als Cäſar es beſiegte;
und doch heißt Cäſar noch der große Cäſar.

Rinaldo.

Der Unglückſeel'ge ſollt' er lieber heißen;
denn ſeht ihm war kein Vaterland geworden,
das ſeine Größe hätte faſſen können;
drum mußt' er groß an deſſen Trümmern werden.
Ihr habt ein Vaterland, in voller Blüthe,
in königlichem Schmucke, ſteht es da,
und harrt der großen Thaten ſeiner Söhne,
bereit, den Siegerkranz, das einz'ge Pfand
der irdiſchen Unſterblichkeit, ums Haupt
des Würdigen, der ihn erkämpft, zu ſchlingen.

Faledro.

Du träumſt: will ich Venedig denn zerſtören?
Und wen beraub' ich denn des Vaterlandes?

Rinaldo.

O! mir und allen iſt es denn verloren;
Denn, wo ein Herr iſt, giebt's kein Vaterland.
Dann hat der Knecht dem Herrn ſich zugeſchworen,
Und alle Bande löſt dieß ſchnöde Band;
Der edle Thateneifer muß erſterben,
Nicht mehr um einen grünen Siegerkranz,
Um ſchmutz'gen Sold nur kann der Thäter werben,
Erliſcht der Knecht in ſeines Herren Glanz.
O! Vater, hört was treue Liebe fleht,
Entſaget dem entſetzlichen Beginnen,
Wobei Ihr ſelbſt ſo leicht zu Grunde geht,
Und nur den Fluch der Nachwelt könnt gewinnen.

Faledro.

Ich hab' es viel bedacht; und biſt Du auch
Noch in den Jahren, wo die kecke Hoffnung,
Den Kindern gleich, die Sterne meint zu faſſen,
So glaubſt Du doch wohl nicht, daß Deine Rede
Mich lenken werde bei ſo wicht'gem Schritt.
Und ſieh! Das Opfer meines Wankelmuthes
Das wäreſt Du: Entſagt' ich dem Entwurfe,
Du kennſt den Alten, Unverſöhnlichen,

verloren wäre Dir auf immerdar
die lang' erſehnte, die geliebte Braut.

Rinaldo.

Ich weiß! ich weiß! durchbohrend iſt der Schmerz,
doch alles Erdenleid hat ſeine Grenzen;
es führt ein Weg vom Schlachtfeld himmelwärts,
wo Sterne ſchön, gleich ihren Augen glänzen.
Mein Leben acht' ich für geringen Preis,
wenn ich das Vaterland geborgen weiß.

Faledro.

Seltſamer Träumer Du! Ich kann nicht ſeyn:
ich hab' es wohl bedacht, und feſt beſchloſſen.

Rinaldo.

O! Vater! Vater! Eure Hand iſt rein,
nur rühmlich hat ſie Feindesblut vergoſſen;
wie mögt Ihr ſie dem alten Thoren leihn,
hergeben Euch zu ſeinem Mordgenoſſen?
und, ihn zu werben für den Kronenraub,
ihm dienen wollen bei der feigen Rache?

Faledro.

Laß uns nicht ſtreiten: Leidenſchaft iſt taub,
und kaltes Blut will ſo gewicht'ge Sache.

Rinaldo.

O, Vater, thut es nicht! laßt Euch erbitten!
Des Tages denkt, wo wir mit Doria
den heißen Kampf im hohen Meere ſtritten

ie keinen blutiger die Sonne ſah.
Wir waren ſchon an des Verderbens Rand,
hr fürchtet uns, und doch von Feinden war
hon Euer Schiff erſtürmt und übermannt;
att kämpftet Ihr und eine kleine Schaar;
ein Hauptmann wollte fliehen; ich ſtieß ihn nieder,
flügelte mit Gold der Ruder Schlag;
Hülfe flog ich Euch, frey wart Ihr wieder,
d unſer bald der zweifelhafte Tag.

Faledro.

thateſt, wie ein guter, tapfrer Sohn.

Rinaldo.

lobt mich nicht! ich buhle nicht um Lohn;
meiner Liebe, Vater, ſollt Ihr denken,
Eures Sohnes kühnem Mahnungswort
ſeinem Flehen jetzt Gehör zu ſchenken.
m, wie ich liebte, lieb' ich fort und fort,
ſeh' Euch wieder nahe dem Verderben,
ingt von zehnfach ſchrecklicher Gefahr:
konntet Ihr den Heldentod nur ſterben,
ſtets die Sehnſucht aller Edlen war;
aber iſt nur Schande zu erwerben
mögt gewinnen oder mögt verderben.
r fällt ihm zu Füßen, und umfaßt ſeine Knie.)
Eurem Haupte, das ich nie betrübt,
meiner Mutter heil'gem Angedenken,

die Ihr ſo treu bis in den Tod geliebt,
beſchwör ich Euch! laßt Euer Herz mich lenken,
zieht ab von dieſer Schandthat Eure Hand,
und mordet nicht das heil'ge Vaterland!

Faledro.

Steh auf, mein Sohn! wie ſich die Nacht in Licht
nicht wandeln kann, kann dieß auch nicht geſchehen.

Rinaldo.

(in heftiger Bewegung aufſtehend.)

Und muß doch! muß doch! denn ich werde nicht,
bis Euch ein Eid gebunden, von Euch gehen.
Venedig darf nicht fallen. Wollet Ihr
bei Eurem Heile mir ſein Heil verheißen?
Schwört, Vater, ſchwört! ich weiche nicht von hier,
ſollt' ich den Schwur Euch mit Gewalt entreißen.

Faledro.

(aufſtehend.)

Verwegner Jüngling! willſt Du Deinem Herrn
und Vater drohen? Fort aus meinen Blicken!
bleib, wie Du willſt, von meinen Thaten fern,
nur wag' es nicht, das Ziel mir zu verrücken.

Rinaldo.

Ihr habt entſchieden. Wohl, ich werde gehn;
doch nicht umſonſt iſt mir ein Arm geworden.
Wißt, auf Venedigs Seite werd' ich ſtehn,
und wollet Ihr das Vaterland dann morden,

ſo ſoll der Sohn Euch mit verloren gehn.
Dort vor dem Richter in den Sternenhallen,
ſoll wider Euch mein ſchweres Zeugniß ſeyn,
und mit dem Blute derer, die gefallen,
ſoll Eures Kindes Blut um Rache ſchrein.

Faledro.

Thu, was Du willſt! gieb Vater auf und Braut,
von Deinem Götzen Vaterland zu fröhnen;
Thron oder Grab muß mein Beginnen krönen,
denn ſchon zu vielen iſt es anvertraut.
Thu, was Du willſt! Geh hin, mich zu verrathen,
mich aufzuopfern für Venedigs Heil;
verdunkeln kannſt Du alle Heldenthaten,
den Vater liefern unter's Henkerbeil.

(Er kehrt ſeinem Sohne den Rücken und entfernt ſich ſchnell in das Gemach, woraus er gekommen war; Rinaldo bleibt noch einen Augenblick unbeweglich ſtehen, die Stirn mit beiden Händen haltend, dann entfernt er ſich in heftiger Bewegung.)

Zweite Abtheilung.

Ein anderes Gemach im Pallaſt des Dogen.
In tiefen Gedanken geht Rinaldo langſamen Schrittes hin und her, auf dem Tiſche liegt ein aufgeſchlagenes Buch, wovor zwey Kerzen brennen.

Rinaldo.

Das Recht iſt eins, doch tauſend heißt die Sünde —
drum iſt die Sünde leicht, und ſchwer das Recht. — —
Iſt heiliger das Land, das die Natur
in ihrer dunklen Werkſtatt unterm Leben
geſchürzt hat? — oder jenes, das wir ſelbſt
geknüpft im lichten Kreiſe des Bewußtſeyns
und des Entſchluſſes? — Iſt der Menſch verpflichtet,
jedwede Schuldverſchreibung anzunehmen,
die eine räthſelvolle, ja ihm feindlich
geſinnte Macht nach Willkühr auf ihn ſtellt? — —
Den Vater hat mir die Natur gegeben,
der Geiſt, ein Vaterland. — Natur und Geiſt,

zwo Elemente, die wohl in der Höhe
und in der Tiefe fr[illegible] sich verbinden,
im Leben aber feind[illegible]h sich begegnen.
Und wenn sie unversöhnlich nun im Kampf,
wie Windsbraut gegen Windsbraut, sich erheben,
auf wessen Seite tritt der arme Mensch? —
Nie heischt die Tugend mit dem Geist uns brechen,
und oft mit der Natur. — Doch wie der Mensch,
der unglückseel'ge Mensch, sich auch entscheidet,
Reu' oder Schmerz ist der Entscheidung Lohn. — —
Ein sichrer Hafen ist das Grab; da fluthen
wie hoch das Meer auch schwillt, die Wässer nicht,
und, wie der Heiland einst die wilde See,
bedräu't der Tod den wilden Lebenssturm. —
Ein Feiger aber richtet seine Segel
der Heimath zu, wann sich des Gegners Flagge
am Horizonte, Schlacht verkündend, zeigt. —
Was ist so kindisch leicht denn wie der Tod?
und welch Verdienst ist bei dem leichten Opfer? —
Nicht sterben, handeln ist die Loosung hier,
die Wahrheit steht vor meinem innern Auge,
wie vor des Sünders Blick das Hochgericht. —
O! hätt' er mir das Gräßliche verschwiegen!
ich wäre, kämpfend für die heil'ge Sache
glorreich gefallen mit dem Vaterlande.

Jetzt fall' ich ruhmlos, wenn ich mit ihm falle,
als Heuchler, als Verräther, weil ich's nicht
gerettet habe, da ich's retten konnte. — —
Und doch — des Vaters heilig Haupt, die Braut,
die, meiner Liebe heißen Schwüren trauend,
ihr Lebensglück auf mich gegründet hat — —
Nein! nein.

(Kalergos tritt ein.)

Kalergos.

Ihr habt . . . . .

Rinaldo.

Ich hab' Euch rufen lassen,
mein alter Freund und Meister, nehmt Ihr's übel?

Kalergos.

Wie seltsam redet Ihr, mein junger Freund!
sagt nur, was Ihr begehrt.

Rinaldo.

Belehrung wieder
nach alter Weise.

Kalergos.

Freudig geb' ich sie,
wenn ich's vermag, denn wer bepflanzt nicht gern
dankbares Erdreich?

Rinaldo.

Seht, ich las jetzt eben,

das Buch des alten Konsuls von den Pflichten.
(auf das Buch deutend, das auf dem Tische liegt.)
Ihr wißt, ich hab' es immer hoch geschätzt.

Kalergos.

O! hätten wir der Griechen Schriften noch,
woraus der Römer seine Weisheit schöpfte!

Rinaldo.

Ja, ja! so hätten wir des Dunklen mehr.

Kalergos.

Des Dunklen, Freund?

Rinaldo.

So sagt' ich; denn seht her!
(er liest ihm vor.)
„Wie? wenn nach Tyranney der Vater strebt,
„wenn er das Vaterland verrathen will,
„verschweigt es wohl der Sohn? Nein, er versucht
„durch Bitt' und Drohung jenen zu bewegen,
„und wenn es nicht gelingt, und er den Fall
„des Vaterlandes fürchten muß, so zieht er
„zuletzt das Vaterland dem Vater vor."
Und früher soll bey Tempelraub der Sohn
den Vater wissend vor Gericht vertreten.
Wo ist das Licht nun, das bei ähnlichem
verworrenem Geschick dem Zweifelnden
des Labyrinthes rechten Ausweg zeigte?

Leer aber, fruchtlos, nenn' ich alles Forſchen,
das nicht dem Leben größre Klarheit bringt.

Kalergos.

Ich auch. Doch find' ich keine Dunkelheit:
denn deutlich hat der Weiſe hier entſchieden.

Rinaldo.

Das iſt ein ſchwankes Wähnen, kein Entſcheiden.
Ein feſter Anker iſt dem Urtheil noth
im Strome der Gedanken und Gefühle;
hier iſt kein Anker — oder zeigt mir ihn.
Nur eins iſt Recht, und heiſcht die Kindesliebe:
daß ich des Vaters Raub beſchönige,
warum nicht auch verhehlen den Verrath?

Kalergos.

Wiegt denn Verbrechen mit Verbrechen gleich?

Rinaldo.

Gleich! gleich! Und wenn auch nicht, wer möchte wohl
als Sterblicher mit ſeiner ſchwachen Hand,
die Waage faſſen, und die Sünden wägen?

Kalergos.

Ja, die Vernunft darf That mit That vergleichen,
und Pflicht mit Pflicht, und ſo den Raum vertheilen,
der zwiſchen Höll' und Himmel innen liegt:
und irrt ſie auch, iſt ſchuldlos doch der Menſch;
er mißt dann mit dem einzigen wahren Maaße,
das ihm geworden iſt.

Rinaldo.

So nehmt dieß Maaß
und meßt, und ſagt mir, welche Pflicht iſt höher,
die gegen Vater oder Vaterland?

Kalergos.

Viel läßt ſich ſagen, wenig nur entſcheiden
in dieſem luft'gen Raum' der Allgemeinheit;
denn vieles drängt der Menſch ins Wort zuſammen,
und alles iſt geſchieden in der Welt.

Rinaldo.

Das ewig Wahre nur iſt mir das Wahre:
mit gleichem Grundmaaß meſſen wir die Trift,
die unſre Heerden nähret, und den Himmel,
auf deſſen Flur die tauſend Sterne weiden.
Drum ſprecht das Urtheil aus: darf je der Sohn
den Vater, der des Vaterlandes Fall
beſchloſſen hat, darf er ihn je verrathen,
ihn überliefern einem Blutgericht?

Kalergos.

Das Vaterland iſt nicht der todte Boden,
es ſind die Menſchen nicht; es kann dem Auge
nicht ſichtbar werden, fühlbar nicht der Hand,
es iſt der unſichtbare Gottesgeiſt,
wie er in einer Zeit, in einem Volke
ſich offenbart. Der Menſchen Geiſter ſind
des krafterfüllten Stammes Blüthentriebe,

und ihren Duft, und Schmelz, und ihre Frucht
verdanken ſie des Stammes regem Leben.
Wenn nun der Geiſt der Einzelnen ein Zweig
des groſsen Geiſtes iſt, ſo ſteht und fällt
er auch mit ihm: und ſeht, er überlebet,
den ſpäten Blumen gleich im trüben Herbſt,
nur ſelten hier, und da kaum eine Tugend
des freien Vaterlandes Untergang.

Rinaldo.

O wahrlich! aus den Tiefen meiner Seele
ſind die Gedanken an den Tag gebracht.

Kalergos.

Drum ſag' ich auch, und wie mir däucht, mit Recht,
das Vaterland ſteht höher, denn ein Vater,
und kömmt die Wahl, gebührt der Vorrang ihm.

Rinaldo.

Allein bedenkt des Vaters hohe Würde,
und was wohl einem heilig wär' auf Erden,
wenn es dem Sohn des Vaters Haupt nicht iſt?

Kalergos.

Geheiligt iſt das Land, das einen Sohn
an ſeinen Vater knüpft, der ihn gezeugt,
für ihn geſorgt, eh noch des Aethers Wellen
in ſeine Bruſt gedrungen, fort und fort
im treuen Herzen ihn getragen hat.
Der erſte Vater war der erſte König,

und Recht und Pflicht, die Angeln unſers Lebens,
verdanken ihre Gründung jener Stunde,
worin der erſte Vater ſeinen Sohn,
den erſten, von der Mutter Schooß empfing.
Drum iſt des Vaters Haupt ein heiliges,
wie des geſalbten Völkerhirten Haupt.

Rinaldo.

Hier Heiliges, und dort auch Heiliges:
was aber thut der unglückſeel'ge Sohn,
wenn ihn ſein Schickſal zwingt zur grauſen Wahl?

Kalergos.

Noch ſtellt' es keinen zwiſchen dieſe Flammen.

Rinaldo.

Noch keinen? Was? in ſo viel tauſend Jahren
noch keinen einzigen? Ich wäre — — doch
beſinnt Euch beſſer. Sollte nicht die Zeit,
wo noch der Menſch, die wahre Heimath nicht
im Himmel ſuchend, auf der Erde feſter
ſich angeſiedelt hatte, ſollte nicht
die Zeit ein ſolches Schickſal in ſich ſchließen?

Kalergos.

Nicht eines — nein, gewiß! — zwar der Korinther
Timoleon ließ ſeinen Bruder morden,
weil er Korinth in Feſſeln ſchlagen wollte.

Rinaldo.

Was gilt ein Bruder? Wenn er viel uns iſt,

ſo iſt er uns ein Freund: des Freundes Haupt
iſt werth und theuer, aber nicht umſtrahlt
von jenem Heil'genſcheine, der uns beugt.
Nein! einen Vater gebt!

Kalergos.

Ihr kennt den Römer,
der ſeine Söhne ſelbſt zum Schwerdt verdammte.

Rinaldo.

Was iſt ein Sohn? und damals, wo das Leben
des Kindes noch dem Vater eignete?
der Römer warf ſein Gut, er warf die Freude
des eignen Lebens hin mit ſeinen Söhnen,
wer durfte fragen, warum thuſt Du ſo?
Nein! einen Vater nennt:

Kalergos.

Ich kann es nicht.
Wozu dieß Forſchen auch? Die Wirklichkeit
iſt ſchon ſo reich an Räthſeln und an Zweifeln,
an deren Löſung ſich der Geiſt kann üben;
was ſollen uns die eitlen Fragen noch,
geſchickt nur, leere Stunden auszufüllen?
Noch, ſeht Ihr, hat das Schickſal keinen Menſchen
gezwungen zu der gräßlichen Entſcheidung,
und keinen, hoff' ich, wird es dazu zwingen.

Rinaldo.

O! ſagt das nicht! Die reichſte Phantaſie,

ſelbſt wann die Gluth des Fiebers ſie beflügelt,
iſt bettelarm dem Schickſal gegenüber.
Nicht wirklich könnte werden, was ein Menſch
erſonnen hat, wenn's auch noch nicht geworden?
Ihr irrt! Ihr irrt! O! ſchaut den Himmel an!
ſeit wie viel tauſend Jahren ſchmückt er ſich
mit bunten Wolken heut, mit ſchwarzen morgen;
und nimmer kehrt das alte Bild zurück.
Wie unerſchöpflich oben an Geſtalten
der Himmel iſt, iſt unter ihm das Leben.

Kalergos.

So iſt es ſeltſam wenigſtens, daß heut,
am heil'gen Abend Eures ſchönſten Tages,
ſo düſtre Forſchung Euern Geiſt beſchäftigt,
wo er mit Freudenbildern ſpielen ſollte.

Rinaldo.

Das acht' ich weiſe: denn man kann den Ernſt
nicht früh genug zu ſeiner Freude miſchen;
das Schickſal will kein reines Glück, und bittrer
geräth die Miſchung unter ſeinen Händen.
Drum ſagt mir Euer Urtheil als ein Meiſter
in aller alten Weisheit: darf der Sohn
dem Vaterlande je den Vater opfern?

Kalergos.

Erwägen muß der Sohn des Vaters Leben,
was größern Theil dran hat, ob Schuld, ob Tugend,

erforschen muß er seines Herzens Grund,
zu sehn, aus welcher Quelle dort der Wunsch:
das Vaterland zu stürzen quillt, ob Rachsucht,
ob Ehrgeiz, oder Selbstvertheidigung;
ihn zu dem nächtlichen Entschluß getrieben;
erwägen muß er, ob das Vaterland
nicht siecht an schweren unheilbaren Uebeln,
vielleicht des strengen Arztes, wie sein Vater
ihn werden will, nicht mehr entrathen kann.

Rinaldo.

Das soll der Sohn erwägen? ew'ger Himmel!
ein Mensch? Wenn er's vermag, so ist er Gott,
und ist er Gott, was braucht er's zu erwägen?

Kalergos.

Und müßt' es doch. Deshalb auch wird es schwer
ein immer wahres Urtheil hier zu fällen.
Setzt aber irgend einen Fall.

Rinaldo.

Nun wohl:
Ich sey der Sohn, der Doge sey der Vater,
Venedig sey das Vaterland. Ihr kennt
uns alle drey: kennt meines Vaters Leben,
worin kein Tag ist, dessen sich der Beste
auf Erden schämen müßte. Setzet nun,
daß er Venedigs Fall geschworen hätte,
er, den Venedigs höchste Würde schmückt,

daß er der Edlen Untergang beſchloſſen,
auf ihren Leichen ſich den Thron zu bauen.
Wenn ich das wüßte, ſagt, was müßt' ich thun?

Kalergos.

Ein ſchwerer Fall, den in der Wirklichkeit
um keinen Preis der Erde löſen möchte.
Doch Dichtung iſt es; alſo gönnt mir Friſt,
mit allem Ernſte will ich ihn erwägen,
in wenig Tagen ſag' ich Euch Beſcheid.

Rinaldo.

In wenig Tagen? Wohl — ſehr wol — mein Freund! —
in wenig Tagen — nun — vergeßt es nicht —
und ſo habt gute Nacht.

Kalergos.

Die wünſch' ich Euch.

(Er entfernt ſich.)

Rinaldo.

(nach einer Pauſe.)

in wenig Tagen? — Wirklich? — Großer Gott!
es ob das Schickſal warnend vor uns träte,
und ſpräch': in wenig Tagen werd' ich kommen,
denke, wie Du mich empfangen willſt.
as Schickſal kommt, ſo wie des Menſchen Sohn,
eich einem Dieb', urplötzlich in der Nacht;
it allen ſeinen Schrecken ſteht es da;
r Kampf beginnt, wohl dem der Waffen hat,

und wehe dem, der sie erst schmieden will!
O! Thoren! Thoren wir mit unsrer Weisheit!
am Ufer sitzt sie grübelnd und berechnend,
und will das Fahrzeug lenken, das gefährlich
hoch auf des Meeres Wellenbergen treibt.

(Matteo tritt ein; an der offenen Thüre zeigt sich Gefolge.)

Matteo.

Ich komm' Euch ungelegen, edler Herr.

Rinaldo.

Ich kann's nicht läugnen, nicht zur besten Zeit.

Matteo.

Verzeiht mir, Euer Vater sendet mich.

Rinaldo.

Was will mein Vater?

Matteo.

Herr, er bittet Euch,
bis morgen das Gemach nicht zu verlassen;
er wird Euch selbst darüber Rede stehen.
Mir ward der Auftrag, Zeugen hier zu lassen,
daß Ihr genau gethan nach seinem Wunsch;
drum muß ich Eure Waffen mir erbitten.

Rinaldo.

(nach einer kurzen Pause.)

Verhaftung also?

Matteo.

Das nicht eben, Herr;
nur Einſamkeit — auf wenig Stunden nur.
Ihr habt vielleicht durch ein zu raſches Wort . . .

Rinaldo.

Ein raſches Wort. — Ganz recht. — Seht nur, Matteo.
(Er nähert ſich dem Matteo, der an der Thüre ſtehen geblieben iſt.)
Ich kann Euch wohl erzählen, wie es kam;
(Er legt die Hand vertraulich auf ſeine Schulter.)
Ihr waret immer unſers Hauſes Freund.
(Er faßt ihn plötzlich bei der Bruſt, und ſchleudert ihn heftig bei Seite; dann ſtürzt er mit gezogenem Schwerdt zur Thüre hinaus, indem er ruft:)
Zurück hier, wem das Leben lieb noch iſt!

Matteo. (ſich beſinnend.)

Hin iſt er, hin, als ob ein Sturmwind ihn
davon geführt. — Ich alter Thor, ich laſſe
von einem Jüngling ſo mich überliſten! —
Vielleicht recht gut: wer weiß, was noch geſchehen,
was draus geworden wäre: denn der Herr
iſt ſtreng, der Sohn iſt heftig, und viel ſchlimmer
muß doch die Sache ſeyn, als ich gewähnt.

Ein Diener.

(die Thüre öffnend.)

Erlaubt Ihr uns zu gehn? der iſt ja fort.

Matteo.

Warum auch hieltet Ihr ihn nicht?

Diener.

Ey, Herr!

wer hat ein Leben je zu viel gehabt? —

(ſich umſehend.)

Wer kommt? — Es iſt der Doge.

(Er tritt zurück und öffnet die Thüre; Faledro und Kontarini treten ein.)

Faledro.

(ſich umſehend.)

Nun! Matteo,

wo iſt mein Sohn?

Matteo.

Nicht hier mehr, gnäd'ger Herr!

Kaum hatt' ich den Befehl ihm angekündigt,

ſo warf er rieſenſtark mich aus dem Wege,

und mit gezogenem Schwerdte ſtürzt' er fort.

Faledro.

So könnt Ihr gehen; aber ſchweigt, Matteo.

(Matteo entfernt ſich.)

Ein böſer Streich, der Schlimmres ahnen läßt!

O! hättet Ihr geſchwiegen, alter Freund.

Kontarini.

Es war ein unglückſeel'ger Augenblick.

Fale-

Faledro.

Was uns verdirbt, iſt ſtets ein Augenblick.
Die Augenblicke, glaubt mir, ſind gefährlich:
ſie rächen ſich, daß wir gering ſie achten,
von Stunden nur, von Tagen und von Monden
mit Ehrfurcht reden, und mit einem Nur
als werthlos und ohnmächtig ſie bezeichnen.

Kontarini.

Ihr ſpottet mein, daß Ihr mir jetzt das ſagt,
wo ein Entſchluß uns noth iſt, ein Entſchluß
der über Tod und Leben kann entſcheiden.
Ihr müſſet ihn durchaus verhaften laſſen.

Faledro.

Das iſt unmöglich: ſicher käme dann
ans Tageslicht, was jetzt doch noch vielleicht
in der gewünſchten Nacht verborgen bleibt.

Kontarini.

Und wenn er nun in ſeinem Wahnſinn geht,
und uns verräth?

Faledro.

Ihr habt's ihm offenbart.

Kontarini.

Kennt Ihr die Folgen?

Faledro.

Seit dem Augenblicke,

wo der Gedank' in meinem Geiſt entſprang,
erkannt' ich klar, wohin es führen könnte.

Kontarini.

Er wird es nicht. Nein, ſag' ich, nein! er wird
und kann es nicht. Verloren, weiß er wohl,
verloren wär' auf ewig die Geliebte;
und feurig liebt er ſie, das ſag' ich Euch,
mit Leidenſchaft.

Faledro.

Ich kenne meinen Sohn:
erklärt er ſich für unſre Widerſacher,
ſo hat er ſeiner Liebe ſchon entſagt.

Kontarini.

Ihr meint, er könnte ....

Faledro.

Nein, das mein ich nicht.
Das Wollen möcht' er haben; das Vollbringen
iſt nur ſo leicht nicht, wo des Vaters Leben
in einer Schaale liegt: eh ſein Entſchluß
noch reifen kann, iſt unſrer ausgeführt.

Kontarini.

Wie doch? mein theurer Freund.

Faledro.

Nichts iſt verändert:
Nur was des Abends erſt beim Hochzeitfeſte
geſchehen ſollte, das geſchieht des Morgens.

Man läutet Sturm, als zeigte ſich die Flotte
der Genueſer in Venedigs Nähe:
die Edlen eilen nach dem Rathspallaſte,
auch drängt das Volk erſchrocken ſich herbei;
und im Gedränge fällt, wer fallen muß.

Kontarini.

Und ſind davon die Unſern unterrichtet?

Faledro.

Noch freilich nicht; doch ſoll es gleich geſchehn.

Kontarini.

O! hätten wir ihn feſt!

Faledro.

Wir haben ihn
nun einmal nicht.

Kontarini.

Wer aber iſt uns Bürge . . .?

Faledro.

Wann hat die Zukunft Bürgen je geſtellt?
und doch hat ſeit Jahrtauſenden der Menſch
auf nichts ſo viel gewagt, wie auf die Zukunft.
Was Ihr befürchtet, Freund, das fürcht' ich nicht;
der Sohn kann ſeinen Vater nicht verrathen:
ob hier der Vater nicht den Sohn verliert,
das iſt ein andres. Jüdiſch wär' es freilich
von dem Geſchick, ſo hohen Preis zu ſetzen;
doch laßt es kommen; wer den Schatz will heben,

muß nicht den Drachen ſcheun, der ihn bewacht.
Ich ſcheu' ihn nicht, und ſo — habt gute Nacht.
(Er reicht ihm die Hand, und ſie entfernen ſich mit einander.)

Bernardo's Wohnung.

Rinaldo und Bernardo im Geſpräch.

Rinaldo.

Ein Traum? ein Scherz? — bin ich ein Schalksnarr denn?
und iſt jetzt Faſching, wo die Narrheit herrſcht,
damit nachher die Weisheit ruhig herrſche?

Bernardo.

Du ſprächſt im Ernſte?

Rinaldo.

Wie mich meine Mutter
im Ernſt gebar. Wohl faſſ' ich Deine Zweifel:
denn toller geht ein Mährchen nicht hervor,
im wilden Hexentanz der innern Sinne,
wenn ſie der Schlaf hat vom Geſetz entbunden.
Hier aber, ſag' ich Dir, hier iſt kein Traum;
hier iſt nur Wahrheit, und ſo grauſenvolle,
daß alles ſich mit Schrecken enden wird.

Bernardo.

Ein Streich der Hölle! Ja, wenn etwas Schlimmeres
in dieſes Mondnachtleben ſpuken könnte,
ich ſchriebe dieſen Streich ihm zu. Dein Vater —

der Vater Deiner Braut! — Ey Satan! Satan!
ein Meiſterſtück von allen Meiſterſtücken! —

Rinaldo.

Das aus dem Hafen, wo ſo lieblich ſchon,
ſo blüthenreich das Ufer mich umfing,
hinaus mich wieder treibt ins wüſte Meer.

Bernardo.

Und welche Wahl! Von ſo viel hundert Tagen,
wo jeder lang genug iſt, alle Sünden,
die ewiglich verdammen, zu begehn,
von allen grade Deinen Hochzeitstag,
um Dir die ſüße Feier zu vergällen.

Rinaldo.

Von keiner ſüßen Feier rede mehr!
Das iſt vorbei, Bernardo, iſt entflogen,
wie jene bunten Träume, die als Knabe
ich in der Kindheit Morgenroth geträumt.
Schwarz iſt der Mittag mir herauf gezogen,
und wenn die Wolke gnädig ſich entladet,
ſo trifft ſie mindeſtens Rinaldo's Haupt.

Bernardo.

Das ſoll ſie nicht, beim Himmel!

Rinaldo.

Und wie anders?
mein Vater will und kann nicht mehr zurück:
er will nicht, weil ſein eiſenfeſter Sinn

kein Rückwärts kennt; er kann nicht, weil zu Viele
in ſein Geheimniß eingeweiht ſchon ſind,
die, wenn der Preis des Helfers ihnen fehlte,
wohl nach dem Preiſe des Verräthers griffen.

Bernardo.

Gewiß! gewiß! Gold iſt der einz'ge Kitt,
der Pöbelherzen haltbar an uns bindet.

Rinaldo.

So ſteh' ich mitten zwiſchen meinem Vater
und meinem Vaterlande, gleich als ſtänd' ich
in mitten zweier Heere, die ſo eben
im Sturm der Schlacht ſich grimmig treffen wollen;
und darf zurück nicht treten, — darf es nicht.

Bernardo.

Wir trieben draußen, wollt' ich, auf der Fluth,
wann ſich die Wogen und die Wolken küſſen!

Rinaldo.

Das wollt' ich auch, denn dort iſt keine Wahl:
hier ſoll ich wählen, das iſt mehr als Tod.
Ich muß mich auf Venedigs Seite ſtellen,
ich fühl' es, daß ich's muß; allein ich fürchte
Venedig fällt, und fruchtlos ich mit ihm.

Bernardo.

Wie thöricht, Freund! und fruchtlos ſag' auch ich.
Ich ſage mehr, daß, wenn Venedig fällt,
es deſto tiefer fällt, je mehr der Edlen

in ſeinen Sturz mit ihm begraben werden:
mit dieſer Kraft verſchwindet auch die Hoffnung,
von ſeinem Falle jemals zu erſtehn.

Rinaldo.

Was bleibt mir dann? den Vater zu verrathen,
ſein Haupt zu bringen unters Henkerbeil.

Bernardo.

Den Vater? biſt Du raſend? — Wüßt' ich nicht,
daß Deines Innern Aufruhr aus Dir redet,
ich litte Dich nicht unter meinem Dache,
weil Du ſo Gräßliches zu denken wagſt.
Drei heil'ge Weſen ſind vom Ew'gen ſelbſt,
in dieſe Sterblichkeit geſetzt: der König
auf ſeinem Thron, der Prieſter am Altar,
der Vater in dem Hauſe; dieſe ſtellen
die hohe Drei, des Himmels, des Geſetzes,
der Menſchlichkeit uns dar. Der Vater aber
dünkt mich der Allerheiligſte von allen:
denn aus der Menſchlichkeit erſtehend reifen
wir dem Geſetz, und dann dem Himmel zu.

Rinaldo.

Und wenn Du all dieß Heilige zuſammen
in eines faſſeſt, nenn' ich's Vaterland.
Kein Glaube brächte Troſt dem Erdenſohne;
die Menſchheit blüht' im Schatten des Geſetzes
nicht ihrer herrlichen Beſtimmung zu;

ja selbst die schöne Frucht der Menschlichkeit,
die Tugend, könnte nicht auf Erden reifen,
wär' in den unermess'nen Lebensräumen
des Vaterlandes Kreis uns nicht gezogen,
der uns das Leben mißt nach unsrer Kraft.
Und fallen sollt' ich's lassen? Nein! viel eher
läßt der Allmächt'ge seine Himmel fallen.

Bernardo.

Doch Deinen Vater willst Du fallen lassen —
nein! selbst ihn stürzen? Könntest Du den Frevel,
den gräßlichsten, der je ein Menschenherz,
so lange Herzen schlagen auf der Erde,
empöret hat, verüben, o! so wünscht' ich,
ich hätte jenem Kandier, der Dich
erlegen wollte, nicht das Haupt gespaltet:
so wärst Du hingegangen sonder Makel,
und noch mit Recht von Tausenden beweint.

Rinaldo.

O! ja, Bernardo, hättest Du dem Speer,
der nach mir zuckte, freien Lauf gelassen!
vor welchen Quaalen hätt' er mich bewahrt!
Du hast es nicht gethan: nun steh' ich hier,
dem Sünder gleich, dem sein heimtück'scher Henker
die Wahl der Todesmarter überläßt.
Denn daß ich handeln muß, das siehst Du ja.

Bernardo.

Ich ſeh' es nicht, und werd' es nimmer ſehn:
für Deinen Vater willſt Du ja nicht handeln,
und wider ihn — nein! nein, das kannſt Du nicht

Rinaldo.

Du haſt kein Vaterland: O! hätteſt Du's,
und wär's ein Eisfeld in dem ſtarren Norden,
ein Sandmeer in der glutherfüllten Wüſte,
Du ſprächſt nicht ſo, Du könnteſt ſo nicht ſprechen.

Bernardo.

Ich hatt' ein Vaterland. Erinnre Dich,
was mich auf ewig hat daraus getrieben:
des Vaters Fluch — ein ungerechter Fluch,
dem ſchwachen Herzen durch Verrath und Liſt,
durch eines böſen Weibes Kunſt entriſſen.
Und doch war's Vaterfluch, und brannte doch
ein hölliſch Feuer ewig in der Seele,
trieb mich von Land zu Land, von Meer zu Meere,
aus blut'ger Schlacht in blutigere Schlacht,
des Tags Gedanken und der Nächte Traum
mit der Erinn'rung ſchwarzen Saft vergiftend.
Mit Recht! mit Recht! denn warum fügt' ich mich,
der Sohn in ſeines Vaters Willen nicht?
warum vermocht' ich nicht ein böſes Weib,
da ſie mein Vater liebte, zu ertragen? —
Er ruhet nun, hat in der Ewigkeit

wohl von des Sohnes Haupt den Fluch genommen;
ein reiches Erbe harrt schon Jahrelang
in meiner Heimath herrenlos: ich mag
dahin nicht kehren, wo er mich verflucht,
wo ewig alles, was mein Ohr berührte,
der Pappeln Rauschen, und der Wässer Brausen,
des Vaters Fluch mir wiederholen würde.
So unglückseelig, Freund, bin ich geworden:
soll ich auch Dich in gleichem Elend sehn?

Rinaldo.

Und wenn des Vaterlandes öde Trümmer,
der wüste Schauplatz seiner alten Größe
mich einst verflucht, wenn einst die Steine selbst,
vom Blut erschlagner Edlen noch geröthet,
den Fluch mir zuschrein unter meinen Tritten,
was dann? was dann? Bernardo, sprich, was dann?

Bernardo.

Ein Hirngespinnst? Wo ist das Vaterland?
In Deinem Herzen trägst Du's; seinen Fluch
kannst Du vernichten, wann Du selber willst.

Rinaldo.

Das Vaterland ist wirklich, wie der Geist,
ist wirklich wie der ew'ge Herr der Himmel,
den auch das Herz nur scheut. Mit heil'gem Eide
hab' ich dem Vaterlande mich verflichtet,
für meine Treu' ihm meine Seeligkeit

verpfändet unbedingt; dem Vaterlande
gab mich der freie ſelbſtbewußte Geiſt,
dem Vater die blind handelnde Natur:
auf Deine Seele, ſprich, wen muß ich retten?

Bernardo.

Erhalte dieſen, und laß jenes fahren;
Du kannſt es ewig doch für Dich nicht retten,
denn der Verfluchte hat kein Vaterland.

Rinaldo.

Kein Vaterland! — So ſprich, was müßt' ich thun?

Bernardo.

Was? Schweigen, und das Schickſal walten laſſen.
Biſt Du es, der das Vaterland will ſtürzen?
führſt Du den Streich, der ſeine Freiheit mordet?
Kann denn Venedig unter Einem Herrn
nicht fröhlich blühn, wie unter tauſend Herren?
Und wann des Vaters Tod einſt auf den Thron,
den Du verfluchſt, Dich ruft, wer hindert Dich
ihn zu zerſchlagen, und an ſeiner Statt
den alten Stuhl der Freiheit herzuſtellen?

Rinaldo.

Dann? wann der hohe Geiſt der alten Freiheit
entflohen iſt? — zu ſpät — zu ſpät, Bernardo!
Der Frühling kommt, die Sonne kehrt zurück
zu unſern Sternen, Thal und Höhe glänzen;
an Blumen, die des Baches Bahn bekränzen,

labt wieder ſich der neu beſeelte Blick;
und linde Düfte wallen auf und nieder
her wehend von des Waldes Blüthenhaupt:
ach! nur dem Geiſte kehrt kein Frühling wieder;
der grünt nicht mehr, hat ihn der Sturm entlaubt.

(nach einer kurzen Pauſe in der er nachſinnend geſchwiegen, reicht er Bernardo'n plötzlich die Hand.)

Schlaf wohl! Ich fühl' es, meine Stirn iſt heiß;
ich will ſie kühlen in der kühlen Nacht.
Das Leben iſt ein ſchwerer, ſchwüler Tag,
wohl dem, den ſchon die Nacht hat abgekühlt.

(Er entfernt ſich ſchnell.)

Bernardo.

Wer iſt Dir Bürge, daß Dich jene Nacht
erfriſchen wird? — Ach, armer, armer Freund!
gefährdet iſt die Ruhe jenes Schlummers,
in dem Du Deinen Tag vergeſſen willſt.

(Er geht ihm nach.)

Offene Straße. Mondhelle Nacht.

Rinaldo und Iſarel begegnen ſich.

Iſarel.

Gott grüß' Euch, edler Herr.

Rinaldo.

Ach! Iſarel!
woher ſo ſpät?

Iſarel.

Von Eurem Vater, Herr.

Rinaldo.

n Dogen? ſo?

Iſarel.

Er ließ mich zu ſich fordern.

chäfte —

Rinaldo.

So?

Iſarel.

Ja; doch wie find' ich Euch
pät luſtwandelnd in Venedigs Straßen?
Bräut'gam freilich liebt den ſanften Mond.

Rinaldo.

ſchlecht Geſindel, und verliebte Jugend
ganz beſonders für den Mond geſtimmt.
) ſind nicht alle Wandrer in der Nacht
beiden eins, wie Ihr an uns jetzt ſeht.
) rief die Pflicht, und ich — will einmal noch
Straßen und Gebäude dieſer Stadt
Auge faſſen; denn wer weiß, was morgen
gute Mond hier noch beſcheinen wird.

Iſarel.

ſo, mein edler Herr? Wir wohnen ja
an des Aetna's Fuße; mit dem Meere

hat's nicht Gefahr; und daß der jüngste Tag
so nah seyn sollte, kann ich schwerlich glauben.

Rinaldo.

Der jünaste Tag der Welt — o! wahrlich, nein!
der jüngste Tag Venedigs — meint Ihr nicht?

Isarel.

Zwar ist Venedig keine Musterstadt
der Keuschheit und der Ehrlichkeit zu nennen;
doch ist es auch kein Sodom und Gomorrha.
Ihr spottet Eures Dieners, edler Herr.

Rinaldo.

(ihn bei der Hand fassend.)

Ihr seyd ein Ehrenmann, treu und verschwiegen,
den man mit Recht zu großen Dingen braucht;
das werd' ich rühmen, wo der Ruhm Euch frommt.
Doch, daß der Sohn in seines Vaters Plänen
einheimisch seyn wird, könnt' Ihr Euch wohl denken.
Kommt morgen nicht Venedigs jüngster Tag?

Isarel.

Sprecht leiser, edler Herr. Verzeihet mir,
ich meinte, weiß ich selbst doch kaum warum,
man hätt' Euch ins Geheimniß nicht gezogen.

Rinaldo.

Wie wär' es möglich? Hat mein Vater schon
die Aendrung des Entwurfs Euch kund gethan?

Iſarel.

Das hat er, edler Herr: ſchon in der Frühe
ſoll nun geſchehn, womit wir ſonſt den Tag
zu ſchließen dachten. Aber ſagt mir doch,
wenn ich es wiſſen darf, weshalb der Doge
von ſeinem erſten Plane ſich entfernt,
der doch, fürwahr! nicht kleinen Vortheil bot.

Rinaldo.

Ein ungelegenes Ereigniß, Herr.
Ihr wißt, auf meine Hochzeitsfeier war
des Vaters Plan gebaut. Nun, dieſes Feſt
wird morgen nicht begangen: denn die Braut
ist unverhoft erkrankt, und wenn der Schreck,
in ſolcher Schreck zum Uebel ſich geſellte,
es könnte leicht gefährlich für ſie werden.
Das iſt es: zaudern wollten wir nicht länger . . .

Iſarel.

Nein! wie die Sachen ſtehn, iſt nicht zu zaudern.
Ja, wo ein Weib im Spiel iſt, weiß es Gott!
es iſt auf nichts zu rechnen, noch zu bauen;
es wandelt unter unſern Füßen ſich
der Erde feſter Grund in ſchwanke See.
Doch, Dank dem Himmel, daß kein ſchlimmrer Vorfall
des Planes Aendrung heiſchet: denn auch ſo
war das Gelingen mir nicht zweifelhaft.

Rinaldo.

Mir doch! mir doch! Venedig, werther Herr,
iſt ein gar alter, ſtarker Felſenbau.

Iſarel.

Was giebt's ſo Starkes, edler Herr, auf Erden,
das nicht ein Stärk'res ſich dagegen fände?
Was Klugheit, Vorſicht und Erfahrung können,
hat unſer gnäd'ger Herr ins Werk gerichtet,
und keine läſ'gen Diener ſoll er finden.
Nur Blut muß fließen, alles edle Blut;
denn wenn man damit ſparſam wollte ſeyn,
und da zu ſchonen dächte, ja, dann könnten
wir wohl im Hafen noch zu Grunde gehn.
Den Wald bloß niederhauen, reicht nicht hin,
wo man den Grund zum Anbau will bereiten;
bis auf die Wurzel muß der Baum heraus.
Nun, nun, ich weiß, auch dafür iſt geſorgt.
Schlaft wohl, Hochedler Herr! die Nacht rückt vor,
und wenig Stunden bleiben uns zur Ruhe.
Laßt Eurer Gnade mich empfohlen ſeyn.

Rinaldo.

Auch Ihr, ſchlaft wohl, mein werther Herr! Genießet
der Ruhe Wolluſt heute noch, denn thöricht
iſt alles Hoffen auf den künft'gen Tag.

(Iſarel entfernt ſich.)

Ri-

Rinaldo.

(allein.)

Ich dacht' es wohl, daß sie nun ihre Bahn
abkürzen würden, da sie mir nicht trauen. —
Sie können mir nicht trauen, müssen eilen,
sie müssen — müssen; und wie sie, so muß
auch ich nun eilen, muß demselben Strome,
auf dem sie schiffen, wagend mich vertrauen,
in wenig Stunden für Jahrtausende,
für Erd' und Ewigkeit, mich keck entscheiden. —
O wehe, wehe schon, wann Sturm und Sturm
in Feindschaft sich begegnen auf der Fluth;
doch zehnfach wehe, wann sich zwo Gedanken,
der Freiheit Kinder aus der innern Welt,
zum Kampfe feindlich treffen in der Zeit,
im Sklavenreiche der Nothwendigkeit!

(Er entfernt sich.)

Dritte Abtheilung.

Garten an Kontarini's Pallaſt. Nacht.
Im Hintergrunde des Pallaſtes, worans eine Stadtthür zu einem Blumengarten führt, der nach vorn von einem mit Rosen beſetzten Gitter umſchloſſen iſt.

Rinaldo kommt, Klara tritt aus dem Gitter, Iſabelle bleibt darin zurück.

Klara.

Endlich! endlich! O wie lange
ließeſt Du die Freundin warten!
ängſtlich lauſcht ſie Deinem Gange,
ſcheu durchſchweift der Blick den Garten,
kehret wieder ungeſtillt;
fand nicht das geliebte Bild.

Rinaldo.

Zürne nicht, holdſeel'ge Freundin!
Iſt es mir doch ſelbſt ein Räthſel,
was mich heute ſo verſpätet.

Klara.

Nun, Du willſt vielleicht bei Zeiten
an vergeblich banges Harren
nich gewöhnen, willſt mir zeigen,
aß die Ungeduld des Bräut'gams,
ie ſo ſüß dem Herzen ſchmeichelt,
ur hin bis zum Altare reicht.

Rinaldo.

Spotte nicht, Du Heißgeliebte!
nverdient trifft mich Dein Spott.
Bloß ein Zufall — weiß der Himmel!
ie es kam — ich war ſo müde,
ollte dieſen Ort nicht laſſen,
ier des trauten Dunkels harren,
s Du wieder mir erſchienſt.
nter eines Baumes Zelt
des Parkes dichter Waldung
t' ich mich; rings um mich ruhte
les ſchweigend, nur von ferne
ört' ich dumpf das Meer ſich wiegen.

Klara.

nd entſchliefeſt?

Rinaldo.

Und entſchlief.

Klara.

räumteſt auch?

Rinaldo.

Ja wohl, Geliebte.
Aber nicht die ſüßen Träume,
die dem Bräutigam geziemen,
von der Liebe künft'ger Wonne.
Irgend ein heimtückiſch Weſen,
neidiſch auf mein freundlich Schickſal,
flocht mir in den ſüßen Schlummer
ſinnverwirrend einen böſen,
ſchwarzen Traum, von dem ich immer
mich noch nicht ermuntern kann.

Klara.

Sage, Lieber, was Dir träumte:
böſe Träume bringen Gutes,
gute Böſes, wie Gewitter
oft das Morgenroth uns bringt.

Rinaldo.

Aus dem tiefſten Abgrund holte
dieſer Traum wohl ſeine Farben.
Denke Dir, mein Vater hatte
mit dem Deinen ſich verſchworen
zu Venedigs Untergange;
hatten unſre Hochzeitfeier
ſich erleſen, um die Edlen
bei dem Feſt zu überfallen.
Alle, alle ſollten bluten;

daß kein Zweig des edlen Stammes
übrig blieb', in dem Venedigs
Freiheit einſtens wieder ſproßte:
denn mein Vater wollte herrſchen,
auf die Trümmer unſrer Freiheit
gründen ſeinen Herrenſtuhl.

Klara.

O! des widerwärt'gen Traumes!
quälend wie ein böſer Narr.

Rinalde.

Ja in tief umnachtend Dunkel
hatten ſie vor mir den grauſen
blut'gen Plan gehüllt; doch alles
ward mir kund, nur weiß ich nicht mehr,
wie's mir kund ward und von wannen.
Wie vorm offnen Höllenrachen,
ſtand ich ſchwindelnd niederſchauend
in den rettungsloſen Schlund.
Und der Zweifel Furienreigen
teufliſch grinſend mich umwand:
ſollt' ich reden, ſollt' ich ſchweigen?
mich zu meinem Vater neigen,
oder zu dem Vaterland?
Sollt' ich dieſes von den Höhen
ſeiner Freiheit, ſeiner Macht
in die Knechtſchaft ſtürzen ſehen?

ſoll es in der ew'gen Nacht
der Verachtung untergehen,
die des Sklavenvolks Geſchick
einhüllt vor der Nachwelt Blick?
Nein! es ſoll nicht! nimmer! nimmer!
ſchwor ich ihm doch heil'gen Eid:
ja, verflucht des Tages Schimmern,
der, beleuchtend ſeine Trümmern,
noch Rinaldo's Aug' erfreut! —
Doch wie ſoll ich — kann ich retten?
zeiget mir die Hölle doch
hier Venedigs Sklavenjoch
und den Vater dort in Ketten;
ſeines Ruhms durch mich beraubt,
hin zum Blutgerüſt gezogen,
und den Nacken ſchon gebogen,
blutend ſchon ſein heilig Haupt. —
Dich auch ſeh' ich vor mir beben,
gleich der Todten ſtarr und bleich;
denn es trifft mit ſeinem Leben
unſer Glück der Todesſtreich. —
O der gräßlichen Verkettung!
hier auf Erden keine Rettung
kein' im engen Grabesraum — —

(ſich beſinnend.)

Doch — zum Glück — es war ein Traum!

Klara.

Gott ſey Dank! es ſtarrt mein Blut —
Ach! wie konnteſt Du ſo träumen?
kann des Baches reine Fluth
denn auch giftig brennend ſchäumen?
Gott ſey Dank! es war ein Traum!
O! daß Du mir ihn erzähltеſt! —
Aber ſprich, — ich hörte kaum
wie er ausging, wie Du wähltеſt.

Rinaldo.

Konnt' ich's bei ſo grauſer Wahl?
Nein! zum Tode, wär's in Flammen,
kann der Menſch ſich ſelbſt verdammen;
aber nicht zur ew'gen Quaal.
Doch mich dünkt zum Vaterlande
neigt' im Kampfe ſich das Herz.

Klara.

Ja, im Traume wohl, im Traume,
doch im Leben wahrlich nicht!

Rinaldo.

Wär' es Wahrheit nun geweſen,
und ich hätte Dich gefragt,
Deines Herzens treue Liebe,
ſprich, was hätte ſie geſagt?

Klara.

O! wie könnt' ein ſchwaches Mädchen

friedlich in dem ſtillen Schatten
dieſes Hauſes, dieſes Gartens
aufgewachſen, die des Lebens
ungewittervolles Treiben
nur wie eine Dichtung kennt,
wie doch möchte ſie dem Helden,
der es ſchon ſo oft bekämpfte,
rathen in dem ſchwerſten Kampf? —
(Kurzes Stillſchweigen.)
Doch, ich ſpräche, laß uns fliehen
von dem klippenvollen Strand!
hier kann uns kein Glück mehr blühen. —
Vater, oder Vaterland —
ach! wem iſt die Kraft verliehen,
ſtillen Herzens, ſichrer Hand,
hier das Todesloos zu ziehen?
Ja, ich ſpräche, laß uns fliehen
an den fernſten, rauhſten Strand!
Laß ein friedlich Thal uns finden,
das Verborgenheit verſpricht;
da wird keine heil'ge Pflicht
uns an fremde Thorheit binden;
und wann unſre Blick' auch nicht
vor der Blumen Pracht erblinden,
ſchön läßt doch der Kranz ſich winden,
wenn ihn treue Liebe flicht.

Rinaldo.

Schwer nur würd' ich widerſtreben
dieſer Lockung ſüßem Laut.
Aber kann der Zweig noch leben,
den das Beil vom Stamme haut?
Magſt ihn in die Erde ſenken,
und ihn pflegen immerdar;
magſt ihn ſonnen, magſt ihn tränken,
nimmer ſprießt ſein grünes Haar.
Und ihm gleicht, vom Vaterlande
losgeriſſen, ja der Mann;
ſind geſprengt die heil'gen Bande,
o! was iſt ſein Leben dann?
Wenn ich fliehend mit Dir zöge
jetzo, da in meiner Hand
ſeine Rettung liegt, betröge
ich dann nicht mein Vaterland?
wäre nicht die Treu' gebrochen,
die mein Eid ihm zugeſagt,
die mein Leben ihm verſprochen,
der zu trau'n es oft gewagt?

Klara.

Vaterland. — Mich zu betrüben
iſt's in Deinen Mund gebannt;
in den Herzen unſrer Lieben
liegt allein das Vaterland

und, von dieſen erſt geſchieden,
ſind wir fremd in dieſer Welt,
und für unſers Herzens Frieden
iſt es gleich, worauf hienieden
unſre heiße Thräne fällt.

Rinaldo.

Kennteſt Du die heil'gen Bande,
ſprächſt Du ſolches Wort nicht aus:
Ihr ſeyd fremd dem Vaterlande,
Ihr habt nur ein Vaterhaus.

Klara.

Ihr ſeyd fremd im Band der Herzen,
in der Liebe Blüthenreich,
wißt mit Liebe nur zu ſcherzen,
achtet loſem Schmuck ſie gleich.
Liebteſt Du, wie drängte ſich,
hergelockt von keinem Kummer,
keinem Schmerz, in Deinen Schlummer
wohl ein Traum ſo fürchterlich?
Sieh, mein Traum iſt wie mein Leben
ſtets mit gleicher Wonn' erfüllt,
denn er leiht zu ſeinem Weben
Züge nur von Deinem Bild.
Ließeſt Du die Liebe walten,
wären Deine Traumgeſtalten
nicht ſo gräßlich, ſchreckend wild.

Rinaldo.

Kannſt Du mich ſo hart verklagen?
Nein! ich weiß Du zweifelſt nicht.
Trüb' ich einſt in künft'gen Tagen
Deiner Augen ſchönes Licht,
O! ſo laß Dein Herz Dir ſagen,
daß mein Glück die Schuld kann tragen,
aber meine Liebe nicht. —
Doch Du ſollſt zur Ruhe gehen;
Mitternacht ſchon rief die Uhr,
und ich ſeh' auch, der Arktur
ſinkt ſchon von des Himmelshöhen.

(Sie umarmend.)

Drum, Geliebte, gute Nacht.

Klara.

Ja, der Morgen wird nicht ſäumen.
Ruhe ſanft, Dein ſeltſam Träumen
hat uns um die Zeit gebracht.

Rinaldo.

(Sie nochmals bewegt umarmend.)

Gute Nacht! — gute Nacht!

(Er entfernt ſich raſch.)

Klara.

(ſich dem Gitter nähernd.)

Was macht ſo den Muth ihm wanken? —
Wär' es mehr wohl, denn ein Traum? —

O! ihr thörichten Gedanken,
warum geb' ich euch doch Raum?

(Sie ſetzt ſich auf eine Bank am Eingange des Gitters und ergreift ihre dort liegende Laute.)

Klinge, Freundin, deren Klang
oft ſchon Ruh' ins Herz mir ſang.

(Sie ſingt und ſpielt.)

Es hüpfet das Mädchen auf blumiger Au,
und windet ſich Kränze gar bunt, gar viel;
ſchön blühn ja die Blumen, roth, gülden und blau,
und Blumen nur ſind ſein wonniglich Spiel:
denn voll von Glauben iſt noch die Bruſt
an ewiges Spiel und ewige Luſt,
an ewigen Frühling im irdiſchen Raum,
an ewiger Jugend holdſeligen Traum.

Die Jungfrau ſitzet am Abend und lauſcht,
vom Lilienlichte des Mondes umblüht,
von himmliſchen Thränen ſo ſeelig berauſcht,
der Nachtigallen hinſchmelzendem Lied:
denn ſchmerzlich und wonnig durchbebet die Bruſt
der Liebe heimliche, ſehnende Luſt;
und ihres Herzens wehmüthigen Drang,
ihn deutet ihr freundlich der ſüße Geſang.
Die Blumen ſind welk, verſtummt iſt das Lied;
es irrt bei den Sternen der thränende Blick,

wie ſterbend ein Schwan die Fluthen durchzieht,
und ſuchet des Herzens verlorenes Glück;
weil Glauben und Liebe vergangen ſind,
ſo ſtärket die Hoffnung, das Sternenkind,
mit Balſam des Troſtes die ſchmerzende Bruſt,
verkündend der Heimath ewige Luſt.

Iſabelle.

(aus Gitter tretend.)

Kommt, Signora; es iſt ſpät,
denn der kühle Thau des Morgens,
den ich ſpüre, könnt' Euch ſchaden;
und Ihr müßt zu Ruhe gehn.

Klara.

Wohl, ich komme, denn ich fühle
ſelbſt die feuchte Morgenkühle
von der See herüber wehn.

(Sie geht in das Gitter.)

Kloſterkirchhof.

Rinaldo und der Prior ſtehen im Geſpräch an einem Grabmaale.

Rinaldo.

Laßt mein Geheimniß, hochehrwürd'ger Vater,
in Eures Buſens letzte Tiefen fallen,
da wo ſie grenzen an das ew'ge Seyn,
und niemals tauch' es auf an dieſes Licht.
Ihr ſeyd ein Prieſter, drum vertraut' ich's Euch;

mich dünkt, es hat die Erde keinen Schlüſſel
zu Eurer Bruſt: Ihr gebt und hoffet nichts.

Prior.

Seyd ohne Sorgen, edler Herr: Geſandte
der Ewigkeit in dieſem Erdenleben
gehören wir der großen Herrin an,
und ihr vertraut Ihr, was Ihr uns vertraut.

Rinaldo.

So rathet mir denn als ein Diener Gottes,
deß Urtheil keine Erdenrückſicht ſtört,
den nicht wie uns ins Leben tief Verflochtne
der Leidenſchaften falſcher Rath verführt,
vor dem ich immer an den Sühnungstagen
mein Herz erſchloſſen habe ſonder Hehl.

Prior.

Wenn ich nicht rathen kann, ſo will ich tröſten.

Rinaldo.

O! heil'ger Vater! reißend wie die Fluth
iſt meines Schickſals Lauf; es wird der Tag,
wo Ihr mich tröſten könntet, nie erſcheinen,
denn dann iſt alles troſtlos ſchon entſchieden.
Man ſagt — Ihr ſagt es ſelbſt, daß Ihr des Herrn
Geheimniſſe verwaltet hier auf Erden:
mein Schickſal iſt ein ſchauderhaft Geheimniß,
an deſſen Löſung meine Seeligkeit,
der Unergründliche geknüpft; o! übet

nun Euer heilig Amt, und helft mir's löſen.
Ich rede nicht mehr von des Lebens Glück,
nicht von der Ehrenbahn, die vor dem Blick
ſich weithin dehnend, reich an Kränzen, lag,
nicht mehr von ihr, mit der mich dieſer Tag,
der nun im Oſten bald ſich wird erheben,
zu treuer Liebe ew'gem Frühlingsleben
vereinen ſollte bis ans ferne Ziel:
ach! dieſe ganze Blüthenſchöpfung fiel,
und wie ſich auch mein Schickſal mag geſtalten,
kein Lenz wird ſie zum zweiten Mal entfalten.

Prior.

Warum jedwede Hoffnung von Euch ſtoßen?
der Menſch kennt ja das Heute nur, die Kunde
von Morgen hat der Herr ſich vorbehalten.

Rinaldo.

O laſſet! laßt! Wie thöricht wär' die Frage
nach meiner Zukunft freudigem Gehalt!
O! wär's entſchieden, wenn ich dem entſage,
fürwahr! Ihr hörtet nimmer eine Klage;
das Grab begrenzt des Schickſals Allgewalt.
Doch ſoll ich einſt, dem eignen Aug' ein Grauen;
den Abſcheu vor mir ſelbſt aus dieſer Zeit
hinübertragen in die Friedensauen
der großen Pilgerruh, der Ewigkeit?
Soll mich als Ungethüm die Nachwelt kennen,

das durch Verirrung der Natur ans Licht
geboren ward? Soll, um dem Böſewicht
der Schande Feuermaal tief einzubrennen,
der Enkel i[illegible] mit meinem Namen nennen,
weil er der Ehre letzten Halmen bricht?
Dieß Gräßliche muß über mich ergehen,
irrt jetzt vom rechten Wege meine That;
drum, heil'ger Vater, hört — o! hört mein Flehen,
und leitet mich mit Eurem frommen Rath.

Prior.

Aus Eurer Kindheit, Euern Jugendſpielen
und Jünglingsthaten kenn' ich Euer Herz,
das, wie der Strom des Thales, Niedrung ſucht,
und nach dem Pole der Magnet ſich wendet,
das Rechte wählt und Gott Gefällige.
Folgt dieſem Herzen, beſſer wird's Euch führen,
als ein Geſetz aus einer fremden Bruſt.

Rinaldo.

O! wonnig klingt ſolch Lob aus heil'gem Munde,
doch haltet Euern Rath mir nicht zurück.
Vom Wort des Herrn beſitzt Ihr tiefe Kunde,
wie ordn' ich ihm gefällig mein Geſchick?
Seht! mit dem Licht naht die Entſcheidungsſtunde,
und mit dem Unglück ſteht die Zeit im Bunde,
und reißend kömmt des Falles Augenblick.

Prior.

Es zeigen die Geſtirne wohl dem Schiffer
die Richtung ſeiner Fahrt; doch Klipp' und Strudel
muß ihn die eigne Kunſt vermeiden lehren:
ſo zeigt uns auch das Wort des Herrn die Straße,
die nach dem Eden führt; doch Brücken bauet,
und Wege ſprengt es nicht, wann hier und da
ein Strom, ein Fels die Wandrung unterbricht.

Rinaldo.

Wo find' ich Rath, denn in des Lebens Irren,
wenn ſelbſt des Himmels Zunge mir verſtummt?

Prior.

Das Wort des Herrn iſt ein für alle Zeit
und Ewigkeit geſprochenes Geſetz,
kein Traumbuch für des Lebens wilde Träume.
Um die zu löſen, muß das Leben ſich
in ſeiner tauſendfältigen Geſtaltung
mit allen wunderſam verſchlungnen Bahnen
der Leidenſchaften, ſeiner Wandelſterne,
in unſerm Innern abgeſpiegelt haben.
Das iſt mein Loos nicht: in des Kloſters Frieden
umſchlang die Seele faſt kein irdiſch Band;
von meinem Vater ward ich früh geſchieden;
und ob den Sternen liegt mein Vaterland.

Rinaldo.

O wüßtet Ihr, mit welchem Hochentzücken

ein blühend Vaterland das Herz erfüllt;
wie nichts auf Erden so uns mag beglücken,
nicht so des Busens kühnste Wünsche stillt!
Des Lebens Richter ist es: Euern Werth
mögt Ihr in seinem Spruche treu erschauen,
und sonder Thorheit, die Euch selbst entehrt,
dem hoch ersehnten Zeugniß freudig trauen.
Und von der Kindheit frühstem Morgenroth
bis Euch der letzte Lebensstrahl verzittert,
bewahrt es Euch die Freundschaft unerschüttert;
sie trennt nicht Leichtsinn, nicht Geschick, nicht Tod.
Wie viel auch Menschen Euch geliebt im Leben,
doch reißt der Tod aus jeder Brust Euch aus;
wie des Gewitters Nachgewölk' verschweben,
die man geborgen hat ins dunkle Haus;
wie viel auch Thränen das Geleit Euch geben,
selbst die Geliebte weint sich endlich aus.
Das Vaterland denkt des Getreuen immer.
ob lang' ihn schon des Grabes Nacht umhüllt,
und pflanzt zuletzt auf seine eigne Trümmer
noch für die Nachwelt sein bekränztes Bild.

Prior.

Ich weiß es nicht: drum sollt Ihr Euch vertrauen,
und Euer Heil auf meinen Rath nicht bauen.

Rinaldo.

Auf klippenvollem Meer bei Sturmeswuth,

im Feld der Schlacht bei blutigem Getümmel,
da räth' uns wohl der eigne Sinn und Muth;
denn was das Herz da ſpricht, das ſpricht der Himmel;
und welchem Schickſal Ihr auch da verfallt,
es übt nur bis zum Grabe die Gewalt.
Doch, wann die Geiſter in das Leben dringen,
und rieſengroß den Leitſtern uns verbau'n,
und Zeit und Ewigkeit zuſammen ſchlingen:
wer iſt ſo frech, ſich ſelbſt dann zu vertraun?
Drum frag' ich Euch, bei des Erlöſers Leiden!
was muß ich thun, um recht hier zu entſcheiden?

Prior.

Auf gleicher Höhe ſtehn, nach Chriſti Wort,
des Sohnes und des Bürgers heil'ge Pflichten,
denn beide ſind des Lebens größter Hort;
doch wie ihr unheilvoller Streit zu ſchlichten,
das hat der Herr uns ſelbſt nicht kund gethan;
hier müßt Ihr wandeln auf der eignen Bahn.

Rinaldo.

So will denn Erd' und Himmel mich verlaſſen
bei dieſer finſtern, grauſenvollen Wahl? —
Wohlan! es mag der Abgrund mich erfaſſen;
mir ganz allein in der Verdammten Zahl
fällt ſonder Schuld das Loos der Höllenquaal.

Prior.

Ihr wißt, wem wir erlaſſen ſeine Sünden,

dem iſt vergeben auch im Himmelreich;
und was Ihr wählen mögt, ſo werd' ich Euch
kraft meines Amts von aller Schuld entbinden,
weil, wie auch immer Euch der Schein verdammt,
doch Eure That aus reinem Herzen ſtammt.

Rinaldo.

Ich weiß, Ihr könnet löſen, könnet binden;
doch löſt Ihr auch der Sünde ſchweren Bann,
was frommt es, wenn ich nimmer Ruhe finden,
wenn ich mir ſelber nicht vergeben kann?

(Man hört Geläut.)

O, heil'ger Vater! nur ein einzig Wort.

Prior.

Die Glocke ruft mich an den heil'gen Ort;
nie hab' ich ſchwerern Herzens ihn betreten;
lebt wohl, mein Sohn, ich werde für Euch beten.

(Er entfernt ſich.)

Rinaldo.

(nachdem er eine Weile, in tiefes Sinnen verſunken, an das Grabmal gelehnt, unbeweglich geblieben iſt.)

O Vater im Himmel! ich bin Dein Kind,
wie alle, die ſchon im unendlichen Raume
der Zeit, an des Lebens ewigem Baume
in Deinem Garten verblühet ſind.
Du haſt ſie gerettet, haſt ihnen gemeſſen
wie Sonne, ſo Sturm;

Du mißest ja beides jeglichem Wurm;
warum, Allgütiger mich vergessen?
warum mit dem riesigen Maaße mir messen,
womit Du der irdischen Wallfahrt Last
noch keinem gemessen hast? — —
Aus Deinem Lichtmeer, Glänzender, sende
mir einen einzigen Strahl herab,
daß ich zum Wege des Heiles mich wende,
er führe zum Leben, er führ' ins Grab.
Den Sternen hast Du ja Licht verliehen:
ach! sieh die Sterne bedürfen kein Licht;
nach ew'gem Gesetz gefügt durchziehen
sie ihre Bahnen, und irren nicht.
Den Menschen allein, der aus eigner Kraft
die Bahn sich schafft,
der selber des Wandels Gesetz sich macht,
den hast Du getaucht in die finstere Nacht,
ihm keine Sonne gegeben.

(Pause, in welcher er allmälig an dem Grabmal niedersinkt, so daß er endlich vor dem Hügel kniet.)

Was immer der Himmel
an schützenden Engeln
auf irdischer Wallfahrt
zum Menschen gesellte,
die Weisheit, die Freundschaft,
die Liebe, den Glauben,

ich habe ſie bittend, flehend, beſchwörend
um Rath gefragt. — —
Wohl redet die Freundſchaft
wohl redet die Liebe;
doch beide, ſie ſchöpfen
aus irdiſcher Quelle,
und nicht aus dem ewigen Borne das Wort;
und Weisheit und Glaube,
die heiligen Träger
der Fackeln des Lebens,
ſie tauchen die Flammen
hinab in der Zweifel erſtickende Fluth. — —
Verſtummt nun das laute,
geſchwätzige Leben,
ſo möge denn Wunder
auf Wunder ſich häufen,
ſo rede Du,
behutſamer, klüger,
der immer geſchwiegen,
um nicht zu verrathen
der Gräber Geheimniß,
Du ſtummer Tod.

(ſich auf den Hügel beugend.)

O! ſeelig Entſchlaf'ner,
den Vater ich nannte,
Du treulicher Pfleger

der himmliſchen Blüthen
in Deinem Geliebten,
hier kniet Dein Sohn in den Tod betrübt.
Im Leben ſchon warſt Du
als Schatten noch warſt Du
die feurige Säule,
die Nachts in der Wüſte
des Lebens mich führte.
Und lebet die ſchöne,
die leuchtende Seele,
entflogen den Hüllen
der irdiſchen Täuſchung,
nun leuchtender, ſchöner
im ewigen Aether;
ſo ſey mir noch einmal
die leitende Fackel,
und ſende von drüben
ein Zeichen der Weiſung dem Wankenden zu.

(Kurze Pauſe.)

O ſende, ſende Dein Zeichen ſchnell!
ſchon hat der Hahn den Morgen begrüßt —
die Nacht zerfließt,
und drüben im Oſten wird's ſchauerlich hell.

(Er bleibt eine Weile, die Stirn auf dem Hügel gedrückt, unbeweglich liegen; dann hebt er das Haupt empor.)

Wie Himmel und Erde, ſchweigt auch das Grab —
auch hier nicht Rath für des Herzens Angſt!
(Er ſteht auf.)
Was irr' ich auch um wie ein Nachtgeſpennſt,
und ſtöre die Todten in ihrer Ruh?
nicht aus der Höhe noch Tiefe glänzt
ein Strahl erhellenden Lichtes mir zu. —
So will ich, wie oft in der tobenden Schlacht,
nur hören des inneren Führers Rath,
und, nur vertrauend der eigenen Macht,
mich ſtürzen kühn in die ſtarrende Nacht,
vollbringen die ſchrecklich entſcheidende That:
welch gräßlicher Fluch mein Lohn auch ſey!
ich fühle von jeglicher Schuld mich frei. —
Und graute vor mir dem himmliſchen Licht,
und ſpice das Leben mich ſchaudernd aus;
ins dunkele Haus
erſchallen die Flüche der Erde nicht.
(Er entfernt ſich.)

Straße vor dem Kloſter.

(Auf der einen Seite im Grunde eines mit einer Mauer umſchloſſenen Hofes ſieht man das Kloſter, auf der andern Leoni's Palaſt.)

Rinaldo tritt aus der Kloſterpforte, und nähert ſich dem Palaſt, plötzlich aber bleibt er unſchlüſſig

ſtehen, geht dann einige Schritte nach einer andern Richtung, und bleibt wieder ſtehen.)

Rinaldo.

Du goldner Sand der großen Uhr der Welt,
o! rinne nicht ſo flüchtig, Heer der Sterne!
Was mögt Ihr eilend Großes denn gewinnen?
Kein Himmel, keine Hölle harret Eurer;
Euch treibt die Zeit nicht, denn Ihr ſchafft ſie ſelbſt,
die Schadenfrohe. — Oder bangt Euch ſchon,
mit anzuſchauen, was ein Ungeheuer
will gegen ſeinen Vater unternehmen? —
iſt darum Euer Antlitz ſchon ſo bleich? — —
Wohl iſt es gräßlich: eine Purpurwange
verbliche drob; und Wunder wär' es nicht
wenn alles Leben, alle Pulſe ſtockten. — —

(Er thut wieder nachdenkend einige Schritte.)

Daß er ſo hoch ſteht — ach! das iſt mein Elend!
Wär's nur ein Edler, eine Warnung brächte
ſchon den Bedrohten Rettung. — Er iſt Doge:
mit fürchterlichen Waffen kann er kämpfen,
drum muß ihm fürchterlich der Gegner nahn;
das zehnmal durchgeriſſene Gewebe
vermag er zehnmal wieder anzuknüpfen,
drum muß er fallen, ſoll Venedig ſtehn.

(Er naht ſich dem Pallaſt und bleibt einige Schritte vor dem Eingange ſtehen.)

O böſes Haus! Du übertünchtes Grab!
ein kurzer Schritt nur über Deine Schwelle
wird mich ein Glück, wird mich ein Leben koſten,
wie das Geſchick und die Natur noch keines
für einen Sterblichen ſo reich begabt. —
Und alles iſt unwiederbringlich hin,
auf ewig hin, wenn Dich mein Fuß betritt:
der Abgrunds-Pforte gleichet Deine Schwelle,
und was kann uns erlöſen aus der Hölle? — —

(Er thut wieder einige Schritte zurück.)

Und wenn ich fremden Mundes mich bediente? —
ſo hätte doch die Zunge nicht das Wort,
das fluchenswerthe des Verraths geſprochen. —
Pfuy! eine Baſtardthat, im Ehebruch
der Tugend mit dem Kleinmuth ſchnöd' erzeugt. —
Mein ſoll der Erdkreis alle Thaten nennen
wozu ich einſt vor Gott mich will bekennen.

(Er nähert ſich in heftiger Bewegung der Thüre und klopft mit Ungeſtüm zu wiederholten Malen.)

Es iſt geſchehn! — — O! wären ſie doch taub,
ſo taub, daß ſie der Donner ſelbſt nicht rührte,
daß die Poſaune des Gerichtes ſie
vergebens riefe: — denn ſo könnt' ich ſagen:
ich hab's gewollt, obwohl ich's nicht vollbracht. — —
O theurer Vater — Klara, Du, Geliebte!
vergebt dem Unglückſeeligen. — Doch nein!

Ihr, könnt ja nicht vergeben — ach! es liese
ja wider die Natur — ich bitte nichts. —
Ihr könnt, wie ich den Schmerz Euch nicht kann sparen,
Euch vor des Hasses Schlange nicht bewahren —
sie stirbt — vielleicht — am Tage des Gerichts.

(Ein Diener öffnet und erscheint an der Pforte des Pallastes; Rinaldo zieht sich unwillkührlich zurück.)

Diener.

(sich umsehend.)

Wer pocht vorm Hahnenruf uns aus dem Schlaf?

Rinaldo.

Der Hahn hat schon gekräht. Wie wagst Du's doch,
hier unter des wahrhaft'gen Gottes Himmel
so frech zu lügen?

Diener.

Freund, habt Ihr gepocht?

Rinaldo.

Das hab' ich: führe mich zu Deinem Herrn.

Diener.

Zu meinem Herrn? Er schläft — kommt morgen wieder.

Rinaldo.

Du willst nicht? — Gut — Eins aber sag' ich Dir:
es geht um Leib und Leben und um Gröseres. —
Du willst nicht? — nun, auf Deinen Kopf — ich gehe;

und morgen ſchläfſt Du ſo, daß man nicht vor
nicht nach dem Hahnenruf Dich ſtören wird.

Diener.

(ihn näher betrachtend und erkennend.)

Um Gotteswillen, edler Herr, ſeyd Ihr's?
des gnäd'gen Dogen Sohn?

Rinaldo.

Was nennſt Du mich,
verwegener Geſell?

Diener.

Verzeiht mir, Herr.
Die Thür iſt offen, wenn es Euch gefällt.
Ich eile, meinem Herrn es kund zu thun.

(Rinaldo tritt an die Thüre, bleibt noch einen Augenblick unſchlüſſig ſtehen, und ſtürzt dann hinein. Der Diener folgt.)

Gemach in Leoni's Palaſte.

Rinaldo tritt ein.

Rinaldo.

(tief in ſich ſelbſt verſunken.)

Er muß — er muß! — Beim heil'gen Sakrament —
bei ſeiner Hoffnung auf das ew'ge Heil — —
und giebt es einen ſchaudervollern Eid,
mit dieſem Eide ſoll er mir's beſchwören — —
Er iſt ein frommer Mann — ſein Schwur iſt gut. —

Wenn er ſich weigert? — Wohl. — Ein leichter Vorhang
vor unſerm innern Leben ſind die Lippen —
und dennoch mit Gewalt ihn aufzuheben,
wo iſt die Macht auf Erden, die's vermag?

(Leoni im Nachtkleide tritt ein.)

Leoni.

Willkommen, edler Herr, wenn ich Euch anders
willkommen heißen darf zu dieſer Stunde,
wo ſchwerlich ein erfreuliches Ereigniß
Euch zu mir führt.

Rinaldo.

Das Rad des Lebens ſchwingt
ſo ſchnell ſich um, daß man nie ſagen kann,
was oben iſt, ob Jammer oder Luſt.

Leoni.

Wohl wahr, mein edler Herr.

Rinaldo.

Gewiß: denn ſeht,
Venedig ſchwimmt ſo ſtolz in heller Fluth,
und iſt drum doch kein Schwan; denn wär's ein Schwan,
ſo ſäng' es laut, und läge nicht im Schlaf.

Leoni.

Wie meint' Ihr Herr? Sprecht klar und löſet mir
das Räthſel dieſer nächtlichen Erſcheinung.

Rinaldo.

Der Schwan ſingt einmal nur — ſein Sterbelied;
und morgen iſt Venedigs Sterbetag.

Leoni.

Wie? welch ein Unheil drohet unſrer Stadt?

Rinaldo.

Es heißt Verrath. Die Netze ſind geſtellt,
umfangend überall und unzerreißbar:
bis Sonnenaufgang nur iſt Rettung möglich;
dann nimmermehr:

Leoni.

Verrath? von wem? o! ſprecht!

Rinaldo.

Bleibt mein Geheimniß, bis — —

Leoni.

Weiß Euer Vater — —

Rinaldo.

Nein! und aus Gründen, die — —

Leoni.

Um Gottes willen,
wer, wer ſinnt auf Verrath?

Rinaldo.

Ihr ſollt es hören,
wenn Ihr den Preis mir zuſagt, den ich fordre.

Leoni.

Wie? einen Preis? des Bürgers heil'ge Pflicht — —

Rinaldo.

Pfuy! Schande macht es Euern grauen Haaren,
daß Ihr mit ſolchen weltenſchweren Worten
ſo jugendlich, leichtſinnig um Euch werft.
Kurz — einen Preis — Wollt Ihr ihn zugeſtehn?

Leoni.

Wenn er Venedigs Kraft nicht überſteigt.

Rinaldo.

Das thut er nicht: nur ſchwören ſollt Ihr mir,
daß denen, ſo ich als Verräther nenne,
kein Leid geſchehʼ am Leben noch an Freiheit,
daß ſie nur mit Verbannung und Verluſt
der Habe büßen ſollen. Schwört mir dieß,
ſo nennʼ ich ſie.

Leoni.

Wie könntʼ und dürftʼ ich das?

Rinaldo.

Wohl! Euer iſt der Schwur, mein iſt das Wort:
Ihr wollt den Austauſch nicht: — gehabt Euch wohl.

Leoni.

Ihr wißt um die Verſchwörung — dürft Ihr ſchweigen?
und wißt Ihr nicht, daß man Euch zwingen kann?

Rinaldo.

Mich zwingen? Wer? Ihr redet wie ein Knabe,
der meint, man könne Sonne Mond und Sterne

mit einer Ruthe lenken. Kennt Ihr mich,
und denkt mir gegenüber an Gewalt?
Bevor Ihr mir nur einen Laut entreißt,
umwogt das Meer ein anderes Venedig.
Gehabt Euch wohl.

Leoni.

Es sey! Ich will's beschwören.

Rinaldo.

Gut denn! So schwört beim heil'gen Sakramente,
bei Eurer Hoffnung auf das ew'ge Heil,
bei Eurer Kinder Haupt, bei ihrem Frieden
auf Erden hier, und ihrer Seeligkeit,
daß die Verschwornen einzig mit Verbannung
und mit Verlust der Habe büßen sollen;
und hebt die Hand zu des Allsehenden
erhabner Wohnung, daß er Zeuge sey.

Leoni.

(die Hand emporhebend.)

Ich schwörs bei dem heil'gen Sakramente,
bei meiner Hoffnung auf das ew'ge Heil,
bei meiner Kinder Haupt, bei ihrem Frieden
auf Erden hier und ihrer Seeligkeit,
daß die Verschwornen einzig mit Verbannung
und mit Verlust der Habe büßen sollen.
Nun, nennt sie mir.

Rinaldo.

Nicht um den Thron
von dem der Ewige die Welten lenkt.

(Er ſetzt ſich an den Tiſch und ſchreibt; nachdem er geendet hat, ſteht er auf, macht eine Bewegung, als wollte er das Papier zerreißen, beſinnt ſich aber und tritt damit dicht vor Leoni hin.)

Hier ſtehn die Namen — — leſ't, und richtet nicht.

(Er giebt ihm das Papier, und entfernt ſich ſchnell.)

Leoni.

(nachdem er geleſen, im höchſten Erſtaunen.)

Der Doge — Kontarini — Iſarel —
eh' ich vom Schlaf noch düſter, oder ſtehen
e wirklich hier? — Hat ſich die Welt verkehrt,
eit ich mich niederlegte, daß nun Wunder
um Laufe der Natur geworden ſind? —
Der Sohn — der Bräutigam der Kontarini. —
O! das heißt Rettung doch von oben her. — —
Schnell muß ich — ſchnell den hohen Rath berufen:
enn zum unbänd'gen Roſſe wird die Zeit. —
nd Du, Allmächtiger, der Du's vermochteſt,
es Sohnes Herz zu ſolcher That zu rühren,
ß mich das Werk zum guten Ausgang führen.

(Er entfernt ſich.)

Vierte Abtheilung.

Ein Gemach in Kontarini's Pallaſte.
Kontarini heftig bewegt, Klara vor ihm kniend.

Kontarini.

Wie? der mich verkauft an das Blutgericht,
mein Haupt dem Henker verhandelt;
der meiner Feinde verruchtes Gezücht
in meine Richter verwandelt;
deß Bild ſoll leben in Deiner Bruſt?
deß willſt Du denken mit ſchmachtender Luſt?
den willſt Du erſehnen und lieben?
dem ſoll, — und wär's in der Trennung Schmerz, —
in heißen Pulſen ſchlagen ein Herz,
von meinem Blute getrieben?

Klara.

O Vater! mein Vater! das denket nicht
wie ſollt' ich den Schrecklichen lieben?

der alle menſchliche Bande zerbricht,
nicht fühlet des irdiſchen Herzens Gewicht,
wie Geiſter über den Gräbern drüben;
und weil keine Feſſel am Leben ihn hält
hinüber ſchweift in die ſchaurige Welt.
O! wird ihn jemals mein Auge noch ſehen,
o ſtrahle mir nie mehr das himmliſche Licht!
wird jemals ſein Bild, nur im Traumgeſicht,
vor meiner Seele vorüber wehen,
o labe mich ewig der Schlummer nicht!

Kontarini.

Gelobte die Sonne mir, nicht mehr zu glüh'n,
der Wald, nicht zu krachen, wann Stürm' ihn durchſauſen,
das Meer, nicht ſchäumend mehr aufzubrauſen,
wann blitzende Wolken darüber ziehn,
ich könnte dem kecken Gelübde trauen:
doch was ein Weib der erträumten Pflicht
der liebenden Treue zuwider ſpricht,
darauf mag ein Raſender bauen.

Klara.

O! führet mich hin zu der Mutter Grab
auf der Erde heiligſte Stelle,
und nehmt den ſchrecklichſten Schwur mir ab
an des Todes ſchauriger Schwelle:

daß nimmer mein Aug' ihn ſoll wiederſchaun,
mir ewig vor ſeinem Gedächtniß ſoll grau'n,
wie Engeln vorm Leben der Hölle.
O! laßt den hochheiligen Leib mir bringen,
für unſere Rettung dem Kreuze geweiht;
ich will bei Jeſu ſchmerzlichem Ringen
mit Leiden und Tod, das Opfer Euch bringen,
und ſchwören den ewig verdammenden Eid.

Kontarini.

Und wäre das Haupt des Vaters gefallen,
ſo wäre vergeſſen der Tochter Schwur:
die Todten ſind todt; und für Lebende nur
vermag der lebende Buſen zu wallen.
Der Menſch iſt ein ärmlicher Knecht der Zeit,
muß ihr ſein Herz überlaſſen,
ihm iſt nur, ſo lange die Herrin gebeut,
verſtattet zu lieben, zu haſſen:
Du aber ſollſt haſſen bis über das Grab,
drum fordert der Vater den Fluch Dir ab.

Klara.

Ihr gabt mir das Leben: das ſüße Getränk
der himmliſchen Lüfte trank' ich durch Euch;
ſo manchen Tag an Seeligkeit reich
genoß ich dankbar als Euer Geſchenk.
Doch nicht mehr erquickend, nein, glühend durch-

der Strom der Luft die ſchmerzende Bruſt;
in Trauer iſt Himmel und Erde gekleidet,
und keiner Hoffnung das Herz ſich bewußt:
O! nehmet zurück, was Euch gehört,
und Seegen der Hand, die mich zerſtört.
die Seele nur, ſo ich von oben empfangen,
laßt frei mich erhalten von Makel und Schuld,
daß rein, ſo wie ſie aus Eden gegangen,
urück ſie kehre zur göttlichen Huld.

Kontarini.

Nein! leben ſollſt Du, um ihn zu haſſen;
ie einzige Rache nur iſt mir vergönnt;
s ſoll Dein Fluch ihm nicht Frieden laſſen
m Wachen, im Traum ihn geſpennſtiſch erfaſſen,
is er in Verzweiflung zur Hölle rennt.
Drum ſollſt Du ihm fluchen — bei Deinem Heil!
och ſchnell! ſchon wetzet der Henker das Beil.

Klara.

ch Vater! Vater! ich kann es nicht:
s hat mich die Mutter nicht fluchen gelehrt.
! überlaßt ihn des Richters Gericht,
r droben waltet im ewigen Licht,
s Urtheil kein Leiden, kein Wünſchen ſtört.

Kontarini.

(wild.)

o fluch' ich denn — —

Klara.

(seine Knie umfassend.)

Haltet! ich willige drein
zu thun, was Ihr gräßlich befohlen —
Doch müßt Ihr der Zunge die Worte leihn,
sie kann aus der Brust sie nicht holen:
das Herz ist erstarret, und wüste der Sinn,
am Schmerze nur fühl' ich, daß ich noch bin.

Kontarini.

So sey er verflucht in der Zeitlichkeit,
verflucht in jedem Beginnen:
und was ihn liebt und sein Herz erfreut,
das reisse die Hölle von hinnen;
was irgend der Mensch mit Grausen nennt,
das müss' er erfahren im Leben,
und wann er im Wahnsinn des Schmerzes brennt,
nichts Lindrung, nichts Kühlung ihm geben;
kein Trost sey an Freundes Brust ihm vergönnt,
kein Trost im Gebet, noch im Sakrament.
Und wann der Gram ihn zum Schatten gesogen,
so müss' er sein eigner Mörder seyn;
im Grabe selbst werde sein Hoffen betrogen,
nicht Frieden finde dort sein Gebein;
und er sey nur gelöscht aus der Irdischen Zahl,
um einzugehen zur ewigen Quaal.

Klara.

O Vater! — übet Barm — herzigkeit!
ein Richter — wird droben ja wägen.

Kontarini.

(noch heftiger.)

Du zauderst? und reißend entfleucht uns die Zeit.
So nimm ihn denn ſelbſt, den hölliſchen Segen.

Klara.

(ſchreiend und ſchnell.)

Er ſey verflucht in der Zeitlichkeit,
verflucht in jedem Beginnen:
und was ihn liebt und ſein Herz erfreut,
das reiße die Hölle von hinnen.

(Sie ſinkt ohnmächtig zu Boden. Ein Diener tritt ein.)

Diener.

Ach Herr! das Gericht — man kommt Euch zu holen.

Kontarini.

(auf Klara zeigend.)

Sie iſt von Sinnen, rufe die Frauen.

(Der Diener eilt ins Seitengemach.)

Kontarini.

(gegen Klara.)

Verflucht ſey, kannſt Du des Fluchs Dich entſchlagen,
den jetzt mir nachgeſprochen Dein Mund!

(Gerichtsleute öffnen die Thür, Kontarini wird ſie gewahr.)

Es lechzt nach der Beute der gierige Hund. —
Verflucht ſey der erſte von meinen Tagen!
verflucht der Boden, der mich getragen!
Venedig verſchlinge des Meeres Schlund!

(Er geht hinaus, wo die Gerichtsleute ſeiner harren; indem kommt der Diener mit den Frauen zurück, die die ohnmächtige Klara in das Seitengemach bringen.

Saal im Pallaſt der Republik.

Das Gericht der Zehne iſt verſammelt. Leoni führt den Vorſitz, Kornaro und Juſtiniani ſitzen ihm auf beiden Seiten zunächſt. Faledro ſteht vor dem Gerichtstiſche.)

Leoni.

So lautet das Bekenntniß Iſarels:
daß Ihr und Kontarini die Verſchwörung
geleitet habt, die Häupter ſeyd geweſen.
Was ſagt Ihr drauf?

Faledro.

Daß ich von Iſarel
mehr Muth erwartet und Standhaftigkeit.
Ein Unglück, daß die Tugenden des Menſchen
des Leibes Kinder ſind.

Leoni.

So gebt Ihr zu,
daß er die Wahrheit ausgeſagt.

Faledro.

Ich könnte
gar füglich leugnen, könnte sein Geständniß,
im Schmerz der Folter abgelegt, verwerfen;
und andres Zeugniß ist nicht wider mich:
kein Zug von meiner Hand in der seinen,
und er allein hat unser Werk betrieben.
Der Sohn, der wider seinen Vater handelt,
ist hochverdächtig, daß er böse Zwecke
durch solche Frevelthat verschleiern will.
So könnt' ich leugnen; aber das sey ferne!
was ein Faledro aussagt, das ist wahr,
und den, der mich verrathen hat, den kannt' ich
von Jugend auf als einen Ehrenmann,
der nie mit einer Lüge sich befleckt.
Bewahre die Natur jedweden Vater
vor einem solchen Sohn, und schenke Gott
jedweder Stadt solch einen treuen Bürger.

Leoni.

Und so bekennt Ihr Euch zu dem Verbrechen?

Faledro.

Zur That bekenn' ich mich; ob sie Verbrechen,
ob Wagstück heißen muß, laßt unentschieden.
Ich habe wider das Gesetz gehandelt,
und das Gesetz verdammt mich; das reicht hin.

Kornaro.

O! das iſt wenig, daß es Euch verdammt;
es ſollte zwiefach, zehnfach Euch verdammen.
Wir wählten Euch zum Anwald des Geſetzes,
zu ſeinem Schutz und Schirmherrn; und anſtatt
es zu beſchirmen, wolltet Ihr's zerſtören.

Faledro.

Nein! das Geſetz, das gleich dem Wort des Herrn
nicht wird vergehn, wenn Himmel auch und Erde
vergehen werden, das vom Recht das Unrecht,
vom Guten uns das Schlechte ſondern lehrt,
das mit dem Menſchen ſich zugleich auf Erden
hat angeſiedelt, und mit ihm auch einſt
zurück zu ſeiner Quelle kehren wird,
das wollt' ich nicht zerſtören. Jenes nur,
das aus der Zeit Bedürfniß aufgeſproßt,
ein Kind der Zeit auch iſt, und, wenn's die Mutter
nicht mehr ernährt, zum Ungeheuer wird;
das wollt' ich brechen, weil es ſtatt des Schattens,
den einſt es gab, nun gift'gen Dunſt verbreitet.

Juſtiniani.

Ihr wißt, was das Geſetz erkennt?

Faledro.

Den Tod.

Kornaro.

Den Tod von Henkers Hand.

Faledro.

Erſpart die Mühe!
Ihr trefft mich nicht; ich bin zu ſtark gewaffnet.
Ein Thor nur ſetzt zum Würfelſpiel ſich nieder
mit feſter Hoffnung auf Gewinn; der Kluge
bedenkt vorher, daß er verlieren kann,
weil er ins dunkle Reich des Glückes tritt.

Leoni.

Wenn Ihr denn der Verſchwörung Haupt geweſen,
ſo könnt Ihr uns die Mitverſchwor'nen nennen.

Faledro.

Ich weiß von keinen: Iſarel allein
hat mit den Gleichgeſinnten unterhandelt.

Leoni.

Der Kläger ſelbſt erwähnet Kontarini's.

Faledro.

Er lebt, befragt ihn ſelbſt, ich weiß von nichts.

Juſtiniani.

Ihr habet das Geſtändniß Iſarels
für wahr erkannt; ſo habt Ihr zugeſtanden,
daß Kontarini ſich mit Euch verſchworen,
denn alſo hat es Iſarel bezeugt.

Faledro.

Ich habe mich zu meiner That bekannt;
doch nicht zu jeglichem, was Iſarel,

in Eurer Folterkammer, ausgesagt.
Hört auf zu forschen, denn Ihr forscht vergebens;
wer immer auch mit mir gewesen ist,
nie werden meine Lippen ihn verrathen;
er hat als Freund gebaut auf meine Treue,
und solch Vertrauen hab' ich nie getäuscht.

Kornaro.

Venedig hat gebaut auf Eure Treue,
und schnöde habt Ihr sein Vertraun verrathen.

Faledro.

Laßt's nun genug seyn: Ihr seyd meine Richter,
und was dem Richter von dem Angeklagten
zu wissen Noth thut, ist Euch kund geworden:
sprecht gegen mich, wie das Gesetz befiehlt.
Aus meinem Mund erfahret Ihr nichts mehr — —
und mit Gewalt — nun keiner ist ja hier,
der nicht mit mir zum Theil den Lebensweg
gegangen wäre; jeder frage sich,
ob er ein Wort gehört, ob eine That
von mir gesehn, die Furcht verrathen hätte. —
Wie furchtbar auch Gewalt dem Schwachen werde,
die starke Seel' ist frey und kennt sie nicht.

Leoni.

Doch Ihr bekennt, daß Ihr die Republik
habt durch Verschwörung unterjochen wollen?

Faledro.

Ich hab's bekannt.

Leoni.

Nun wohl, ſo tretet ab.

(Faledro tritt ab.)

Kornaro.

Man muß ihn zwingen, ſeine Mitverſchwornen
uns anzuzeigen. Seine Prahlerei
wird bald verſtummen vor dem Schmerz der Folter.

Leoni.

Bedarf es deſſen noch? Was fehlt von allen,
worauf ein Richterſpruch ſich gründen muß;
da wir ſein eigenes Geſtändniß haben?
Der Mitverſchwornen hat uns Iſarel
ſo viel, und die gewichtigſten, genannt;
was möcht' es frommen, weiter zu erforſchen,
wer aus des Volkes namenloſer Maſſe
gewonnen ward? Sie ſchreckt der Häupter Fall;
mit neuem Eifer werden ſie uns dienen,
um ihre Schuld vor unſerm Blick zu bergen;
gefährlich können ſie nur dann uns werden,
wie ſie verrathen und entlarvt ſich ſehn.

Juſtiniani.

Der Meinung bin ich auch. Die Sache ſelbſt
wie wir ſie kennen, giebt uns klares Zeugniß,
daß ſie die Republik durch Volk und Söldner

zu ſtürzen dachten; daß kein Edler ſonſt
hat Theil genommen an dem böſen Plan.
Wir können, mein' ich, uns mit dem begnügen,
was wir erfahren.

Kornaro.

Wohl! es reicht uns hin
das Todesurtheil über ſie zu ſprechen.

Leoni.

Das Todesurtheil nicht. Ihr wiſſet ja,
mit einem Eide hab' ich für Ihr Leben
und Ihre Freiheit mich verbürgen müſſen.

Kornaro.

Wer hieß Euch das?

Leoni.

Wie? ſollte das Geheimniß,
das unſern Tod, Venedigs Fall verſchloß,
Geheimniß bleiben?

Kornaro.

Gab's kein andres Mittel
es zu enthüllen?

Leoni.

Nein! das gab' es nicht,
Was die Gewalt von ihm erpreſſen würde,
war zweifelhaft, und jeder Augenblick
wog eine Welt für uns, wie für den Sünder,
der auf dem Sterbebett ſich will bekehren.

Kornaro.

Wie konntet Ihr ſo Groſſes auf Euch nehmen?
ſeyd Ihr Venedigs Herr?

Leoni.

Das bin ich nicht;
doch ein Geſetz iſt, daß in ſolchem Fall,
der Oberſte des Zehntgerichtes handle
wie unumſchränkt ein Herr in ſeinem Reich.

Juſtiniani.

Es iſt ein ſolch Geſetz; Ihr thatet recht.

Kornaro.

Ich leugne nicht, daß unerhörtes Uebel
auch unerhörte Hülfe fordern konnte;
ich leugne nicht, daß Ihr in der Bedrängniß
befugt geweſen ſeyd zu ſolchem Schritt;
das aber leugn' ich, daß uns Euer Eid,
verpflichtet, wider ſie nicht zu erkennen,
wie das Geſetz uns doch erkennen heißt.

Juſtiniani.

Nein! die Verpflichtung legt er uns nicht auf.

Leoni.

Nicht ich Leoni, hab' es ihm beſchworen;
die Republik beſchwor's durch meinen Mund;
nicht ſonder Schuld kann ſie den Eid nun brechen.

Kornaro.

Was gilt ein Eid, den die Gewalt erzwungen?

Wenn Euer Feind, das Meſſer auf die Bruſt
mir ſetzend, einen Eid von mir erpreßte,
ich ſollt' Euch morden; bände mich der Schwur,
und müßt' ich wirklich Euer Mörder werden?

Ein Edler.

Wer mag's behaupten?

Ein Anderer.

Raſend müßt' er ſeyn.

Ein Dritter.

Vergebt, Ihr Herren! Eid bleibt immer Eid,
und was ein falſcher Schwur nur retten kann,
das iſt wohl ehrenvoller aufzugeben.
Die Kirche ſtützt ſich auf den Gottesglauben,
das Bürgerleben auf des Eides Treu;
und wenn der Eid nicht mehr für heilig gilt,
das iſt ein ſchlimmer Zeichen, edle Herrn,
als wenn der Himmel voll Kometen ſtünde.

Kornaro.

So laßt uns Eure fromme Weisheit hören:
wenn ſie der Tod nicht ſtraft, was ſtraft ſie denn?

Leoni.

Verbannung und Verluſt der Güter.

Kornaro.

Wahrlich!
Daß ſie mit unſern Feinden ſich verbänden,

von außen uns mit offener Gewalt,
im Innern mit Verrath zugleich bekämpften?

Leoni.

Mit ihrem Reichthum fällt auch ihre Macht.

Kornaro.

Die Hoffnung bleibt, und Hoffnung iſt ſo reich,
daß ſich kein Fürſt der Welt kann mit ihr meſſen.
Und nennt mir eine wicht'ge Handelsſtadt,
ſey's in Italien, Deutſchland, Griechenland,
ſey's in den Morgenländern, oder ſonſt,
wo Kontarini Schätze nicht beſäße?

Leoni.

Mit ſchwerem Eide hab' ich's zugeſagt,
und Achtung fordr' ich nun für meinen Eid.

Juſtiniani.

Ein Prieſter kann Euch von dem Eid' entbinden.

Leoni.

Ich will mich nicht davon entbinden laſſen.
Das wär' ein ruchlos Gaukelſpiel.

Der Dritte.

Das wär' es:
was jemand löſen kann, das iſt nicht heilig,
denn heilig heißt das ewig Bindende;
und iſt der Eid gleich anderm Menſchlichen,
wozu des Prieſters wirkungsloſer Spruch?

Kornaro.

Der Stimmen Mehrheit muß doch hier entscheiden.
Venedigs Edle, Herrn des Zehntgerichtes,
was haben sie verdient?

Alle.

(außer Leoni und dem Dritten.)

Den Tod! den Tod!

Kornaro.

Das sag' auch ich; und wer nicht mit uns ist,
der ist ein Feind der Republik.

(Man hört Stimmen und Geräusch im Vorsaal.)

Leoni.

Wer giebt
Euch hier das Recht, die Stimmen aufzurufen?

(Rinaldo dringt in den Saal mit gezogenem Schwerdte, das er aber sogleich in die Scheide stößt. Alle sind von ihren Sitzen aufgefahren.)

Kornaro.

Ihr wagt's, in dieses Heiligthum zu dringen,
verwegner Jüngling? wißt, wer diese Schwelle
gewaltsam überschreitet, ist des Todes.

Rinaldo.

Seyd ruhig, edle Herrn! Daß ich Venedigs
Gesetz zu ehren weiß, hab' ich bewiesen,
wie keiner noch, seitdem ob dieser Stadt
der Sternenreigen auf und nieder zieht.

Kornaro.

Hinaus! hinaus mit ihm!

Ein Andrer.

He! Wache! Wache!

(Die Wache zeigt ſich an der Thüre; Rinaldo zieht abermals ſein Schwerdt.)

Rinaldo.

Beim Gott des Lebens! haltet Ruhe, Herrn.
Hier iſt ja Keiner, wißt Ihr, der ſein Schwerdt
So zu gebrauchen wüßte, wie Falcdro;
Und bei des Himmels Feſten ſey's geſchworen,
Wer ſich zu nahen wagt, der hat gelebt.

Leoni.

(zur Wache.)

Entfernt Euch!

(Die Wache tritt zurück.)

Edle Herr'n, ich bitt' Euch ſehr,
Seyd ruhig, laßt ihn reden, und bedenkt,
Daß ſeltne Zeit auch Seltnes wohl entſchuldigt.

(Sie beruhigen ſich nach und nach und ſetzen ſich wieder.)

Kornaro.

Man ſoll's nicht dulden.

Einige.

Laßt ihn immer reden.

Leoni.

So ſagt, Faledro, was ſo kühn Euch macht,
in dieſe heil'gen Schranken einzubrechen?

Rinaldo.

Was redet Ihr von Schranken? Welcher Thor
wird Schranken noch erkennen und verehren,
da Ihr die heiligſten ſelbſt überſpringt?
Beim Sakrament des Herrn, bei Eurem Heil,
bei Eurer Kinder Haupt beſchworet Ihr's,
daß ungekränkt am Leben, an der Freiheit
Ihr die erhalten wolltet, die ich Euch
als der Verſchwörung Häupter nennen würde.
Nun, hör' ich, ſitzt Ihr hier wie Hoheprieſter
und Phariſäer, haltet ehrvergeſſen
und eidvergeſſen Blutrath über ſie.
Drum komm' ich, Euch zu mahnen an die Ehre
des eignen Stamms, an Venedigs Ehre,
damit Ihr nicht, was Ihr ſo himmelrein
von Euern Vätern überkamt, den Enkeln
geſchändet und gebrandmarkt hinterlaßt.

Leoni.

Mit dieſen rechtet, nicht mit mir: was Euch
mein Eid verheißen, was ich gern Euch redlich
erfüllen möchte, das verweigern ſie.

Kornaro.

Was zwiſchen Euch und Nikolo Leoni

verhandelt worden iſt, was kümmert's uns?
Berichtigt Eure Rechnung, wie Ihr könnt;
wir wahren nur das Wohl der Republik,
und dieſes fordert der Verräther Haupt.

Rinaldo.

Euch kümmert's nicht? Und hätt' ich nun geſchwiegen,
wo kein Geſetz zu reden mir gebot,
wo Millionen wohl geſchwiegen hätten;
ſchon wär't Ihr ausgeſtrichen aus dem Leben,
ſchon lekten von den Ufern Euer Blut
es Meeres Wellen, und die Republik,
etzt eine freie Herrin, wäre Magd.
Daß Euch das Licht der Erde noch erquickt,
aß Ihr fortan noch, mächtige Vertreter
er freien Meerbeherrſcherin Venedig,
n Auf- und Niedergang gebieten könnt,
aß einſtens Eure Söhn' und Eure Enkel
uf Ihrer Väter Stühlen ſitzen werden;
as iſt mein Werk. Ich fordre kleinen Lohn
ür eine Wohlthat, die kein Maaß ermißt;
nd nur der Blutdurſt kann ihn mir verſagen.

Juſtiniani.

Kein! nicht gering iſt, was Ihr von uns heiſcht.
s iſt nicht Brauch, zum Lohn für ein Geſchenk,
das Geſchenkte ſelbſt zurück zu fordern;
as aber thut Ihr jetzt. Ihr habt Venedig,

durch Eure Treu vom Untergang gerettet,
und wollet nun, daß wir ſein Heil gefährden,
durch glimpfliche Behandlung der Verbrecher,
die andre locken wird zu gleicher That.

Einer der Zehne.

Es darf nicht ſeyn!

Ein Andrer.

Wir theilten das Verbrechen.

Rinaldo.

O! leiht mir Euer Ohr, und hört und fühlt,
was ich gethan, Das ſchönſte Weib Venedigs,
das edelſte vielleicht von allen Weſen
dieſſeits des Grabes, war mir zugefallen
und alle Erdenſeeligkeit mit ihr; —
ich habe ſie geopfert. Einen Vater,
der dreißig Jahr auf jedem Ehrenpfade
Euch vorgeleuchtet, einmal nur geirrt,
der mich geliebt hat, wie ein einzig Kind
geliebt wird, gab mir gütig die Natur —
ich hab' ihn übergeben dem Gericht.
Des Daſeyns Ruh' iſt hin; ob auch der Geiſt,
der in der Bruſt des Lebens Steuer führt,
zur That mich trieb, die Ruh' iſt hin — iſt hin:
denn aller derer, die mir theuer waren,
die mich geliebt, wie ihres Herzens Blut,

eladen hab' ich ihren ſchweren Fluch,
eladen auf mein unglückſeelig Haupt.

Kornaro.

Da ſehet Ihr zu. Habt Ihr uns gefragt?
u Rath gezogen? oder war's ſo ſchwer,
ie Folgen Eurer That vorher zu ſehen?

Rinaldo.

O! ſcherzt nicht! ſcherzt nicht! Scherz iſt Hochverrath
an mir, an Euch, am Heil der Republik.
Um ihretwillen hört mich — merket auf.
Wenn Ihr ſo großer, unerhörter Treue,
die Keiner — Keiner noch bewies, ſo lange
Venedigs Thürme ſich im Meere ſpiegeln,
wenn Ihr ſo ſchnöde ſolcher Treue lohnt,
wen wird dann ferner nach dem Ruhm gelüſten,
ein treuer Sohn der Republik zu ſeyn?

Kornaro.

Die Republik bedarf nicht ſolcher Söhne;
davor bewahre Gottes Gnade ſie.
Was Ihr gethan, ob's auch dem Staate frommt,
ſo iſt kein Vater doch, und auch kein Sohn —
das hoffen wir zu Gott — den Eure That
mit Grauſen und mit Abſcheu nicht erfüllte.
Solch eine That, die ſich an der Natur
ſo ſchwer verſündigt, welchen Vortheil ſie

auch bringen mag, iſt keines Dankes werth:
denn welcher Thor wird ſich bereden laſſen,
Ihr hättet für Venedig nur gehandelt,
und nicht für Eures Herzens böſen Trieb?
Drum hoffet nicht von uns; ſucht Eure Ruhe,
wo der Verräther werth iſt ſie zu finden.

(Kurze Stille.)

Rinaldo.

Dieß Euer letztes Wort?

Kornaro.

Das letzte Wort.

(Rinaldo verläßt in heftiger Bewegung den Saal.)

Leoni.

(nach einer Pauſe.)

Und wenn der Jüngling doch aus reiner Liebe
zu ſeinem Vaterlande ſo gehandelt,
welch himmelſchreiend Unrecht habt Ihr dann
an ihm begangen!

Kornaro.

Iſt wohl einer hier
ſo leichten Glaubens, ſo erfahrungslos,
daß dieſes Mährchen Eingang bei ihm fände?

Leoni.

Ich bin es, Herr, denn ich hab' ihn geſehn,
als er das unglückſchwangere Geheimniß

mir zu entdecken kam. In ſolcher Stunde
kann niemand, wie er auch zu heucheln wüßte,
dem kalten Blick ſein Inneres verhüllen.

Juſtiniani.

Was frommt es, den Beweggrund zu erforſchen,
der ihn getrieben hat? Wir ſitzen ja
hier über die Verräther zu Gericht,
nicht über ihn.

Kornaro.

Sehr weislich mahnet Ihr.
(zu Leoni.)
Ihr ſtimmt uns bei, daß ſie den Tod verdient?

Leoni.

Sie haben ihn verdient; ich aber kann
ſie nicht verdammen: mein Gewiſſen bindet
ein ſchwerer Eid. Darum erkenn' ich nur
auf ewige Verbannung.

Einer.

Ich mit Euch.

Kornaro.

Ich aber auf den Tod.

Die Uebrigen.

Den Tod! den Tod!

Leoni.

Wie brecht Ihr doch den Stab ſchon über ſie,

da Ihr noch Kontarini'n nicht gehört?

(Er läutet, ein Diener tritt ein.)

Iſt Kontarini hier?

Diener.

Ja, edler Herr!

er harret lange ſchon.

Leoni.

So laßt ihn kommen.

(der Diener entfernt ſich; indem ſtürzt ein andrer erſchrocken herein.)

Diener.

Empörung, edle Herrn!

(Alle fahren beſtürzt von ihren Sitzen auf.)

Das Zeughaus wird
vom Volk geſtürmt, und auf dem Markusplatze
verſammeln ſich die Meuter um Faledro.

Leoni.

Das iſt die Frucht unzeit'gen Eigenſinns.

Kornaro.

Kommt löſchen, eh das Feuer Kraft gewinnt.

(Sie zerſtreuen ſich alle.)

St. Markus-Platz.

Rinaldo ſteht auf den Stufen eines Denkmaals, und ein ſich noch immer mehrender Haufe Volks iſt um ihn verſammelt.

Rinaldo.

So iſt es Freunde: weil er Euch geliebt,
mein edler Vater, weil er Euch vom Joch
des ſtolzen Adels, von der Tyranney
der Schergen dieſer herriſchen Gebieter
erlöſen wollte, reißt man ihn zum Tode:
denn Euch zu lieben, iſt in ihren Augen
ein Frevel, den nur Blut verſöhnen kann.

Einige.

Gebt Waffen, Waffen!

Andere.

Nieder mit den Edlen!

Rinaldo.

Ich geb' Euch Waffen; aber braucht ſie muthig,
laßt ihn nicht bluten unterm Henkerbeil,
weil ihm das Herz beim Anblick Eurer Noth
geblutet hat; und laßt ſein Haupt nicht fallen,
weil Ihr ihm theurer denn ſein Haupt geweſen.
Er hat Euch wohl gewollt, das iſt ſein Tod:
denn wohl Euch wollen, gilt bei Euern Herren
für Meuterey und ſchwarzen Hochverrath.

Einige.

Der Doge lebe!

Andere.

Unſer gütiger Herr!

(Ein neuer Haufe kommt, ſelbſt bewaffnet und Waffen tragend.)

Einige der Kommenden.

das Zeughaus iſt erſtürmt.

Andere.

Falcdro lebe!

Einige der Vorigen.

Tod den Tyrannen!

Andere.

Waffen! Waffen her!

(Die Waffen werden ausgetheilt.)

Einige.

Falcdro, führt uns an!

Andere.

Sie ſollen bluten!

Rinaldo.

(von den Stufen herabſteigend.)

Auf zum Pallaſt denn, Freunde! meinen Vater aus ihrer Hand zu reißen. Folget mir!

(Kornaro und einige andre Edle erſcheinen an der Spitze von Bewaffneten.

Einer vom Volke.

Seht! einer der Tyrannen!

Andere.

Stoßt ihn nieder!

Andere.

Greift ihre Schergen an!

Andere.

Was zaudern wir?

(Kornaro iſt unterdeſſen auf eine Erhöhung getreten, die Bewaffneten haben einen Kreis um ihn geſchloſſen, und halten dem andringenden Volke die Lanzen entgegen.)

Kornaro.

Hört, Bürger von Venedig, hört mich erſt,
eh' Ihr das eigne Schickſal und das Schickſal
der Republik an dieſes Wagſtück ſetzt;
Wenn meine Red' Euch nicht gefällt, ſo mag
der tolle Kampf beginnen, und der Himmel
erkläre ſich für die gerechte Sache!

Einige.

(im Hintergrunde.)

Herab mit dem Tyrannen!

Andere.

Heißt ihn ſchweigen!
er will nur Zeit gewinnen.

Rinaldo.

Zum Pallaſt!
daß ſie nicht unterdeß den Dogen morden.

Einer.

Nein! wartet! wartet! laßt Kornaro reden!
sie wagen's nicht.

Ein Andrer.

Kornaro, redet!

Mehrere.

Redet!

Kornaro.

Daß wir den Dogen richten, das ist wahr;
wir sind die höchsten Richter in Venedig,
wer könnt' ihn richten, dürften wir es nicht?
Daß wir auf seinen Tod erkennen werden,
auch das ist wahr: denn so will's das Gesetz;
wir aber sind die Diener des Gesetzes.
Er hat Venedigs Freiheit stürzen wollen,
daß Ihr die Knechte seiner Söldner würdet,
da jetzt die Söldner Eure Knechte sind.
Seht, das ist wahr; und daß er als Verräther
den Tod verdient, wer ist Venedigs Bürger
und leugnet das, und sagt, er fass' es nicht.
Das aber werdet Ihr wohl nimmer fassen,
warum der Sohn so tobt, Euch zu den Waffen
und zur Empörung ruft, wenn ich Euch sage,
daß er den Vater selbst an uns verrathen.

(Rinaldo tritt bestürzt einige Schritte zurück.)

Ihr seyd bestürzt, und glaubt nicht, daß ein
Sohn
an seinem Vater also freveln könne?
Wohl recht! wer trüg' ein Herz in seinem Busen,
und faßte solchen Gräul? Doch ist es wahr;
befragt ihn selbst,
(Er entblößt sein Haupt.)
und dieses greise Haupt
verfallen sey es Euren Todesstreichen,
wenn er mich einer Lüge zeihen kann.

Einer.

(zu Rinaldo.)

Sprecht Herr, habt Ihr den Dogen angegeben?

Rinaldo.

(Die Stufen wieder besteigend.)

Hört mich, Venedigs Bürger, werthen Freunde —

Ein Anderer.

Was braucht's der Worte, sagt uns kurz und gut,
ob Ihr selbst Euern Vater habt verrathen.

Rinaldo.

Verrathen nicht, nur was Venedigs Bürger
dem Vaterlande ....

Ein Dritter.

Seht! er hat's gethan,
die Schuld steht klar ihm auf der Stirn geschrieben

Mehrere.

Verfluchter Sohn!

Andere.

Werft ihn mit Steinen todt!

Rinaldo.

O! hört mich! hört mich, Freunde ....

Mehrere.

Deine Feinde.

Andere.

Herab! herab!

Andere.

Fort mit dem Ungeheuer!

(Sie dringen auf ihn ein; Bernardo verlarvt zieht ihn von den Stuffen herab und deckt ihn mit dem Schilde.)

Bernardo.

Fort! fort! hier rettet nichts, denn schnelle Flucht.

(Er zieht ihn mit sich fort.)

Mehrere.

Laßt ihn nicht fliehn! zerreißt den Wicht in Stücke!

(Mehrere wollen ihm nacheilen.)

Kornaro.

Bleibt, Bürger! überlasset ihn der Quaal
des eigenen Gewissens und dem Himmel,
deß Strafgericht ihn nicht verschonen wird.

(Das

(Das Volk sammelt sich wieder um Kornaro.)

Ihr steht in Waffen vor mir: hab' ich doch
Venedigs Volk in Waffen nie gesehn.
Welch' schwere Schuld habt Ihr auf Euch geladen!
Aufrührer seyd Ihr, Meuter: denn sagt an,
mit welchem Rechte führet Ihr die Waffen,
und gegen wen habt Ihr das Schwerdt gezückt?

(Es herrscht einige Augenblicke tiefe Stille.)

Die Republik verzeiht: sie weiß es wohl,
daß Ihr nur die Verführten war't, und liebt
auch die Verirrten noch, wenn sie bereuen.
Die Waffen nieder!

(Sie werfen die Waffen von sich.)

Gehe friedlich jeder
nach Hauf an sein Geschäft, wie's Bürgern ziemet;
wir Edlen sorgen für Venedigs Wohl.

(Das Volk zerstreut sich.)

Ein Edler.

Das endet glücklicher, als ich gehofft.

Kornaro.

Wir kamen recht: es konnte schlimmer werden.

(zum Hauptmann der Bewaffneten.)

Ihr geht ins Zeughaus, Hauptmann, und seht zu,
daß alles dort zur alten Ordnung kehre.

(zu den Edlen.)

Kommt, Freunde, zum Pallaſt, daß wir vollenden,
was wir begonnen, und Venedigs Ruhe
durch der Verräther Tod befeſtigen.
Still müſſen ſie verſchwinden, denn wer weiß,
wie groß die Zahl der Mitverſchwornen iſt.

(Sie entfernen ſich alle.)

Offne Straße vor Bernardo's Wohnung.

Bernardo verlarvt, und Rinaldo kommen.

Rinaldo.

Wer biſt Du, der mich wider Willen rettet,
der mich zu leben zwingt, ſich unberufen
in meinen Zwiſt mit Erd' und Himmel miſcht?

Bernardo.

(Die Larve abnehmend.)

Du kennſt mich doch?

Rinaldo.

Bernardo!

Bernardo.

Dieſen Dienſt
war ich der abgeſchiednen Freundſchaft ſchuldig,
wie wir zur letzten Ehre gegen Todte
verpflichtet ſind; doch ferner ſollſt Du mich
auf Deinem Wege nicht mehr wiederfinden.

Rinaldo.

Vergieb der harten Rede, Freund: ſie kam
aus ſturmbewegter Bruſt. Und konnt' ich Dich
in dieſem Augenblick mir nahe glauben?

Bernardo.

Ich ſah das Zeughaus ſtürmen, hörte rufen,
den Dogen wolle man befrein, und ſchloß
mich Deinetwegen an die Stürmenden,
unwiſſend noch, daß Du die Wog' erregt

Rinaldo.

Sie hatten einen heil'gen Eid geſchworen,
der mir des Vaters Leben ſicherte;
ſie brachen ihn und gaben mir das Recht
mit Frevel wider Frevel mich zu ſetzen.

Bernardo.

Was Du an Deinem Vater haſt verdammt,
das wollteſt Du nun thöricht ſelbſt beginnen?

Rinaldo.

Das wollt' ich nicht, beim ew'gen Himmel nicht!
die Väter wollt' ich retten, unverſehrt
ſie aus Venedig führen, und dann ſelbſt,
zur Sühne des beleidigten Geſetzes,
mein Haupt dem Tode weih'n. Ich ſollt' es
nicht —
warum nicht — beſſer wär' es doch geweſen —

Doch ist's auch so nicht übel. — Komm, Bernardo;
wir sind an Deiner Schwelle — laßt uns gehn —
ich bin sehr matt, und Ruhe thut mir Noth.

(Er will in Bernardo's Wohnung gehn.)

Bernardo.

(ihm in den Weg tretend.)

Du kannst nicht weilen unter meinem Dach.
Was Du gethan, hat, wie ein Flammenaufbruch,
unübersehbar zähnend eine Kluft
gerissen zwischen Dir und mir. Auf ewig
sind wir geschieden, bis wir neugeboren
mit Seelen gleichrer Stimmung uns vielleicht
dort wieder finden. Fahre wohl!

Rinaldo.

Bernardo!
wie? hör' ich recht? Du sagst mir ab? Du? Du?
Ist denn der Freundschaft Band ein Spinngeweb',
von Baum zu Baum gezogen, das zerreißt,
sobald der Wind durch ihre Zweige streicht?
Ist das die Treue, die Du mir versprachst?

Bernardo.

O! damals, als wir das Gelübde thaten,
uns treu zu bleiben, damals war es anders.
Da trugst Du menschliche Gestalt, und fühltest
und thatest menschlich auch; da konnte wohl

as Herz ſich ſchlieſſen an das Bruderherz.
Ich bin von meinem Traum erwacht, ich ſehe,
m einen andern Pol, als meines, drehet
Dein Leben ſich, ein anderes Geſetz
ebent in Deinem Buſen, als in meinem.
Ich kenn' es nicht, ich kann ihm nicht vertraun;
Du biſt mir fremder, als die Meereswelle,
a fremder, als der Berge kalt Geſtein.
Es iſt vorbei: ich bin Dein Freund nicht mehr.
In einer Welt, die keine Sonne wärmt,
wo keiner Blume Glanz das Aug' entzückt,
wo keine hehre Sternennacht das Herz
mit Sehnſucht füllt; wo nie ein Freudenton
die Luft bewegt, und nimmer eine Thräne
die Erde wäſſert, mußt Du Freunde ſuchen.
Mit Schauder ſeh' ich Dich; drum fahre wohl!
der Himmel tilge gnädig Dein Gedächtniß,
und ſchenke Dir des Wahnſinns ew'gen Traum:
das iſt der alten Freundſchaft letzter Wunſch.

(Er geht in ſeine Wohnung. Rinaldo bleibt eine Weile unbeweglich, in ſich gekehrt ſtehen, dann ſtreckt er die Arme ſehnſüchtig aus.)

Rinaldo.

Wo biſt Du, Vaterland? — Erſchein! — er-
ſcheine! —

nimm mich an Deine Bruſt, damit ich fühle,
es ſegnet mich ein Weſen — ach! nur eins. — —
(indem er ſich entfernt.)
So viel des Schimpfs, der Schmähung und des Fluchs!
und keinen Dank — nicht einen Dank auf Erden!

Fünfte Abtheilung.

Ruinen eines großen Gebäudes.

(Durch einen Thorbogen ſieht man die untergehende Sonne; dieſem Thore gegenüber ſitzt Rinaldo auf einer zerbrochenen Säule.)

Rinaldo.

So gingſt Du geſtern auch, betrügriſch Licht,
ſo prachtvoll unter, und welch ſchönen Tag
verſprechen mir nicht Deine Purpurſtrahlen! —
Er hatte Recht: Blut — Blut war Deine Farbe;
wer hieß mich, thöricht Roſen darin ſehen? — —
Zweideutig iſt, Betrügerin Natur,
Dein ganzes Thun. Du mahlſt der Schlangen Brut,
des gift'gen Baumes Frucht mit holdem Schmelz,
dem Golde, dieſem giftigſten der Gifte,
verleiheſt Du der Himmelslichter Glanz;
daß wir, wohin ſich auch das Auge wende,
den Netzen des Verderbens nicht entgehen. —
Wer heißt uns aber auch an bunten Farben

die Blicke weiden? Iſt das Leben doch
Jahrtauſende ſchon alt, und hat noch jeden
mit rothgeweinten Augen heim geſandt.
Denn wie am Himmel nur die ſchwarzen Wolken,
die Blitzesflammen ſchleudern, wirklich ſind,
Trug aber iſt der Glanz des Regenbogens:
ſo iſt im Leben iede Hoffnung nur
ein thränenvoller Tag von fern geſehen;
die Luſt iſt Täuſchung, und der Schmerz iſt wahr. ——
Den ew'gen Traum des Wahnſinns wünſcht' er mir?
Ein guter Wunſch! denn wer vergißt nicht gern
ſo ſchnell er kann, die ſchaurigen Geſichte,
die ſeinen Schlaf geſtört? Und iſt am Ende
nicht Leben, Traum und Wahnſinn alles eins?
nicht alles gleiche Lüge, gleiche Nacht?
Traum, Narrheit, Wahnſinn, Träume ſind's im
Traume,
und herbe Thränen weint man oft im Traume,
daß ſolch ein ſüßer Zwiſchentraum zerfloß.

(Battiſta kommt.)

Rinaldo.

Ach endlich Freund! Wie ſchleichſt Du! wie die Nacht,
wann uns des Schmerzes Folter wach erhält.

Battiſta.

Ich wünſchte, treulich alles zu erforſchen,
und das vermocht' ich nicht in kürz'rer Zeit.

Rinaldo.

Nun, weißt Du alles?

Battista.

Ja.

Rinaldo.

Was ſprichſt Du nicht?

Battiſta.

Ich weiß nicht, Herr ....

Rinaldo.

Nun?

Battiſta.

Ach! mein guter Herr,
nicht wohl wird Euch die böſe Kunde thun.

Rinaldo.

Ich hätte Dich nicht ausgeſandt zu forſchen,
wenn mir's an Muth gebräche Dich zu hören.
Sind dieſe Trümmern nicht ein Grab zu nennen?
Nun — ich bin der Bewohner dieſes Grabes;
was fürchteſt Du, die Todten zu betrüben?
Drum faſſe Muth, und laß mich alles wiſſen,
was Du erfahren haſt.

Battiſta.

Ach! theurer Herr,
ſie ſind nicht mehr.

Rinaldo.

Wie ſagſt Du? — ausgelebt? —

ſo früh ſchon ausgelebt?

(Er verhüllt das Haupt mit ſeinem Mantel.)

Battiſta.

Und ausgelitten.

(Pauſe.)

Battiſta.

(bittend.)

Mein theurer Herr!

Rinaldo.

(Den Mantel zurückſchlagend.)

Es iſt vorbei! Sag' an,
wie ſtarben ſie?

Battiſta.

Ach! unſer gnäd'ger Herr
ſtarb, ſagt der Ritter, der zugegen war,
ſo wie ein Held, der zürnend, weil ihn treulos
das Glück verlaſſen, dem verlor'nen Ruhme
ſein Leben nachwirft. Nicht ſo Kontarini;
der tobte wild wie ein Vulkan, und ſtieß
Verwünſchungen, wie jener Flammen, aus.

Rinaldo.

Was ſprach der Doge? Sprach er nichts? erwähnt' er
nicht irgend eines Menſchen?

Battiſta.

Keines Menſchen.
Zu dem nur, der den Tod ihm ſollte geben

und zitternd säumte, sprach er: Komm nur, Freund;
ich hoffte freilich wohl, es sollt' ein Andrer
den letzten Dienst mir leisten; fasse Muth!
Das war sein letztes Wort, mehr sagt' er nicht.

Rinaldo.

Ein Andrer? o! ich kenne diesen Andern,
ich kenn' ihn, glaube mir, wie Dich und mich.
Wer ließ auf den ihn hoffen? Wollt' ich doch
auf diese Wolken dort, auf ihren Treiber,
den Sturmwind, hoffen, auf vergangne Zeiten,
auf Menschen nicht — bei Gott! — auf Menschen
nicht!
Ein Andrer, sagt' er? Wehe diesem Andern!
wie hat ihm wohl der Sterbende geflucht?

Battista.

Kein Wort des Zornes oder der Verwünschung
ging, sagen alle, Herr, aus seinem Munde.

Rinaldo.

So blieb's in seinem Busen, und im Stillen
sprach's desto lauter das gebrochne Herz.
O wehe! weh dem unglückseel'gen Andern!

Battista.

Was meint Ihr, theurer Herr?

Rinaldo.

Nichts! Rede — rede!
Wie starben sie?

Battiſta.

Wie ich's Euch ſchon geſagt.

Rinaldo.

Ich frage, wo?

Battiſta.

In dem Pallaſt des Rathes,
ſo ſtill und heimlich, daß bis dieſe Stunde
noch niemand ſicher weiß, ob's ſchon geſchehen.

Rinaldo.

Sie fürchteten das Volk.

Battiſta.

Vermuthlich, Herr.
Doch regt ſich nichts; die Straßen ſind verödet,
als hätte Monden lang die Peſt gewüthet.
Man ſieht es wohl, das ganze Volk trägt Leid,
und weiß, daß ihm ein Freund geſtorben iſt;
denn alles war in Lieb' ihm zugethan.

Rinaldo.

Ach! alles, alles — nur der Andre nicht,
auf den er hoffte, der ihn wie ein Schalk
betrogen hat.

(Pauſe. Da er bemerkt, daß Battiſta ihn forſchend betrachtet, fährt er fort)

Ja, ja! des Volkes Liebe —
die fürchten ſie; drum handeln ſie ſo ſtill.

Battiſta.

Und denken eben ſo geheim die Leichen,
ſobald die Dämm'rung eintritt, zu begraben.

Rinaldo.

Wohin? wohin?

Battiſta.

Auf den Lorenzo-Kirchhof.

Rinaldo.

Ein ehrliches Begräbniß wenigſtens.
Gott ſey gelobt!

Battiſta.

Ach! Herr, kann das Euch freuen?
iſt das für einen Dogen von Venedig
ein ehrliches Begräbniß auch zu nennen?

Rinaldo.

Ach! Freund! den Wandrer in der heißen Wüſte
freut eine Muſchelſchaale Waſſers mehr,
als einen König ſein Pokal voll Wein.

(Pauſe.)

Battiſta.

Vergönnt mir eine Frage, werther Herr.

Rinaldo.

War die geringe Gunſt Dir je verſagt?

Battiſta.

Das nicht; doch ſeltſam und verwegen auch
wird meine Frage ſeyn.

Rinaldo.

Laß ſie nur hören.

Battiſta.

Mit wem ich auch von unſerm Unglück ſprach,
es meinte jeder — aber zürnt mir nicht —
Ihr hättet Euern Vater ſelbſt verrathen.
Verkehrt Geſchwätz — gewiß! ich glaub' es nicht;
doch ſeht, ich will Euch lieber nichts verhehlen,
es hat das Herz gewaltig mir beklemmt.
Ich bitt' Euch, Herr, woher kommt dieß Gerücht?

Rinaldo.

Verrathen — ſiehe Freund, hätt' ich's gethan,
verrathen wäre nicht das Wort. Man kann
nur das verrathen, was man uns vertraut,
und der Verrath iſt immer Hochverrath.
Mein Vater hat mir aber nichts vertraut;
drum ſollte man, auch wenn ich es gethan, . . .

Battiſta.

Ihr habt es aber nicht gethan?

Rinaldo.

Battiſta,
wenn ich nun ſpräche, ja.

Battiſta.

Ihr werdet nicht;
und wenn Ihr auch ſo ſprächt, ſo würd' ich denken,
Ihr wolltet mich für meine Frage ſtrafen.

Rinaldo.

Nein! nein! Ich will Dir ſagen, wie es kam.

Battiſta.

(ſtellt ſich, als horchte er)

Was rauſcht dort in den Trümmern? horcht man hier?

(Er thut als wollte er nachſehen, und verliert ſich zwiſchen den Trümmern.)

Rinaldo.

(nach einer Pauſe aufſtehend.)

Battiſta! — Nun? wo bleibſt Du? Komm, Battiſta!

(Er ſucht in den Trümmern umher.)

Entflohn! — Beim ew'gen Gott! — er iſt entflohn!
vor mir geflohn, den er als Knaben liebend
auf ſeinen Armen trug, den er bewachte
wie ſeines Auges Apfel in den Tagen
der wilden Jugend, dem er nun zehn Jahre
in jegliche Gefahr, in Sturm und Schlacht,
treu wie der Schatten, ſelbſtvergeſſend folgt. —
Die Treue ſelbſt — und doch vor mir entflohn!
In welch ein Ungeheuer hat die That,
gleich einem böſen Zaubrer, mich verwandelt?
daß ſich bei meinem Anblick alle Herzen,
uneingedenk der lang' gehegten Liebe,
mit Schauder ſchließen und ſich von mir kehren? —
Fort! fort von hier! Mich dünkt, der Boden gluht —
die Steine wanken — wollen mich begraben — —

ich will nicht modern hier bei Krót' und Molch. — —
O! ſchlage Deine Flügel um mich her
Du Hehlerin der Schande, düſtre Nacht,
daß mein geſpenſtiſch Weſen Keinen ſchrecke,
den ſeine Straße mir vorüber führt.

(Er geht; am Thore begegnet er einem Knaben.)

Knabe.

(ihn erblickend.)

Jeſus Maria!

Rinaldo.

Was erſchrickſt, Du Knabe?
bin ich ein Unhold denn?

Knabe.

Ach, gnäd'ger Herr!
es iſt ſo ſchaurig hier, und niemals hab' ich
noch einen Menſchen hier geſehn, noch nie.

Rinaldo.

Wenn dieß Gemäuer Grauen Dir erregt,
was führt, der Furcht zu Trotz, Dich in der Dämm'rung
an dieſen Ort?

Knabe.

Es iſt der nächſte Weg
nach Hauſe, Herr; und wenn ich ſpäter komme,
ſo ſchilt der Vater.

Rinaldo.

Haſt Du einen Vater?

Knabe.

Knabe.

Wohl, gnäd'ger Herr.

Rinaldo.

Und biſt ein böſer Bube,
der ſeinem Vater Gram und Sorgen macht?

Knabe.

Nein, gnäd'ger Herr, nicht deßhalb ſchilt der Vater,
er ſchickt mich ſelber; aber ſeht, ihm bangt,
ich möcht' im Dunkeln wohl zu Schaden kommen.

Rinaldo.

Was ſchickt er Dich?

Knabe.

Ich muß ja für ihn betteln?
ſonſt haben wir ....

Rinaldo.

(in heftiger Bewegung.)

Für Deinen Vater betteln?
warum? warum?

Knabe.

Wir haben ſonſt kein Brodt.
Ach! gnäd'ger Herr, wir ſind ſehr arm — ſehr arm:
der Vater hat zum Krüppel ſich gefallen,
er kann nichts mehr verdienen; meine Schweſter
bleibt nun daheim, den Kranken zu verpflegen,
ich aber bitte gottesfürcht'ge Herzen
um milde Gaben; davon leben wir.

Rinaldo.

(ihn heftig bei der Bruſt faſſend.)

Du lügneriſcher Bube! greinſt Du mir
ein Mährchen vor? Ich kenn' Euch wohl, Geſindel;
es iſt kein Bänkelſänger ſo gewandt,
den alten Frauen Thränen abzuzapfen,
als Ihr es ſeyd mit Euern Jammermähren.

Knabe.

Ach lieber gnäd'ger Herr! thut mir kein Leid;
ſonſt muß der Vater ja vor Hunger ſterben.
Wollt Ihr ihm helfen, ſo erwürgt mich nur.

Rinaldo.

(auf einen Stein niederſinkend, ſo, daß er des Knaben Hand behält.)

O! heilige Natur! Wie ſtraft Du mich.

(Er neigt ſein Haupt zur Erde, das Antlitz mit der andern Hand bedeckend.)

Knabe.

Was fehlt Euch, Herr? Ihr weint und ſeyd doch reich?
Wär' ich ſo reich, wie wollt' ich fröhlich ſeyn!

Rinaldo.

(nimmt den Knaben zwiſchen ſeine Knie; die Stimme iſt weinend.)

Ich bin viel ärmer, gutes Kind, als Du,
ach! zehnmal ärmer. — — Sage mir, mein Sohn,
erſtich' es frei, Du gehſt wohl ungern betteln.

Knabe.

Ach! nein! es iſt ja für den kranken Vater,
für meine Schweſter und mich ſelbſt. Wenn nur
die Menſchen lieber gäben, wär' es gut;
doch öft bekomm' ich nichts, als harte Worte.
Je nun, bin ich erſt groß und ſtark geworden,
daß ich verdienen kann, ſo hört es auf.

Rinaldo.

(den Knaben küſſend.)

Du biſt ein gutes Kind; Gott wird Dich ſegnen,
weil Du den Vater liebſt; du weißt es ja,
wer ſeinen Vater ehrt, dem geht es wohl
auf Erden ....

Knabe.

Und im Himmel.

Rinaldo.

Recht, mein Sohn.
Drum lieb' und ehre Deinen Vater ſtets
und halt' ihn heilig wie das Heiligſte,
bis an ſein End'; und wann er ſcheiden muß,
ſo drück' ihm ſelbſt die Augen kindlich zu.
Dann ſey Dein Troſt, daß Du nicht einen Wunſch
ihm unerfüllt gelaſſen haſt im Leben.

(Er giebt ihm einen Beutel.)

Nimm dieſes.

Knabe.

Ach! wie ſchwer! Und das iſt mein?

Rinaldo.

Nicht Dein; ich ſchenk' es Deinem kranken Vater.
Sag' ihm, er ſolle für den Dogen beten,
und für des Dogen unglückſeel'gen Sohn.

Knabe.

Das wird er gerne thun, er betet viel.

Rinaldo.

(ihn nochmals küſſend.)

So geh' mit Gott, mein Sohn!

Knabe.

(ihm die Hand küſſend:)

Habt tauſend Dank!
Gott ſegn' Euch Herr, und laß Euch fröhlich ſeyn.

(Er ſpringt fort.)

Rinaldo.

(nach einer kurzen Pauſe ſich erhebend.)

Ja, mit zerrißner Seele ſteh' ich hier
mit blut'gen Thränen in dem heißen Auge,
betrübt bis in den Tod, erfüllt mit Abſcheu
vor meinem Leben, meinem ganzen Weſen,
ich leug' es nicht; Natur, Du haſt gewonnen:
und dennoch that ich recht, und mußt' es thun.

(Er entfernt ſich.)

Groſser Saal in Kontari's Pallaſte.

Auf einem mit Lichtern umgebenen Katafalk ſteht ein offener Sarg mit Klara's Leiche. Ein jüngerer Prieſter ſteht dicht dabei die Leiche betrachtend; ein älterer Prieſter geht vor dem Katafalk auf und ab.)

Der ältere.

Ich ſeh' Euch ganz vertieft in dieſen Anblick,
als ſuchtet Ihr Euch ſelbſt zu überzeugen,
es ſey dieſelbe Klara, die wir geſtern
ſo lebensreich noch ſahn.

Der jüngere.

Ihr irrt Euch nicht.
Es wendet unwillkührlich ſich das Auge,
wie auf ein Wunder, das man immer noch
zu faſſen wähnt, auf dieſes ſtumme Haupt.
Heut ſollte ſie im Glanz der Herrlichkeit,
im hellern Glanz der holden Jugendblüthen
und der beglückten Lieb' und ihrer Tugend,
als Königin des reichſten Feſtes prangen.
Nun ſchlummert ſie; den Glanz des Lebens hat
des Todes Hauch vom Antlitz abgeſtreift;
verſchloſſen ſind die Pforten, Aug' und Ohr,
wodurch des Lebens Freuden im Triumpf
einziehen ſollten in ihr frommes Herz.

Der ältere.

Habt Ihr noch keine Blume welken sehn,
wann sie der Nachtfrost unverhofft ergriffen,
wann sie der Südwind unsanft hat berührt?

Der Jüngere.

Wohl hab' ich das. Ich weiß, der Tod ist alt;
doch immer bleibt er neu, auf dieser Erde
ein unverstandner Fremdling von dort drüben.
Da schlummert sie, auch köstlich zwar geschmückt,
doch zu dem Brautschmuck fehlt des Auges Licht,
des Mundes Morgenroth, der Locken Welle;
vergebens schimmern Edelstein und Blumen:
der Augen Sapphir hat der Tod verhüllt
und ihrer Wange Rosenflor gebleicht.
Da schlummert sie, nicht von des Tages Jubel,
noch von der Freuden Wechsel sanft ermattet;
nein! von des Lebens Jammer hingesunken,
als Todesbraut in dieses Schauerbett.

Der Aeltere.

Und ruhet sie denn minder sanft im Sarge
als in dem Hochzeitbett? Aus diesem müßte
sie zu des Tages ungewissem Leben
an jedem Morgen aufstehn; und es würden
die Morgen immer herbstlicher ihr werden
und immer härter ihre Lagerstatt;

doch aus dem Sarge weckt ſie keine Sonne,
bis ſie zum ew'gen Frühling auferſteht.

Der Jüngere.

Ach! und wie ſchmerzlich erſt ihr Herz gebrochen,
bevor das Auge noch gebrochen iſt!

Der Aeltere.

Ja wohl! es hat ſie nicht mit ſanfter Hand
der Tod erfaßt; er konnt' es nicht, wenn er
dies reiche Leben unterjochen wollte.
O glücklich! ſag' ich, wem's verliehen wird,
ſelbſt allgemach zu brechen mit dem Leben,
bevor das Leben bricht mit ihm; wer lebend
doch täglich, ſtündlich ſtirbt in ſeinem Geiſt.

(Der Kaſtellan tritt ein mit Rinaldo, der verlarvt iſt.)

Kaſtellan.

Verzeiht, hochwürd'ge Herrn, daß wir Euch ſtören,
ſeyd Ihr vielleicht begriffen im Gebet?
Vergönnet, bitt' ich Euch, hier dieſem Herrn,
der Hingeſchiednen Lebewohl zu ſagen;
er nahm im Leben warmen Theil an ihr.

Der ältere Prieſter.

Es ſteht ihm frei, wenn's ihm zum Troſt gereicht.

(Der Kaſtellan entfernt ſich; Rinaldo tritt zu den Prieſtern.)

Rinaldo.

Erſt heut, hochwürd'ge Herrn, kehr' ich zurück
von einer Reiſe; dunkle Kunde nur
hab' ich erlangt von dieſes Tages Schrecken,
von der Verſchwörung, von des Dogen Sohn . . .

Der jüngere Prieſter.

Dem Unglückſeel'gen!

Der Aeltere.

Nein! dem Böſewicht:
er wollte ſelbſt ſich zu Venedigs Herrn
aufwerfen, drum verrieth er ſeinen Vater.

Rinaldo.

Das kann nicht ſeyn.

Der ältere Prieſter.

Das iſt: er reizte ja
das Volk zum Aufruhr; doch gelang es nicht.

Rinaldo.

Das weiß ich alles; ſagt mir eines nur:
wie ſie geſtorben iſt, die Herrliche!

Der ältere Prieſter.

Wiſ't Ihr, wie Kontarini hat geendigt,
und daß ſie Braut war mit Faledro's Sohn?

Rinaldo.

Das weiß ich.

Der jüngere Prieſter.

Und es ſteht nicht klar vor Euch,

wie sie gestorben ist? Wie konnte sie,
die Tochter und die Liebende noch leben,
da der Geliebte selbst den Dolch in's Herz
ihr stieß, und sie, die Tochter gräßlich zwang,
den Vater auf dem Blutgerüst zu sehen?

Rinaldo.

O wehe! wehe!

Der jüngere Priester.

Kontarini war
ein leidenschaftlich Herz; in seinem Zorn
und im gerechten Zorn, zwang er die Tochter,
sie selbst bedrohend mit dem Vaterfluch,
dem einst geliebten Bräutigam zu fluchen.
Ohnmächtig sank sie hin, als sie den Fluch
zur Hälfte kaum gesprochen, und seitdem
durchzuckte Krampf auf Krampf die wunde Brust,
wie Blitz auf Blitz den Himmelsraum durchschneidet
wenn über uns das Ungewitter tobt.

Der ältere Priester.

Fürwahr, es war ein schwerer, bittrer Tod,
wie ihn ihr frommes Leben nicht verdient!
Das Sakrament verschmähte sie sogar:
es hab' ihr Mund geflucht, und sey nicht würdig
den heil'gen Leib des Herren zu genießen;
und in Verzweiflung brach das edle Herz.

(Rinaldo beſteigt den Katafalk und ſtellt ſich, die Leiche betrachtend, an den Sarg.)

Der ältere Prieſter.

(heimlich zu dem Jüngeren.)

Die Stimme ſoll ich kennen, wie mir däucht.

Der Jüngere.

Auch mir iſt ſie nicht unbekannt; und ſeltſam
iſt die Erſcheinung: denn Ihr ſeht es wohl,
wie manches Wort gar heftig ihn bewegte.

(Rinaldo kniet an den Sarg und küßt die Hand Klara's.)

Der ältere Prieſter.

Seht! wie der Todten Anblick ihn ergriffen.
Faſt ahnd' ich, wer es iſt, und wünſchte ſehr,
wir hätten ihm den Zutritt nicht geſtattet.

Der Jüngere.

Wer hat in der Verlarvung ihn erkannt?

Rinaldo.

(legt ſich Klara's Hand auf's Haupt; nimmt ſie aber ſogleich wieder davon weg, und legt ſie in den Sarg zurück.)

Nein! von der Todten will ich nicht erſtehlen,
was mir gewiß die Lebende verſagt,
bis ſich verſöhnen die entzweiten Seelen,
wann einſt der wolkenloſe Morgen tagt.

(Die Prieſter nähern ſich dem Katafalk; er ſteigt herunter, und nimmt die Larve ab.)

Ich bin Faledro; habet Dank, Ihr Herrn!

(Er entfernt ſich.)

Lorenzo = Kirchhof. Tiefe Dämmerung.

Ein Todtengräber iſt mit dem Füllen eines Grabes beſchäftigt, und ſingt:

Man bauet wohl Schlöſſer von Marmelſtein
gar feſt;
es brauſen die Stürme, der Donner brüllt drein
umſonſt;
doch mauert kein Maurer ſo ſicher und gut,
wie der ſchlechteſte Todtengräber es thut;
aus ſeinen Gebäuen
kann niemand befreien,
und hätt' er auch Goliaths Kraft.

(Der zweite Todtengräber kommt mit einem großen Stein.)

Zweiter Todtengräber.

Nun bei Sankt Mark, ich glaub', es haben ſich
die Stein' allſammt verkrochen; wollen nicht
auf ſolch ein Grab, denn hab' ich mir doch ſchier
die Augen ausgeguckt nach einem Stein.

Erſter Todtengräber.

Ja, wär's ein Braten, hätt'ſt Du freilich nur
der Naſe nachgehn dürfen.

Zweiter Todtengräber.

Sichrer wär's.

Wo soll ich nun zwei andre Steine finden?

Erster Todtengräber.

Ey! find'st Du keinen, giebst Du Deinen Kopf, den legen wir auf's Grab.

Zweiter Todtengräber.

Ey, Bißbold Du!

(Er entfernt sich wieder.)

Erster Todtengräber.

(singt.)

Man schmücket wohl Schlösser mit Edelgestein und Gold,
sie schimmern gleich Wiesen im Sonnenschein so hold;
doch schmücket kein Meister ein Schloß so schön,
wie's die schlechtesten Todtengräber verstehn:
denn Gräber gefallen
gewißlich doch allen,
wie käme sonst Keiner heraus?

(Er spricht.)

Ein schlechter Grund! Sankt Mark ein schlechter Grund!
Hat's einem wohl gefallen in den Kellern des geistliches Gerichts? und ist wohl einer noch je heraus gekommen? — möcht' ihn sehn!

Ey, was geht's mich an! hab' ich etwa ſelbſt
das Lied gemacht? Und wenn es beſſer wäre,
ſo würd' ich meine Weisheit nicht gewahr.

(Er ſingt.)

Man bauet wohl Schlöſſer wie Städte ſo groß
und breit,
es dehnen die Hallen ſich endenlos
ſo weit;
doch Hallen und Säle verſchwinden wie Schaum,
bedenkt man des Grabes unendlichen Raum:
denn hier in der Tiefe
liegt Keiner, der riefe:
es werde die Welt ihm zu eng!

Zweiter Todtengräber.

(mit Steinen zurück kommend.)

Fürwahr! Kamrad, Du haſt nicht mehr Gefühl,
als hier die Steine. Sprich, wie kannſt Du ſingen?
und ſchüttelſt Erd' auf einen ſolchen Mann.

Ein Todtengräber.

Warum denn nicht? Du ſingſt ja oft genug.

Zweiter Todtengräber.

Das thu' ich wohl, Kamrad, wenn ſo ein Menſch
mir vor die Schaufel kommt, der wie ein Heller
unſcheinbar durch die Welt gegangen iſt;
wenn's aber ſolche trifft, die Gott der Herr
ſo hoch geſtellt hat, daß man ſie mit Mühe

für Menſchen halten kann: ſieh, Bartolo,
dann will kein Laut mir aus der Kehle gehen.
Und gar ein Doge, nein! das könnt' ich nicht.

Erſter Todtengräber.

Iſt's nicht ein Menſch? Ey, vor dem Todtengräber
nimmt einer ſeine Krone, wie der andre
den alten Filzhut, ab.

Zweiter Todtengräber.

Da haſt Du Recht,
es iſt ein ſeltſam Handwerk, und giebt viel
zu denken, wenn man Luſt am Denken hat. —
Denn wunderbar iſt's doch, daß alle Menſchen
ohn' Anſehn der Perſon hinunter müſſen.
Wenn unſer einer ſtirbt, das faßt man wohl!
was ſollten wir denn ewig auf der Welt
bei ſchwerer Arbeit, Sturm und Regenwetter
und magrer Koſt? Wenn aber ſo ein Herr,
aus einem großen marmornen Pallaſte,
der ſich in eitel Gold und Seide kleidet
und nur von Cyperwein und Seefiſch lebt,
wenn der dran gleuben muß, begreift man nicht,
wie doch der Tod an ſolche Herrn ſich wagt.

Erſter Todtengräber.

Es hilft nichts, Koppo, alle müſſen fort:
ſtirbt doch der Pabſt zu Rom.

Zweiter Todtengräber.

Das wäre doch!
Nun freilich muß er ſterben, denn wie könnte
ein andrer ſonſt zum Regiment gelangen?
Hör', Bartolo, ich möchte wohl einmal
ſo einen Pabſt begraben, denn es wäre
doch was Beſonders.

Erſter Todtengräber.

Glaub's nicht, Kamerad!
es wär' ein Menſch, ich ſage Dir, ein Menſch.

(Sie fangen an, die Steine auf das Grab zu wälzen, Rinaldo kommt.)

Rinaldo.

Habt guten Abend, Freunde.

Zweiter Todtengräber.

Danken ſchön!

Erſter Todtengräber.

Und wünſchen Euch ein Gleiches. Aber hier,
hier werdet Ihr ihn ſchwerlich finden, Herr!

Rinaldo.

Wer weiß? Ihr ſeyd doch fröhlich, wie mich dünkt.

Erſter Todtengräber.

Ein andres, Herr: wir ſind in unſrer Werkſtatt.

Rinaldo.

Wen habt Ihr Müdes dort zur Ruh gebracht?

Erſter Todtengräber.

Ob er ſchon müde war, das weiß ich nicht;
das aber weiß ich, ſeiner wär man müde:
und was am ſchlimmſten iſt, ſein eigner Sohn.

Rinaldo.

Den Degen alſo?

Zweiter Todtengräber.

Ja, das Gott erbarme!
Der eigne Sohn hat fälſchlich ihn verklagt,
als ob er wider unſre Republik
Verſchwörung angeſtiftet, weil er ſelbſt
auf böſe Ränke ſann, und vor dem Vater,
gar einem wackern Mann, ſich fürchten mußte.
Die edlen Herrn, was ihnen Gott vergebe,
ſie haben dem ruchloſen Sohn geglaubt,
und haben ſo den frommen Herrn verdammt
zu dieſem ſchnöden Tode: Gott' vergeb' es!
doch freilich trägt der böſe Sohn die Schuld.

Erſter Todtengräber.

Mög' er dafür auch brennen in der Hölle!

Rinaldo.

Iſt das ein Chriſtenwunſch, Du loſer Menſch?

Erſter Todtengräber.

Ey Herr! für Chriſten nur ſind Chriſtenwünſche;
das aber thut kein Jude, ja kein Heide,
geſchweige denn ein Chriſt.

Rinaldo.

Rinaldo.

Biſt Du der Richter?
Hat der, den Ihr verdammt, Euch denn gebeichtet?
daß Ihr ſo ſchrecklich ſeine Thaten wägt.

Erſter Todtengräber.

Sagt, was Ihr wollet, Herr. Mein Vater war,
Gott mög' ihm ſeine Sünden nicht behalten,
ein böſer Mann, der mich gar viel gepeinigt.
Nun ſeht und hätt' ich Doge von Venedig
drum werden können, nimmer hätt' ich doch
ein Leid ihm zugefügt: es war mein Vater.
Man weiß ja wohl, wer wider ſeinen Vater
die Hand erhebt, der ſtreckt ſie nach dem Tode
aus ſeinem Grabe; was wird dem geſchehn,
der ſeinen Vater unter's Beil gebracht?

Rinaldo.

Kennt Ihr des Dogen Sohn? ſaht Ihr ihn je?

Zweiter Todtengräber.

Nein, Herr; und Gott bewahr' uns auch in Gnaden!

Rinaldo.

Ihr ſeht ihn jetzt: ich bin's.

Beide.

Jeſus Maria!

(Sie entfliehen.)

Rinaldo.

(nach einer Pauſe des tiefen Nachdenkens.)

So hätt' ich denn die ganze Stufenleiter
der denkenden Natur, womit der Schöpfer
den Raum vom Thier zum Engel ausgefüllt,
durchlaufen, alle Töne denn vernommen;
und jeder Ton ſpricht laut: Du biſt verdammt! —
Ich hielt der Menſchen Urtheil ſonſt nicht hoch;
denn leicht verachtet man's, wenn man den Frieden
im Herzen trägt: doch ſchwer fällt's ins Gewicht,
wann innen böſe Spaltung ſich erhoben. — —
Ich weiß, wenn ich den Erdkreis auch durchzöge,
ich fände doch in keiner Menſchenſprache
ein ander Wort für mich, als Fluch. — Der Geiſt,
der richtend in mir wohnet, ſteht allein
der Welt mit ſeinem Zeugniß gegenüber;
doch wagt auch er nicht, mit des Segens Schild
mich vor dem allgemeinen Fluch zu ſchützen:
dann treten meine Thaten vor mein Auge
durchzuckt ein Schauder alle meine Nerven,
und Reue droht mir . . denn ich bin ein Menſch. — —
Ein Menſch — ein Menſch! und auf den Richtblock doch
hab' ich des Vaters hochehrwürdig Haupt
und ſeines greiſen Freundes Haupt gelegt;
und die Geliebte doch, die Braut ermordet,
in ihrer Blüth' erwürgt; die mir vertraute,

wie einem Geiſt des Lichts, die gab ich hölliſch
dem Schreckenstode der Verzweiflung Preis.

(Pauſe.)

Ich weiß, Natur, daß ich mit Dir gebrochen,
daß ich Dein heiligſtes Geſetz mit Füßen
getreten habe, daß Du mich verfolgen, —
verfolgen mußt mit allen Deinen Schrecken,
daß Du die Menſchen, Deine Kinder, alle
mit Deiner Rache Geißeln mußt bewaffnen,
bis Du mich ausgetilgt aus Deinem Reich. —
Du biſt die ſtärkre hier an dieſer Sonne,
ich weiche Dir. — Es kann hinfort kein Band
beſtehen zwiſchen uns; — der ew'ge Geiſt
giebt ſelbſt der irdiſchen Gewalt zurück,
was er von ihr zu Lehn getragen hat. —

(Pauſe, während welcher er in Gedanken verſunken
an ſeines Vaters Grabe verweilt.)

Drei Steine nur auf Deinem Grabe, Vater!
drei rohe Steine, die den Wandrer ſchrecken,
daß er, ſich ſegnend, ſchnell vorüberflieht. — —
O! würdig Denkmal frommer Kindesliebe,
wie noch kein Sohn dem Vater hat geſetzt,
Du wirſt einſt bei den kommenden Geſchlechtern
noch zeugen von des Sohnes arger That,
doch tückiſch ſchweigen von des Sohnes Schmerz. — —
Hier wird der Vater weilen mit dem Kinde,

zur Warnung ihm die grause Mähr' erzählen:
wie seinen Vater der verruchte Sohn
gemordet hat, und dann zum Himmel beten:
laß meinen Sohn nicht also werden, Gott! — —
Ja, wenn schon längst, was jetzt als Wirklichkeit
das Haar empor treibt, und das Blut erstarrt,
zur Sag' verblichen ist, wird immer noch
zu meinem Namen sich der Fluch gesellen.
Denn sinken wird Venedigs Herrlichkeit,
und Keiner wird dann fassen, wie ein Sohn
zur Rettung eines solchen Vaterlandes
den Vater hingab in den Henkertod;
doch ewig werden Söhne Väter ehren,
die Heiligkeit der hehren Bande fühlen;
und so bleibt ewig mir der Fluch gewiß.

(Pause wie oben; dann wendet er sich von dem Grabe ab, und erhebt das Haupt.)

Und dennoch that ich recht! so spricht der Geist:
sprichst Du auch so, erhabner Geist der Himmel,
der dort einst hegen wird ein recht Gericht? —
Es ist Dein Wille, was der Mensch für Recht
erkannt hat, soll er üben, soll nicht hören
der Menschen Urtheil, noch der Lieben Seufzer,
nicht des Verstandes klügelnde Versuchung,
nicht des zerriss'nen Herzens Angstgeschrei. —
Ein thatenreiches, ruhmgekröntes Leben,

er Liebe Glück, des Vaternamens Wonne,
es Hauses Ehr' und meiner Seele Frieden
ab' ich zum Opfer hin; nicht nur das Urtheil,
en Fluch der ganzen Welt hab' ich verachtet,
es Vaters Fluch, und der Geliebten Fluch, —
m das zu thun, was mir das Rechte schien. —
Nun aber fordre nicht, daß ich noch länger
erweilen soll in dieser Nacht der Zweifel,
des gräßlichen herznagenden Gewürms.
Du hast mich nicht erhört, hast mir kein Licht
gesandt von oben her; so muß ich nun
zu Dir, in Deinem Licht die Ueberzeugung
zu schöpfen, Vater, daß ich Recht gethan.

(Er zieht einen Dolch aus seinem Busen.)

Ich wußt' es wohl, und hab' es auch bedacht,
daß solch ein Werk sich blutig enden würde.
O! zürne nicht, erhab'ne Himmelsmacht!
werf' ich ermüdet ab des Lebens Bürde,
um aufzutauchen aus der Erdennacht.

(Er stößt sich den Dolch in die Brust.)

(Ende.)

Lebrecht Hirsemenzels,
eines deutschen Schulmeisters,

Briefe

aus und über Italien.

Herausgegeben

von

D. Ernst Raupach.

Leipzig,
bei Carl Enoblo ch.
1823.

151 S/978
8. I. 152
NK

Vorrede.

Ich mag nun das Recht eintheilen seinem Umfange nach in Völker-, Staats- und Privatrecht, oder seinem Inhalte nach in Criminal-, Civil-, Wechsel-, Handelsrecht u. s. w., oder endlich den Zeiten nach in mosaisches, römisches, germanisches, slavisches Recht u. s. w., so finde ich doch in allen diesen Rechten keinen Satz, dem zufolge es mir untersagt wäre, Briefe aus Italien zu schreiben. Ja sogar das wundersamste aller Rechte, das Rezensentenrecht, das wenigstens eine lex salica seyn sollte, ist diesem Theile meines Vorhabens nicht entgegen. Ich habe es zufolge dieser Untersuchungen für gewiß angenommen, daß jeder Mensch

das Recht hat, aus jedem Lande der Erde Briefe z. B. in seine Heimath zu schreiben, vorausgesetzt, daß er schreiben kann, und sich in dem Lande X oder Y befindet; ja — es klingt verwegen, ist aber dennoch wahr — man hätte das Recht aus dem Monde, oder der Venus, oder dem Uranus, oder gar einem Fixsterne, den man sich noch obendrein in Bode's gestirntem Himmel nach Belieben aussuchen könnte, Briefe zu schreiben, wäre man nämlich dort und fände sich Gelegenheit nach der Erde. Da ich nun schreiben kann und in Italien war, so hatte ich damals unstreitig das Recht, Briefe aus Italien zu schreiben.

Aber über Italien? das ist freilich ein Anderes; da könnte mir manches Recht sein Veto entgegen setzen. Ich will mich hier nur mit dem Rezensentenrechte abfinden. Ich bin nicht Mahler, nicht Bildhauer, nicht Baukünstler, nicht Politiker, nicht

Statiſtiker, nicht Naturforſcher, und für das Einzige, was ich verſtehe, nämlich das Schulmeiſterhandwerk, iſt in Italien keine Ausbeute zu hoffen. Uebrigens geſtehe ich hier beiläufig, daß, wenn auch dieß der Fall wäre, ich meinen Landsleuten gewiß nichts davon ſagen würde, denn da der Supernaturalismus der Peſtalozziſchen und der Korporalismus der Lancaſterſchen Methode ohnehin ſchon eine feine Miſchung geben werden, ſo könnte mir der Haufe — ich meine die Rezenſenten — mit Recht zurufen: Waſſer ins Meer! oder — wenn es wider Vermuthen Leute wären, die einige Schule hätten — γλαυξ εις Αθηνας! Aber, werden nun dieſelben gelehrten oder ungelehrten Kritiker ſagen, wenn in dieſen Briefen weder von Gemählden, noch von Alterthümern, noch von Bauwerken, noch von der Natur des Landes, noch von ſeiner Verfaſſung und ſeinem jetzigen Zuſtande, ja nicht

einmal von der Erziehung die Rede seyn soll, wie können sie denn Briefe über Italien heißen? Da bekenne ich nun gern, daß sie diesen Titel sehr uneigentlich führen, und der Wahrheit gemäß Briefe über mich selbst in Italien heißen sollten. Meine Absicht ging vorzüglich dahin, dem Freunde, an den ich schrieb, zu zeigen, welchen Eindruck Italien auf mich gemacht habe, oder mache, und somit bin ich eigentlich der Gegenstand dieser Briefe. Ich hoffe, es wird mir niemand vorwerfen, es sey in diesem Falle unbescheiden von mir gewesen, in die Bekanntmachung zu willigen: denn daß man sich selbst zum Gegenstande nicht nur kleiner, sondern auch bänderreicher Werke machen könne und dürfe, ist durch Rousseau's Bekenntnisse und Göthe's Wahrheit und Dichtung hinlänglich erwiesen. Daß ich aber meine Briefe, wenn auch uneigentlich, Briefe über Italien genannt habe, hat auch seinen

zureichenden Grund. Denn einmal iſt es, philoſophiſch genommen, in den meiſten Fällen einerlei, ob man über eine Sache ſelbſt, oder über den Eindruck ſpricht, den ſie auf uns macht, da wir ja bis jetzt immer noch nicht wiſſen, was an den Dingen ſelbſt iſt, oder ob es überhaupt nur welche giebt. Zweitens um einen rhetoriſchen Grund neben einen philoſophiſchen zu ſtellen, hat die Anhäufung der Vorwörter — hier aus und über — etwas unglaublich Impoſantes, oder, wie ich es zu deutſch geben möchte, Unterjochendes, wie das bekannte und ehrwürdige In, Mit und Unter ſchon ſeit dreihundert Jahren bewieſen hat und noch beweiſt. So viel und nicht ein Wort mehr zur Rechtfertigung des Titels, den ich meinen Briefen gegeben habe.

Aber wie kommt unerhörter Weiſe ein deutſcher Schulmeiſter nach Italien? werden die Leſer fragen. Auch das will ich ihnen

nicht vorenthalten. Ich befand mich recht wohl als Schulmeister zu Mouschütz, einem nicht unansehnlichen Dorfe, das über funfzig Feuerstellen zählen könnte, wenn nicht erst der dreißigjährige, dann der siebenjährige und zuletzt der einjährige Krieg von 1806 so viele derselben in Brandstellen verwandelt hätte. Die gnädige Frau, mein wohlehrwürdiger Freund, der Pastor Scharfenberg, an den ich nachstehende Briefe geschrieben, und ich, wir machten die Honoratioren des Ortes aus, und lebten, weil wir Eins das Andere zur Gesellschaft bedurften, in preiswürdiger Eintracht, die so weit ging, daß wir beiden Männer, wenn wir den Abend bei der gnädigen Frau zubrachten, was regelmäßig alle Sonntage und Mittwoch sich begab, sogar Taback rauchen durften. In diesen Abendgesellschaften lasen wir nicht allein alle politischen Blätter, deren wir habhaft werden konnten, sondern auch die gelehrten Zeitun-

gen, um die neu erschienenen Werke wenigstens in diesem literarischen Guckkasten kennen zu lernen. Dieß Lesen der Rezensionen dünkte mir allezeit eine ungemein lobenswerthe Beschäftigung, denn unsere Ausbeute daraus war dieselbe, die der berühmte Talbot als Ausbeute des ganzen Lebens angiebt:

die Einsicht in das Nichts,
und herzliche Verachtung alles dessen,
was uns erhaben schien und wünschenswerth;

was aber ist christlicher, als die Verachtung irdischer Weisheit? Aber wie das Uebel stets Hand in Hand mit dem Guten geht, so zogen mir auch diese Rezensionen in der letzten Zeit eine nicht geringe Demüthigung zu, die mich vor allen Andern zu einer Reise nach Italien bestimmt hat. Ich habe mein Leben lang immer viel auf eigene Gedanken gehalten, und geglaubt, das Sprichwort: „Eigner Heerd ist Goldes werth" lasse sich eben so schicklich auf die Meinun-

gen und Ansichten des Menschen anwenden. So habe ich denn auch immer über die schöne Literatur meine eigenen Gedanken gehegt, und danach ohne Umstände beurtheilt, was mir aus diesem Fache zu Gesicht gekommen ist, wozu ich mit allen andern Menschenkindern gleiches Recht zu haben glaubte. Als man nun anfing, die Correggio, Vandyk, Michel Angelo, Raphael und andere theils wirkliche, theils erdichtete Mahler in unsere dramatische Dichtkunst einzuführen, erklärte ich eines Abends unumwunden meine Meinung, daß mir dieses Thun ganz unverständig scheine, und diese Mahlerstücke mit den Schlachten, Feuersbrünsten und Wasserfahrten in der Musik auf eine Linie zu stellen seyen. Die gnädige Frau, die vor zwanzig Jahren Italien besucht hat, und daher — pflichtschuldigst pflegte mein wohlehrwürdiger Freund zu sagen — eine leidenschaftliche Freundin aller Mahler und alles

Gemahlten ist, nahm meine Aeußerung übel, und erklärte mir dagegen, daß es mir, trotz meinem Griechischen und Lateinischen, trotz meiner Geschichte und Geographie, trotz meiner Rhetorik und Philosophie, und was noch sonst einem Schulmeister, der Theologie studirt hätte, geziemen dürfte, daß es mir trotz allem diesen doch an der eigentlichen Bildung fehle. Ich, dem der Himmel ein duldsames und friedfertiges Gemüth verliehen, erwiederte ihr ganz gelassen, daß Jeder nach seiner Ueberzeugung zu urtheilen nicht nur befugt, sondern auch verpflichtet sey. Aber mein Vetter Gabriel, der, wiewohl ein gründlicher Jurist, doch nur Rathskanzelist in der benachbarten Stadt, und ein gewöhnliches Mitglied unserer gelehrten Gesellschaft war, ging der gnädigen Frau mit der Frage zu Leibe, was sie denn unter der eigentlichen Bildung verstehe? Gewandt, wie solche Damen von Stande sind, blieb sie

ihm nicht lange die Antwort schuldig, sondern sagte, die eigentliche Bildung sey nur in Italien zu holen, das ja allgemein für das Land der bildenden Künste gelte. Mein wohlehrwürdiger Freund, der Gabriels heftige Gemüthsart kannte, und einen unangenehmen Streit befürchtete, trat mit der passenden Bemerkung dazwischen, daß Italien seinen Namen wahrscheinlich von den dort häufigen Büffeln erhalten habe, und mithin auf deutsch gar wohl Büffelland genannt werden könnte: dadurch bekam das Gespräch eine andere Wendung, und meine Kränkung blieb ungerochen. Ich kann zwar nicht sagen, daß ich mich sonderlich darüber gegrämt hätte, allein man vergißt doch dergleichen nicht so bald; manet alta mente repostum.

Am Sylvesterabende des Jahres 1821 starb meiner Mutter einziger Bruder, ein alter Hagestolz, und eine zweite, wo möglich noch verbesserte Ausgabe vom Wechsler

Hildebrand bei Pfeffel, der, wiewohl ſteinreich, ſeine Neffen, den Vetter Gabriel nämlich und mich, doch nie mit einem Heller unterſtützt hatte, der uns zwar nie ſehen mochte, aus Furcht, unſer Beſuch könnte ihm etwas koſten, uns aber erlaubte, am Neujahr und an hohen Feſten ihm ſchriftlich Glück zu wünſchen, wenn wir nur die Briefe frankirten, und das zweite Blatt des Bogens leer ließen, das er dann zu ſeiner Geſchäftskorreſpondenz brauchte. Nun war er todt, ein Teſtament war nicht vorhanden, weil ein Geizhals ſich nie mit dem Gedanken befreunden kann, ausdrücklich und aus freiem Willen ſein Heiligſtes, ſein Geld, einem Fremden zu überlaſſen; ich und Gabriel waren alſo die Einzigen ausſchließlichen Erben. Dieß Ereigniß freute mich mehr Gabriels als meinetwegen: denn ein haſtiger Menſch wie er, den alles erzürnt, was ihm unrecht dünkt, der dann das Herz auf der Zunge trägt, der;

die Welt gern nach seinen Gedanken umbauen möchte, ein solcher Mensch muß reich seyn, wenn es ihm nicht sehr übel gehen soll unter den Menschen. Wie sehr ich mich aber auch freute, so konnte ich mich doch lange nicht darein finden; sondern trug eine gewisse Scheu, der Sache Glauben beizumessen. Bin ich nicht ein Thor, dachte ich oft, zu wähnen, solch ein Glück könne uns wirklich begegnen? daß wir die Erben sind, läßt sich zwar nicht leugnen; aber Gott weiß, auf welche Weise die Erbschaft zu Wasser werden wird. Ich mußte mich aber zuletzt doch darein finden, als wir jeder baare sechstausend Friedrichsd'or erhielten. O du theurer Gabriel, sprach ich zu meinem Vetter, Du weißt, welche Macht der Mensch besitzt, in dessen Hand auch nur sechs solche Goldstücke liegen; nun da wir jeder Herr sind über tausend mal sechs, kann etwas Geringeres unser seyn, denn die ganze Welt? Was be-

ginnen wir also? Sollen wir uns eine Bibliothek anschaffen und ein Reitpferd halten? oder ein Haus kaufen und ein Weib dazu nehmen? oder weiche Kleider tragen wie die Leute in der Könige Häusern, und aus meerschaumenen, mit Silber beschlagenen, Pfeifen rauchen? oder sollen wir dieß alles zusammen? Nichts, erwiederte Gabriel, ich bleibe Kanzelist und trage meinen abgeschabten Rock nach wie vor zur Schande der Regierung, die einen tüchtigen Juristen und ehrlichen Mann zu nichts Besserem zu brauchen weiß. Dabei blieb es vor der Hand; aber als ich am folgenden Sonntage von der gnädigen Frau, wo abermals die Rede von Italien gewesen war, nach Hause kam, fiel mir ein, daß mich ja nun im Grunde nichts mehr hindere, eine Reise nach der wahren Bildung zu unternehmen. Ich erschrak zwar anfangs nicht wenig über die verwegene Idee, ein sicheres Amt aufzugeben, und im

Vertrauen auf den unſichern Mammon die Welt als ein Tagedieb ſogar bis jenſeit der Alpen zu durchziehen; allein nachdem ich die Sache theils allein, theils mit meinem wohlehrwürdigen Freunde bis Mittwoch reiflich überlegt hatte, entſchloß ich mich, ſie meinem Vetter vorzuſchlagen, von dem ich mich ungern getrennt hätte. Poſſen, meinte der anfangs, es wird in Italien eben ſo ſeyn wie hier, zehn Schlechte gegen einen Guten, zehn Thoren gegen einen Weiſen, zehn Schwächlinge gegen einen Mann. Aber er ließ ſich doch endlich bereden; wir bereiteten uns geiſtig und leiblich vor, wie ſichs gebührt, und als die Ernte vorüber war — denn was ich geſäet hatte, wollte ich auch noch ernten — reiſten wir ab.

Erſter Brief.

Venedig, d. 11ten Oktober 1822.

Wohlehrwürdiger Freund!

Da bin ich nun in Italien: kaum glaublich, aber doch wahr. Ich kann Sie verſichern, daß mir gar wunderbar zu Muthe iſt: es kommt mir vor, als wäre ich gar nicht derſelbe, der im Schulhauſe zu Monſchütz wohnte, die Kinder im A b c oder im Evangelium leſen ließ, — oder mit Ew. Wohlehrwürden zu einem Kranken, oder in die Dohnen ging. Und doch weiß ich gar wohl, daß ich eine und dieſelbe Perſon mit dem Lebrecht Hirſekorn bin, der das alles in Monſchütz that; aber freilich bin ich davon nicht inniger überzeugt, als etwa davon, daß Auguſtus römiſcher Kaiſer und Dionyſius der jüngere Schulmeiſter zu Korinth geweſen iſt. So ſind, wie es ſcheint, unſere Umgebungen der Spiegel, in dem wir uns erkennen; wenn dieſer Spiegel fehlt, verlieren wir, wenn auch nicht das Selbſtbewußtſeyn, doch das Selbſtgefühl; und ſo könnte wahr ſeyn, was ich einmal

behaupten hörte, daß vieles Reisen der Sittlichkeit nachtheilig wäre: denn schiene ich mir in Venedig ein Anderer als in Wien, so würde ich in Venedig minder lebhafte Gewissensbisse über das etwa zu Wien Gesündigte empfinden. Nun ich hoffe, der Himmel wird mir helfen, daß ich diese Erfahrung nicht an mir selbst mache.

Am 8. Oktober Nachmittags erreichten wir bey Ponteba in den karnischen Alpen die italiänische Grenze. Unter einer Grenze, besonders zwischen so verschiedenen Ländern wie Deutschland und Italien, stellt man sich, Gott weiß warum, wenigstens eine chinesische Mauer, vor, und man kann sich, wenn man sich nun auf der Grenze befindet, gar nicht überzeugen, daß sie nichts, gar nichts Wirkliches ist, sondern bloß in der Einbildung besteht, so gut wie eine mathematische Linie. Und doch ist es wahr: denn wir gingen über einen kleinen Fluß, und nun hieß es sind wir in Italien; aber das Flüßchen gehörte doch entweder noch zu Deutschland oder schon zu Italien, oder die eine Hälfte war noch zu jenem, die andere schon zu diesem Lande zu rechnen: und so war abermals nicht der Fluß die Grenze, sondern eine eingebilde-

te Linie diesseits oder jenseits, oder in der Mitte. Kurz mein wohlehrwürdiger Freund, es ist eine bloße Redensart, wenn man von natürlichen Grenzen spricht: höchstens könnte das Meer für eine solche gelten, daher es auch sehr natürlich war, daß Alexander nur am Weltmeere still stehen wollte.

Der Eingang Italiens gleicht dem Eingange zum Paradiese, der Weg ist steil und die Pforte ist schmal. Nirgends sind die karnischen Alpen rauher und wilder als hier: zwischen hohen zerrissenen Felsenwänden, über die in der Ferne noch die schneebedeckten Gipfel einer höhern Kette emporragen, braust der Fluß um die Felsenstücke, die in sein Bett hinabgerollt sind, und zwischen dem Flusse und den Felsenwänden schlängelt sich, bald auf dem rechten bald auf dem linken Ufer, je nachdem es der Raum erlaubt, die drei Schritt breite Straße dahin. Und dennoch mitten in dieser Wüste haben sich überall Menschen angesiedelt, wo nur irgend Raum zu einer Hütte vorhanden war, oder ein grünes Fleckchen lockte. Himmel! sagte ich, wer war doch zuerst so ungerecht, die Menschen ungenügsam zu schelten? Den kahlen Felsen hinter den unfruchtbaren Fluß vor sich, so eingeengt,

daß sie nur wenige Stunden des Tages, und im Winter wohl nie die Wohlthat der Sonnenstrahlen genießen, bleiben diese doch der undankbaren Heimath treu, die nicht einmal ihre Kinder ernährt. Gewohnheit, Zwang und Stumpfheit, erwiederte Gabriel mit seiner Baßstimme, das sind hier, das sind überall die Quellen menschlicher Tugenden. Verpflanze dieser einen heute in eine fette Trift und gieb ihm eine freundliche Wohnung, so wird er morgen das geräumigere Haus seines Nachbars, übermorgen das Schloß seines Herrn, und in acht Tagen den Pallast des Fürsten begehren. Ich konnte mich nicht entschließen, etwas darauf zu antworten, und, ohne es selbst zu wissen oder zu wollen, fing ich an, mir leise den Choral „Wer nur den lieben Gott läßt walten" vorzusingen.

Daß wir in Italien wären, merkten wir bis jetzt noch an nichts Anderem, als dem per carità und per l'amor di Dio der Bettelkinder, die schaarenweise unsern Wagen umschwärmten, und oft große Strecken begleiteten. Es kommt einem seltsam vor, diese Kinder so geläufig eine Sprache sprechen zu hören, die unser einer mit vieler Mühe erlernt hat und nur als die Sprache eines Petrarca,

eines Arioſt und eines Taſſo kennt. Mag nun dieß oder mag der Wohlklang der Sprache die Urſache ſeyn, genug, jenes per carità und per l'amor di Dio dringt leichter und wirkſamer zum Herzen, als die deutſche Bettlerberedſamkeit. Und iſt es nicht gut ſo? dachte ich bei mir ſelbſt, als ich dieß empfand, ſind dieſe armen Kinder der Wüſte nicht recht eigentlich auf die Rührung und das Mitleid der durchreiſenden Fremden angewieſen? Was ſoll aus dieſen Kindern werden, ſagte Gabriel, die ſich jetzt ſchon gewöhnen, um eine Kupfermünze Viertelſtunden lang den Pferden gleich zu laufen? was werden ſie nicht einſt um ein Goldſtück thun? welche Schandthat wird ihnen nicht feil ſeyn für eine Hand voll Ducaten? Wäre es nicht beſſer, die Regierung ſammelte ſie in ein Erziehungs- und Arbeitshaus, wo ſie ein nützliches Handwerk lernen könnten? O Gabriel, theurer Gabriel, rief ich aus, iſt denn der Menſch ein Hausthier des Staates, das dieſer durchaus zu einer nützlichen Arbeit abrichten muß? Laß doch um Gotteswillen dem armen Menſchen, der ohnehin vor lauter Naturnothwendigkeit und Schickſalszwang kaum einmal im Jahre ſich ſelbſt beſtimmen kann,

laß ihm doch wenigstens die Freiheit, seine Kinder aufwachsen zu lassen, wie es ihm gutdünkt, und glaube mir, daß in dieser Freiheit nur das Schlechte untergehen, in Deiner Menschenzucht aber das Schlechte vielleicht erhalten, aber auch das Gute zum Mittelmäßigen herabgedrückt werden wird.

Schon während der Nacht stiegen wir aus den Bergen in die Ebene Friauls herab, und empfanden sogleich einen merklichen Unterschied des Klima's; denn in den Bergen hatten wir des Nachts und selbst am Tage trotz dem schönsten Sonnenscheine sehr von der Kälte gelitten. Wir empfanden aber diese günstige Veränderung nur sehr undeutlich, denn je wohlthuender sie war, desto ungestörter überließen wir uns dem Schlafe, und wachten nur in Udina auf, wo man unsere Pässe untersuchte. Als wir aber mit Sonnenaufgang nun völlig munter aus Codroipo fuhren, riefen wir beide auf einmal: nun sind wir in Italien. Vor uns und zu unserer Linken dehnte sich die unabsehbare Ebene, über uns der reinste Himmel aus, der je mein Auge erfreut hat; ein leiser rosenfarbener Duft umflorte den tiefsten Horizont und besonders die Bergkette, die zur Rechten in ziemlicher

Entfernung unſerer Straße gleich lief; die Morgenluft wehte mild, wie kaum bei uns im Erntemond, friſches Grün bekleidete noch die Wieſen und Bäume, und nur die Linden und Kaſtanien hatte ſchon der goldene Hauch des Herbſtes getroffen. Friedlich ſpielten bald in verſchiedene Bäche ſich trennend, bald ſich wieder vereinigend, die grünlichen Wellen des Tagliamento in dem unglaublich breiten Bette, und gewährten ein ſchönes Bild der Freiheit; aber eben dieſe Breite des Bettes deutet an, daß es auch Zeiten giebt, wo der Strom ein Bild des zwingenden Schickſals wird, das, alle Freiheit vernichtend, ein ganzes Geſchlecht unwiderſtehlich mit ſich fortreißt. In dieſe Betrachtungen war ich noch vertieft, als wir Pordenone erreichten. Hier verglich ich zum erſten Male die Bauart dieſes Landes mit der unſrigen, und fand den Unterſchied zwiſchen den Werken der Menſchen noch größer als zwiſchen der Natur beider Länder. Die ungebundenſte Willkühr ſcheint bei dem Bau der Städte, die ich bis jetzt geſehen, gewaltet zu haben. Dieſelbe Straße iſt bald enger bald breiter, bald gerade bald krumm; durch Quergäßchen gelangt man plötzlich auf einen freien Platz, der durch

Zufall frei geblieben zu seyn scheint, und der doch nun zum Markte geworden ist; hier ist eine Reihe Häuser mit Lauben, dort brechen diese plötzlich ab; hier ist ein Haus quer über die Straße gebaut, und ein Schwibbogen läßt die Durchfahrt offen, dort steht eine Mauer mit einem Thore mitten in der Stadt, und nie entdeckt man auch nur eine scheinbare Ursache dieser Seltsamkeiten. Fast möchte man diese Regellosigkeit, der gegenüber unsere schlechtesten Städte für Muster des Ebenmaßes gelten können, fast möchte man sie für absichtlich halten; denn die Willkühr würde doch dann und wann zufällig einige Regelmäßigkeit hervorgebracht haben. Dem Vetter mißfiel dieser Mangel an Ebenmaß im hohen Grade, und er sprach seine Empfindung eben nicht auf die mildeste Art aus. Ich kann nicht Deiner Meinung seyn, Gabriel, sagte ich endlich. Diese Willkühr ist ein Beweis der Freiheit, deren damals die Bewohner dieses Landes genossen, und dieser Gedanke erfreut mich mehr, als es der Fall seyn würde, wenn auch die Stadt noch so gefällig meinen mathematischen Sinn anspräche. Ist es nicht eine große Zeit, wo der Bürger sein Haus einige Schritte weiter vor oder zu-

rück baut, als das seines Nachbars, oder ihm eine ganz verschiedene Form giebt, um sich auch hierin selbstständig zu bewähren, und zu zeigen, daß er nicht von seinem Vordermanne bestimmt worden ist? O Lebrecht, erwiederte Gabriel, hat er sich denn nicht immer von Jenem bestimmen lassen, wenn nicht zum Gleichen, doch zum Entgegengesetzten? Ich gestehe, daß ich nicht sogleich auf diesen Einwurf zu antworten wußte; ich war aber auch der Mühe überhoben, denn wir traten eben in das Kaffeehaus der Freigebigkeit (caffè della generesità), um dort zu frühstücken. Da hast Du, sagte Gabriel auf das Aushängeschild deutend, da hast Du den possenhaften Italiäner, der gern das Widersprechende zusammen zwingt, um Lachen zu erregen. Wo in der ganzen Welt wäre die Freigebigkeit schlechter angebracht, als in einem Kaffeehause, sey es nun von Seiten des Wirthes oder des Gastes? Man könnte eben so zweckmäßig über den Eingang eines Zuchthauses „Tempel der Freiheit" setzen. Warum willst Du nun für Posse nehmen, entgegnete ich, was mir Bestreben edler Humanität scheint. Der Erfinder dieser Benennung fühlte, welch ein unedles Gewerbe es sey,

Andere für Geld zu bewirthen, fühlte es wahrſcheinlich um ſo tiefer, weil ihm das freundliche Bild homeriſcher Gaſtfreundſchaft vor Augen ſchwebte, wo man den Gaſt nicht nur unentgeltlich bewirthet, ſondern bei ſeiner Abreiſe noch beſchenkt. In dieſem Gefühle ſuchte er ein Mittel, das Unedle dieſes Gewerbes zu mildern, ſeine Flecken unter einem, wenn auch erborgtem Glanze zu verbergen und dieſes Mittel glaubte er in einem Worte gefunden zu haben, das an die edlern Bewegungen im Menſchen erinnert. Gabriel lachte über meine Erklärung; aber Sie, mein wohlehrwürdiger Freund, ſtimmen mir ſonder Zweifel bei. Doch ich kehre zur Bauart dieſes Landes, von der ich Sie eigentlich unterhalten wollte, zurück. Noch mehr als das Aeußere der Städte weicht das Innere der Häuſer von unſerer Gewohnheit ab. Einen Hofraum findet man ſelten, höchſtens einen Schmutzwinkel oder einen engen Gang ſtatt deſſelben. Das Erdgeſchoß iſt in der Regel nichts als ein Vorhaus, das aber nicht ſelten zugleich das Wohn- und Arbeitszimmer der Wirthsleute iſt; nur bisweilen findet man Zimmer oder vielmehr Kammern neben dieſem Vorhauſe. Die Stockwerke in den beſſern Häuſern ſind

ziemlich regelmäßig. Man gelangt von der Treppe sogleich auf einen Saal, der die ganze Länge oder Tiefe des Hauses einnimmt, und vorn sowohl als hinten drei bis vier kleinscheibige Bogenfenster dicht neben einander hat, die bis auf den Fußboden herabreichen und sich gewöhnlich auf einen Balkon öffnen. Dieser gemeinschaftliche Saal ist meist sorgfältig verziert und mit feinem Hausrath versehen; er scheint überhaupt das eigentliche Prunkgemach des Hauses zu seyn. An diesem Saale befinden sich nun zu beiden Seiten, nach vorn und nach hinten, gewöhnlich einfenstrige, in größern Häusern aber auch zwei- ja dreifenstrige Zimmer, die aber recht betrachtet nur Schlafzimmer (die wahren cubicula der Alten) sind. Oft sind diese Zimmer um einige Stufen höher als der gemeinschaftliche Saal, in welchem man, — beiläufig gesagt, Besuch empfängt. Wenn man diese Häuser betrachtet, so begreift man, warum die Römer kein Wort haben, das unserm Wort Stube oder Zimmer entspricht; denn es giebt in einem solchen Hause eigentlich kein Zimmer in unserm Sinne. Gabriel meint, diese Bauart könne der Häuslichkeit nicht günstig seyn, und die Erfinder derselben dürften diese Tugend

ſchwerlich in einem ausgezeichneten Grade beſeſſen haben. Ich, der ich nicht gern etwas zum Schlimmen auslege, habe ihn ſchon darauf aufmerkſam gemacht, daß die eben ſo große Anzahl der Kinder wie bei uns, auf eine gleich große Häuslichkeit ſchließen laſſe: er meint aber, das beweiſe nichts, und man könne dafür ganz andere Urſachen anführen. Es thut mir recht leid, daß der Vetter Gabriel alles mit ſo trüben Augen anſieht, denn gewiß iſt doch der der Glücklichſte, der in und an der Welt am wenigſten zu tadeln findet.

Am Abend deſſelben Tages, nämlich des 9ten dieſes Monats, erreichten wir Meſtra, wo man ſich nach Venedig einſchifft. Sogleich entfaltete ſich italiäniſches Leben um uns her. Unten auf der Straße breitete eine Geſellſchaft Equilibriſten ihren ſchmutzigen Teppich aus, der Spaßmacher ließ ſeinen Witz ſpielen, und bei dem Klange einiger nicht eben harmoniſcher Inſtrumente machte der ſtarke Mann ſeine Kunſtſtücke mit Kindern auf Händen und Füßen. Kaum hatten wir uns zum Abendeſſen niedergeſetzt, ſo erſchienen Sänger und Saitenſpieler auf dem Saale, und erfreuten uns oder wollten uns wenigſtens mit einer Tiſchmuſik erfreuen. Gabriel war mit al-

lem dieſen ſehr unzufrieden, und beſonders von der Muſik ſo wenig erbaut, daß er die Gabe Gottes mit einem gewiſſen Ingrimm zu ſich nahm. **Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas** (Mag auch fehlen die Kraft, zu loben iſt dennoch der Wille) ſagte ich, um ihn zu beſänftigen; es half mir aber nichts, ſondern er blieb dabei, was der Menſch nicht recht verſtehe, ſolle er unterweges laſſen, denn eigentlich komme alles Unheil der Welt nicht vom Nichtsthun, ſondern vom Halb- oder Schlechtthun her.

Am folgenden Morgen ſchifften wir uns mit Zurücklaſſung unſeres Wagens nach Venedig ein, und eine Fahrt von fünf Viertelſtunden brachte uns in dieſe weltberühmte Stadt. Glauben Sie mir, wohlehrwürdiger Freund, man macht gar wunderſame Erfahrungen, wenn man ſo in der weiten Welt herum fährt. So weiß ich nun z. B. daß bei weitem der größte Theil unſeres Wiſſens nichts mehr und nichts weniger als Poeſie iſt. Was iſt die Geſchichte, die wir wiſſen? Nichts anders, denn ein Heldengedicht, zu dem zwar allen der Plan gegeben iſt, das aber jeder auf ſeine Weiſe, mit ſelbſt gedichteten Charakteren, und ganz anders als Vater, Bruder, oder auch Geſchwiſterkind ausführet. Eben ſo iſt

die Geographie ein großes Gemählde, deſſen Umriſſe und Verhältniſſe beſtimmt ſind, deſſen Ausmahlung aber der Phantaſie eines jeden Einzelnen überlaſſen bleibt, und alſo gewiß ſehr verſchieden ausfällt. Ob die Geſchichte, die wir uns einbilden, der Wahrheit gleich, oder auch nur nahe komme, läßt ſich nicht mehr ausmitteln, weil wir bei dem Schauſpiel der Weltgeſchichte nicht da capo rufen können: ich glaube es aber nicht, und gründe meinen Glauben darauf, daß unſere Ausführung des geographiſchen Gemähldes niemals der Wirklichkeit entſpricht. Dieſe letztere Erfahrung machte ich recht beſtimmt, als wir uns Venedig näherten. Ich hatte mir dieſe Stadt immer vorgeſtellt wie einen jener Zauberpaläſte, die aus Kriſtall oder Jaspis oder irgend einem andern edlen Geſteine aufgeführt, mitten in den Silberfluthen eines ſpiegelhellen See's liegen, zu denen man in einem Nachen aus Perlmutter, oder über eine Brücke gelangt, die eine goldfarbene Schlange bildet. Aber ich verſichere Sie, mein wohlehrwürdiger Freund — und Sie wiſſen, daß ich wahrhaftig bin — von allem dieſen habe ich nicht das Geringſte gefunden. Ich erblickte eine ziemlich ausgedehnte aber unanſehnliche Stadt, die am jenſeitigen Ufer des Haffs zu

liegen schien, und sich bei weitem nicht so gut ausnahm, wie manche andere, die ich wenigstens im Panorama gesehen habe. Der Vetter Gabriel machte dieselbe Erfahrung, und ließ seine Empfindung gegen unsern Steuermann laut werden. Der aber nahm unsere Gleichgültigkeit sehr übel, und gab uns nicht undeutlich zu verstehen, daß er uns für Barbaren halte. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß der Anblick Venedig's ihn noch weit minder zu rühren scheine, denn uns, meinte er, das sey etwas Anderes; der Inländer, der in dem heillosen Neste leben müsse, scheere sich wenig um den Anblick; übrigens aber sey Venedig eine schöne Stadt, und die Fremden müßten sie bewundern. Es that mir nun weh, daß wir den armen Schiffer, der sicherlich nicht im Ueberflusse von Genüssen schwelgte, eines Genusses beraubt, und ihm den Zoll der Bewunderung entzogen hatten, den er für seine Vaterstadt einzufordern sich berechtigt glaubte.

Kaum waren wir in dem Hotel von Groß-Britanien am großen Kanal abgestiegen, als wir schon nach dem weltbekannten Sanktmarkusplatze eilten. Wir kamen von der Südseite, und genossen daher den überraschenden Anblick in seiner ganzen Fülle.

Die Oſt-, die Süd- und die Weſtſeite des länglichen Vierecks werden von einem fortlaufenden, durch keine Straße unterbrochenen Gebäude umſchloſſen: den Hintergrund oder die Nordſeite bildet die Sanktmarkuskirche, die ſich mit ihren vielen Kuppeln und ihrem aus ſieben Nieſchen beſtehenden Vordertheile recht wohl, obgleich keinesweges majeſtätiſch, ausnimmt. Auf der Weſtſeite reicht das umſchließende Gebäude bis an die Kirche, auf der Oſtſeite wendet es ſich in ziemlicher Entfernung von derſelben rechts, und bildet mit dem an die Kirche ſtoßenden Pallaſte der ehemahligen Dogen, das Plätzchen (la piazetta), das ſich am Ufer des breiten Kanals endigt, der die Giudecca und die Georgeninſel von der Stadt trennt. Ein herrlicher Anblick! ſagte Gabriel; aber ſieh auch hier die Erbſünde des Menſchen, den Hang, nicht nur das Werk des Schöpfers, ich meine ſich ſelbſt und ſein Leben, ſondern auch ſeine eigene Schöpfung durch irgend ein Unſchickliches, Geiſt oder Sinn Beleidigendes zu verderben, gleich als würde er von einem Typhon, einem Urfeinde aller Harmonie, getrieben. Was ſoll nun der plumpe, formloſe Glockenthurm auf dieſem Platze, und nicht einmal in der Mitte oder an ſonſt einem mit Rückſicht auf das Ebenmaß gewähltem

Orte ſtehend, ſondern wie vom Zufall nach einer Seite hingeworfen? Gut, verſetzte ich, ſo laß es uns für einen böſen Zufall halten: aber den Zufall giebt der Himmel, zum Zweck muß ihn der Menſch geſtalten, und ſo dächte ich beſtiegen wir dieſen zufällig hier ſtehenden Markusthurm. Geſagt, gethan: und welch ein Anblick oben! Ganz Venedig unter uns, weder Straße noch Kanal ſichtbar, alles nur eine einzige mächtige Häuſermaſſe, die auf das Wort eines Zauberers aus dem Meere emporgeſtiegen zu ſeyn und immer noch durch die Macht dieſes Zaubers von den ringsumwallenden Fluthen getragen zu werden ſcheint. Im Süden und Oſten erſt die nähern Inſeln, weiterhin die Linie der Murazzi, dieß Bollwerk Venedigs, und zuletzt das unendliche Meer; gegen Norden und Weſten zuerſt Inſelſtädte, Venedigs Töchter, dann die Küſte Italiens mit leuchtenden Villen beſetzt, und unter dieſen die Flecken Meſtre und Fuſina, weiterhin die Thürme Trevíſo's und Padua's, und am fernſten Horizonte die Bergkette an den Ufern der Brenta und des Bacchiglione. Doch da bin ich äſthetiſch gewiſſenlos in den groben Fehler verfallen, das Räumliche beſchreiben zu

wollen, weßhalb ich Sie, wohlehrwürdiger Freund, um Verzeihung bitte.

Als wir aus der Höhe wieder auf die Erde zurückgekehrt waren, betrachteten wir die drei rothen unten mit bronzenen Basreliefs verzierten Mastbäume, die zum Andenken an die Eroberung von Cypern, Kandia und Morea vor der Markuskirche aufgepflanzt sind. Das ist nun alles, sagte Gabriel fast höhnisch, was den Venetianern von ihren blutigen Eroberungen, von den Erwerbungen ihrer Habsucht übrig bleibt? Wem denn? fragte ich; den jetzigen Venetianern? und warum sollte diesen etwas Anderes davon bleiben? Mit welchem Rechte könnten sie, die nichts zu jenen Eroberungen beigetragen haben, dieß fordern? Die aber, welche durch Klugheit und Heldenmuth einst jene Besitzungen erwarben, die, welche sie durch ihre Tapferkeit behaupteten, diese trugen den Ruhm der That davon, und nahmen Theil an den Früchten des Besitzes. Was bleibt den heutigen Römern von den Eroberungen ihrer alten Helden, oder den heutigen Mongolen von der halben Welt, die Dschengis-Chan bezwang? Und sind denn diese drei Mastbäume etwas so Verächtliches, wie Du zu glauben

ſcheinſt? weißt Du denn, ob ſie, immerwährend den Ruhm der Väter predigend, nicht noch einſt die Enkel zu einer großen heldenmüthigen That entflammen? Wäre aber auch dieß nicht, ſo dünkt mich iſt der Einfluß des Geſchehenen auf die Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts der wahre Maßſtab ſeiner Größe, nicht aber ſeine phyſiſche Dauer; denn ach! Gabriel, cum universo rapimur.

Wir beſahen nachher die Sanktmarkuskirche und den Pallaſt des Dogen. Aber ich will Ihnen keine Beſchreibung davon machen, theils um meinem oben ausgeſprochenen Grundſatze treu zu bleiben, theils um das tauſendmal Geſagte nicht zum tauſend und erſten Male zu ſagen. Im Pallaſte ſahen wir den Saal, wo ſich ſonſt der Rath verſammelte, einen andern Saal, wo die Zehnmänner ihre Sitzungen hielten, das Gemach endlich, wo die drei Staatsinquiſitoren ihr heimliches Gericht hegten. Hier ließen einſt dieſe Vehmrichter, als zwei junge Venetianer, übler Abſichten gegen die Ariſtokratie verdächtig, aufgehoben worden waren, den einen an der Wand kreuzigen, und dann dieſe Wand mit einem Vorhange bedecken. Nun wurde der andere hereingeführt, der nicht einmal um die Ver-

haftung, geſchweige denn um das gräßliche Schickſal ſeines Freundes wußte; er wurde befragt, leugnete — da rollte der Vorhang auf, und er erblickte den gequälten, mit dem Tode ſchmerzlich ringenden Freund. Von dieſem Anblick vernichtet, bekannte er, was die drei Schrecklichen wollten — Wahres oder Falſches, das weiß Gott — und er wanderte den letzten Weg durch das Kämmerchen rechts über die Seufzerbrücke in die ewige Vergeſſenheit. So erzählte unſer Cicerone. Jene Seufzerbrücke (ponte de' sospiri) iſt eigentlich eine bedeckte Gallerie, die aus dem erſten Stockwerke des herzoglichen Pallaſtes über einen nicht breiten Kanal in das gegenüber ſtehende Staatsgefängniß führt. Sie war für die Unglücklichen, die jene heimlichen Richter verdammt hatten, der Weg aus dem Leben; was jenſeits ihrer harre, ob ſchneller Tod von Henkershand, oder der langſame Tod der Verzweiflung in irgend einem ſcheußlichen Kerker, das wußten ſie ſo wenig, wie wir das Jenſeits des Grabes kennen; daß aber das Leben für ſie geendigt habe, das war gewiß. Lange ſtand ich, dieſe fürchterliche Gallerie betrachtend, auf der wirklichen Brücke, die am Molo über denſelben Kanal führt: mich

dünkte in langer Reihe ſähe ich die bleichen Schatten aller derer vorüber gehen, die im Laufe von Jahrhunderten dieſen Todesweg betreten mußten, Männer und Frauen, Jünglinge und Greiſe, Helden und unberühmte Häupter; denn weder das Geſchlecht noch die Jugend — noch das Verdienſt konnte die im Dunkeln Richtenden zur Barmherzigkeit bewegen. Guter Gott! rief ich aus, war es Dir denn nicht möglich, ein Geſetz der Herrſchaft und des Gehorſams, wie ein Geſetz des Wachsthums und der Auflöſung, in die Menſchheit zu legen, damit nicht Streben und Widerſtreben ſo furchtbaren Gräuel erzeugten? Wie kann das Andenken einiger Hundert Hingerichteter Dich ſo bewegen? ſagte Gabriel. Haſt Du die Weltgeſchichte ſtudirt, und biſt noch nicht gewöhnt an Blutvergießen, an Gräuel und Henkerſcenen? Hier beklagſt Du einige Hundert Schlachtopfer, von denen die meiſten nicht einmal ganz unſchuldig waren, und in den tauſend Schlachten, die du kennſt, ſind in jeder wenigſtens zehntauſend Schuldloſe gefallen, und Du gehſt oder fährſt über das Feld, wo ſie bluteten, ohne einen Seufzer, eine Thräne. Es iſt wahr, guter Gabriel, ſagte ich, wir werden alle hartherzig, weil unſer

Lebensweg zwiſchen Gräbern und Schädelſtätten hinläuft; der Gott der Barmherzigkeit möge es uns vergeben: aber ganz Recht haſt Du doch nicht. Denn ſieh, nicht der Tod iſt ſchrecklich, wohl aber das beſtimmte hoffnungsloſe Vorherwiſſen des Todes, die Ueberzeugung, daß nun die Welt und ihre tauſendfache Luſt, daß unſere Lieben, daß ſelbſt unſere Werke aufhören werden für uns zu ſeyn. Wer in die Schlacht zieht, den begleitet die Hoffnung und aus der Ferne winkt der Ruhm mit dem Füllhorn voller Ehrenkränze; möglich, daß ihn der Tod ereilt; aber welcher geſunde Menſch glaubt an ein mögliches Uebel? Auf dieſer Seufzerbrücke war die Verzweiflung des Unſeligen einzige Gefährtin, und drüben ſtand mit ſtarrem Auge der Tod ihn zu empfangen bereit. O das war ein Anderes, mein guter Gabriel, das war ein Anderes! Ich fühlte mich ermüdet und wir gingen nach Hauſe.

Den 12ten Oktober.

Gern möchte ich Ihnen, wohlehrwürdiger Freund, ein Gemählde von der Stadt und der Lebensweiſe ihrer Bewohner entwerfen, allein ich merke wohl, daß man anfangs in einer fremden, und

bendrein nicht kleinen Stadt den Wald vor lau-
er Bäumen nicht ſieht. Venedig läßt ſich recht-
chicklich mit einem Landgute vergleichen, das lan-
ge Jahre unter Sequeſter geweſen, und folglich ver-
allen iſt: denn die Stadt iſt im Ganzen genom-
men eine Ruine. Nur die Gebäude um Sankt-
Mark, die Mehrzahl der Kirchen, und einige wenis
e öffentliche Gebäude ſind wohl erhalten; alles
Uebrige, Palläſte wie Bürgerhäuſer, erregen die
Idee, man habe ſie, an der Möglichkeit ihrer Her-
ſtellung verzweifelnd, der Zerſtörung der Zeit ganz
ſich überlaſſen. Dieſe Maſſe mehr oder minder
verfallener Gebäude erſtickt die wenig wohlerhalte-
nen, und dieß verbunden mit der Unregelmäßigkeit,
die Venedig mit den Städten des benachbarten
Feſtlandes gemein hat, trägt hauptſächlich dazu bei,
dem Ganzen das Anſehn einer verlaſſenen Stätte
zu geben. Mehrere Palläſte ehemaliger Nobili ha-
ben ſchon das traurige Schickſal erfahren, in Gaſt-
höfe verwandelt zu werden, wie z. B. unſer Hotel
von Großbritannien ehemals der Pallaſt Farſetti war,
deſſen letzter Beſitzer zu Petersburg in großer Ar-
muth geſtorben ſeyn ſoll. Kurz vor unſerer An-
kunft war ein ſolcher Pallaſt für 110,000 Franken

(41,666 Gulden) verkauft werden. Ich weiß nicht warum, aber ich fühle mich etwas unbehaglich in den Zimmern, wo das goldene Laubwerk an den Thüren und mancher andere Ueberrest ehemaliger Pracht, nicht die Vergänglichkeit alles Irdiſchen — denn das wäre erhebend — ſondern die Herabwürdigung des Edlen predigt. Zum Unglück iſt die obere Hälfte jeder der drei Thüren ein Spiegel; wo ich alſo auch ſitzen, ſtehen oder gehen mag, immer ſehe ich den deutſchen Schulmeiſter Lebrecht Hirſemehgel, der ſich als augenblicklicher Herr in den Gemächern des weiland venetianiſchen Nobile Farſetti brüſtet. Nein, das nicht, Gott weiß es, daß ich mich nicht brüſte, ſondern ungleich demüthiger bin, als wenn ich in der Menſchützer Schulſtube auf und abging und den Bauerjungen das Weltſyſtem erklärte; was ſie zwar nicht verſtanden, aber doch damals auf allerhöchſten Befehl lernen mußten. Pah! ſagte Gabriel, der mein Mißbehagen gewahr wurde, was iſt es nun weiter? Der Menſch iſt eine gemeine Beſtie, hat, glaube ich, einer unſerer Schriftſteller geſagt, und ſo mißlaunig der Ausdruck, ſo richtig iſt der Gedanke. Des Menſchen ſchmutzige thieriſche Bedürfniſſe, ſeyen es

num wirkliche oder eingebildete, ſind ſeine Teraphim, ſeine Laren und Penaten; er ehrt das Heilige und bewundert das Große nur ſo lange, bis es ihm gelingt, es zu einem Paar Hoſen oder einem Unterrock zu verwenden. Haben es uns nicht Väter und Großväter erzählt, ja haben wir es nicht mit eigenen Augen geſehen, daß man unſere Kirchen in Heu- und Habermagazine, ja gar in Pferdeſtälle verwandelt hat? Steht nicht hier in Venedig wenigſtens ſechsmal mit großen Buchſtaben an jeder Kirche: Rispettate la casa di Dio (habt Achtung vor dem Hauſe des Herrn), um dieſe übergläubigen Katholiken abzuhalten, ihre Gotteshäuſer wie der Hund den Eckſtein zu behandeln? Reißt man nicht ſchätzbare Denkmäler der Vorzeit nieder, um Steine zu Backöfen zu gewinnen? Hat man nicht bei unſerm Gedenken das Haus des unſterblichen Kant nach ſeinem Tode in ein Kaffeehaus verwandelt? O! unterbrach ich ihn, was das Letztere anbetrifft, ſo haſt Du Unrecht: das geſchah nur, um den Zutritt für Jedermann zu erleichtern, ja die Menſchen hinein zu locken, in der Hoffnung, die Erinnerung an den großen Denker würde ſie zum Selbſtdenken anfeuern. Gabriel ſchwieg, aber in

glaube fast, er war nicht ganz von der Richtigkeit meiner Erklärung überzeugt.

Um aber von Königsberg wieder nach Venedig zurückzukehren, so muß ich Ihnen gestehen, mein wohlehrwürdiger Freund, daß diese Stadt, trotz ihrem Verfall, doch ein gar wundersamer und merkwürdiger Ort ist. Die Merkwürdigkeit desselben besteht aber mehr in dem, was ihm fehlt, als in dem, was er hat. Es fehlen ihm aber zuerst die Straßen, denn nimmt man die Straße aus, die nach dem Rialto führt, so sind die übrigen, nach unserer Art zu reden, nur Durchgänge; diesen vorzüglich auch darin ähnlich, daß sie als allgemeines heimliches Gemach und als Mistgrube gebraucht werden. Sie sind übrigens in der Regel so schmal, daß mehr als drei Personen unmöglich neben einander gehen können, und nie die Sonne sie bescheint, wenn ihre Richtung nicht etwa in die Mittagslinie oder nahe dabei fällt. Daß die Kanäle hier die Stelle der eigentlichen Straßen vertreten, ist Ihnen aus so mancher Beschreibung wohl bekannt. Sie vertreten aber auch außerdem noch die Stelle der Kloaken, und hauchen daher einen Geruch aus, den ich oft, wiewohl mit einer Dose voll

Spaniel bewaffnet, kaum aufzuhalten vermag: in dieser Hinsicht sind besonders die kleineren schmälern Kanäle fürchterlich. Während der Sonnenhitze, wo das fast stehende Wasser unbezweifelt fault, muß Venedig eine wahre Folterkammer für ausländische Nasen seyn. Wo Kanäle die Stelle der Straßen vertreten; da müssen natürlich Kähne den Dienst der Wagen verrichten. Die Gondeln, in denen man jene etwas acherontischen oder stygischen Fluthen durchschifft, sind zwar nur für zwei Personen, aber sehr bequem eingerichtet; doch ihre schwarze Bedeckung, bei deren Anblick ich mich der Erinnerung an unsere Leichenwagen nicht erwehren kann, tragen eben nicht dazu bei, das düstere Ansehen Venedigs zu erheitern. Also keine Wagen; folglich auch keine Pferde, Ochsen oder sonstiges Zugvieh; aber eben so wenig auch Kühe, Schweine, Schafe, Ziegen u. s. w.; kurz es giebt in Venedig neben den Menschen nur Hunde und Katzen, und auch diese nur in geringer Anzahl. Das Rasseln der Wagen, das Stampfen und Wiehern der Pferde, das Brüllen des Hornviehes u. s. w. sind also hier eben so wenig zu hören, wie in Monschütz das Rauschen des Meeres und die Musik der Sphären;

und wäre Venedig von ſchweigſamen Deutſchen oder Holländern bewohnt, es gliche wahrlich dem ſtillen Reiche der Schatten: ſo aber ſorgt die Lebhaftigkeit des Italiäners dafür, daß man jenes Raſſeln, Wiehern, Brüllen, Blöken u. ſ. w. nicht vermiſſe. Dieſe ganze Reihe von Erſcheinungen iſt eine Folge der ſeltſamen Lage Venedigs; ſie iſt aber nicht die einzige. Außer einem kleinen Gärtchen, das man zur Seite der Piazetta am Ufer angelegt hat, erinnere ich mich nicht bis jetzt einen einzigen Baum, oder auch nur einen Grashalm geſehen zu haben; während in unſern Städten nicht nur hinter und zwiſchen den Häuſern Gärten angelegt ſind, ſondern das Augen erquickende Grün ſogar auf den Marktplätzen ſprießt. Das wenige Heu, das etwa in Venedig vorhanden ſeyn mag, habe ich im Brote gefunden, vermuthlich — ſo erkläre ich mir die Sache — weil man durch die Beimiſchung einiger leichten Körper die außerordentliche Schwere des Brotes vermindern will.

Die Bewohner Venedigs theilen ſich dem äußern Anſehen nach in zwei Klaſſen, in Zerlumpte und Gutgekleidete. Die Erſtern, deren Kleidung zwar nicht immer im eigentlichen Sinne aus Lumpen beſteht,

aber doch ſtets formlos, ja grotesk und ſchmutzig iſt, könnte man den Tagesſchmetterlingen, die letztern, die ſich auf unſere Weiſe kleiden, den Dämmerungsvögeln vergleichen, nicht allein in Rückſicht auf die Tageszeit, wo ſich jede der beiden Klaſſen vorzüglich ſehen läßt, ſondern auch deßwegen, weil man an den Erſtern gewöhnlich alle mögliche Farben vereinigt findet, die Letztern hingegen meiſt in düſterm Schwarz erſcheinen. Die Zerlumpten alſo zeigen ſich vorzüglich am Tage; theils fahren ſie auf den Kanälen, theils laufen ſie kaufend oder verkaufend in den engen Gaſſen, oder auf dem breiten Markusplatze umher, theils ſitzen ſie arbeitend in den offenen Buden oder vor den Thüren, theils gehen ſie müßig innerhalb und außerhalb der Kirchen. Wir hielten anfangs in unſerer Unwiſſenheit den größten Theil dieſer Leute für wirkliche Bettler, und da wir in den Kirchen, außer einigen Frauensleuten, meiſt nur Menſchen dieſer Gattung ſahen, ſo fand Gabriel den Widerſpruch zwiſchen ihrer Armuth und der verſchwenderiſchen Pracht der Tempel ſchneidend, beleidigend, und endlich gar empörend. Du haſt Unrecht, lieber Vetter, ſagte ich. Die Pracht der Tempel an und für ſich wirſt Du nicht tadeln, denn was ſoll der

Mensch schmücken, wenn nicht das Haus seines Gottes? Wohl, unterbrach mich Gabriel, da er doch eine Puppe braucht, die er putzen könne. Nimm es, wie Du willst, fuhr ich fort, so ist doch keine Pracht weniger das Kind des Hochmuthes, also weniger sündlich, als eben diese. Die Bettler betreffend, so finde ich sie keinesweges im Widerspruche mit der Herrlichkeit des Ortes, und zwar aus einer solchen Menge von Gründen, daß ich die lange Reihe derselben gar nicht zu übersehen vermag. Einmal ist die Demuth die erste Eigenschaft und Tugend eines Christen, und wenn Sack und Asche die Abzeichen des höchsten Grades dieser Tugend, nämlich der Zerknirschung sind, so deutet ein Bettlerkittel, der jenen Abzeichen näher kommt, als die schimmernde Kleidung des Vornehmen, auch größere Demuth an; folglich haben Bettler ein christlicheres Ansehen, und passen daher mehr in einen christlichen Tempel, denn die Wohlgekleideten. Ferner erscheinen wir ja allzumal als arm und hülfsbedürftig, als geistig beschmutzt und zerrissen, mithin als wahre Bettler vor dem Herrn: da wir nun von dem Aeußern auf das Innere schließen, so setzen wir bei diesen Zerlumpten auch ein bettelhaftes Innere voraus und können billig nur Ue-

bereinstimmung zwischen ihnen und dem Orte finden, wo wir sie erblicken, während wir bei den Wohlangethanen durchaus auf einen Widerspruch, entweder zwischen ihrem Aeußern und ihrem Innern, oder ihrem Innern und dem Hause des Herrn, stoßen müssen. Und endlich, Gabriel, hat nicht eine große gelehrte Gesellschaft behauptet, daß Jesus und seine Apostel schlechterdings kein Eigenthum gehabt hätten, was doch ein charakteristisches Merkmal eines Bettlers ist? und hat es nicht zum Verfalle des Papstthums beigetragen, daß die Päpste diesen Satz leugneten? Das mußten sie wohl, versetzte Gabriel lachend, wenn sie, die alles Eigenthum der Christenheit als das ihrige betrachteten, dennoch für würdige Nachfolger Petri und Statthalter Christi auf Erden gelten wollten. Darüber hatte ich meine rückständigen und nicht minder triftigen Gründe vergessen, und so endigte unser Streit, der eigentlich ganz überflüssig war; denn wir wurden bald inne, daß diese Zerlumpten keineswegs zu dem großen, leider unter allen Religionsparteien verbreiteten Bettelorden gehören, sondern daß ihre schmutzige und bettelhafte Art sich zu kleiden, nichts Anders als eine hiesige Volkssitte ist.

Die Wohlgekleideten, zu denen vorzüglich Beamte, Advocaten, Kaufleute und Künstler gehören — denn vom Adel weiß ich nichts zu sagen, weil er auf seinen Villen abwesend ist — die Wohlgekleideten lassen sich am Tage wenig oder doch nur vorübergehend blicken. Sobald aber die Dämmerung beginnt, fangen sie an zu schwärmen, und zwar auf dem Markusplatze, der Piazetta und dem Molo, d. h. dem größtentheils mit Quaderstücken gepflasterten Ufer, das sich von der Piazetta nordwärts erstreckt. Anfangs ist das Gedränge größer auf dem Molo; aber nach und nach zieht sich alles unter die Arkaden, die längs des Erdgeschosses des großen Gebäudes, das den Markusplatz von drei Seiten umschließt, um den ganzen Platz herum laufen, und sich dann mit diesem nach der Piazetta hinziehen. Unter diesen Lauben sind die berühmten Kaffeehäuser Venedig's, den übrigen und allerdings größern Raum nehmen Galanterie- und andere Buden ein. Jene sowohl als diese sind des Abends wohl erleuchtet, und verbreiten hinlängliche Helle durch den ganzen Bogengang. In diesem lustwandeln nun, Schulter an Schulter gedrängt, die Wohlgekleideten, oder sie sitzen auch in und vor den Kaffeehäusern und bewirthen sich selbst

und ihre Damen mit ſchwarzem Kaffee, gewöhnlicher aber mit Gefrorenem. Was mich vorzüglich bewegt, an dieſem Dämmerungsleben Theil zu nehmen, iſt der Argomentatore, der ſich auf dem Molo hören läßt. Was iſt ein Argomentatore? werden Sie fragen; ich kann es Ihnen aber nicht überſetzen, eben weil es etwas ganz eigenthümlich Italien Angehörendes iſt. Mitten auf dem Molo ſehen Sie vor einer auf der Erde ſtehenden Laterne — denn es iſt ſchon finſtere Nacht — einen ganz wohlgekleideten Mann, der mit lauter Stimme eine Geſchichte erzählt, die er ſelbſt eine Argomentazione, ſo wie ſich einen Argomentatore nennt. Um ihn her ſtehen in weitem Kreiſe ſeine zahlreichen Zuhörer; es herrſcht ein Ernſt und eine Stille, deren ſich bei uns ſelten ein Prediger erfreut. Die Erzählung ſelbſt iſt pathetiſch in der Art der ernſten Novellen des Bocaccio; der Erzähler trägt ſie deklamatoriſch und nicht ſelten dramatiſirend mit gehöriger Veränderung der Stimme, ja wohl auch des Ortes, vor. Er ſpricht keinesweges die Venetianiſche Mundart, ſondern völlig reines Italiäniſch; ſein Styl iſt der der höhern Proſa, die überall nach dem Poetiſchen ſtrebt, ſich wohl auch in das

Hyperpoetiſche verliert. So ſagt er nie: „er begab ſich in ſein Gemach“ oder „er ſteckte den Schlüſſel (des Gefängniſſes) in ſein Oberkleid,“ ſondern: „er begab ſich in den Mittelpunkt ſeines Gemaches (nel centro del suo gabinetto) „er ſteckte den Schlüſſel in den Mittelpunkt ſeines Oberkleides“ (nel centro della sua sopravesta); ſo läßt er einen Greis, der bittend zu den Füßen ſeines Herrn geſunken iſt, zu dieſem ſagen: Potreste negarlo alla canizia supplicante? (Könnt Ihr es dem flehenden Silberhaar verweigern?). Aber mitten in ſeiner pathetiſchen Erzählung, wiewohl am ſchicklichen Orte, flicht er die Bitte an ſeine Zuhörer ein, den sfortunato argomentatore (unglücklichen Erzähler) nicht ohne Unterſtützung zu laſſen, unterbricht den Vortrag, und geht herum Geld einſammeln. Faſt niemand weigert ſich eines Beitrages; der Argumentator kehrt an ſeinen Platz zurück, und führt nach einem wohl geſetzten Lobe der Freigebigkeit ſeiner Zuhörer, die Erzählung zu Ende. Daß die Geſchichte nicht auswendig gelernt iſt, beweiſen dieſelben oft wiederkehrenden Wendungen, Bilder und Hyperbeln; ob aber Plan und Ausführung zugleich, oder nur die letztere ihm an-

gehöre, wage ich nicht zu entſcheiden: immer könnte man ihn einen improvisatore in prosa nennen. Naturam furca expellas tamen usque recurret, ſprach ich zu Gabrielen, als wir den Kreis verlaſſen hatten; bewundere hier die Macht der Natur. Die Rednerbühnen ſind umgeſtürzt, die Schranken der Gerichte ſind verſchloſſen, die Beredſamkeit iſt in die Acht erklärt, aber das Genie eines Antonius, Scävola, Hortenſius und Cicero iſt nicht untergegangen in dem Volke, dem es die Natur einmal verliehen hatte; im Dunkel der Nacht, auf freier Straße, mitten unter Hökern ſchlägt es ſeinen Schauplatz auf, zieht die zerſtreuungsſüchtige Menge, die nach Vergnügen haſchende Jugend an ſich, und weiß ſie zu feſſeln. Hm, erwiederte Gabriel, ſo könnte man auch ſagen, die griechiſche Poeſie dauere noch fort, weil unſere Primaner griechiſche Verſe machen, oder das Ritterthum beſtehe noch, weil dann und wann einige reiche Müßiggänger an irgend einem Feſte ein Turnier veranſtalten. Aber das iſt wahr, ein unglaublicher Drang zum Reden ſcheint mir ein Charakterzug der Italiäner zu ſeyn, und wäre ich Herr dieſes Landes, ſo würde ich eine Akademie der Beredſamkeit mit öffentlichen

Redeübungen errichten, und hohe Preiſe ausſetzen, damit dieſer Hang den Redner zu ſpielen, eine unſchädliche Befriedigung fände.

Nicht allein Argumentatoren, ſondern auch Virtuoſen, und beſonders Virtuoſinnen laſſen ſich bei dieſem Sanktmarkusſabbath, wie es Gabriel nennt, unausgeſetzt hören. Bei jedem beſuchten Kaffeehauſe findet man ſolch einen Chor, der gewöhnlich aus einer Sängerin und einigen Spielleuten beſteht. Wenn ſie auch eben nicht große Künſtler und Künſtlerinnen ſind, ſo laſſen ſie ſich doch hören, und ich glaube, ſie gewinnen ungefähr ſo viel, wie ſie werth ſind, wiewohl ſie dieß unſtreitig eben ſo wenig, wie irgend ein andrer Menſch, glauben mögen. Um einen Grad ſchlechter finde ich im Durchſchnitt die Chöre, die auf gleiche Weiſe zuſammengeſetzt, ſich um die Tafelzeit vor den Thüren oder auf den Hausfluren der Gaſthöfe einſtellen, um die ſpeiſenden Fremden mit einer Tiſchmuſik zu bewirthen. Um ihnen aber nicht Unrecht zu thun, will ich frei bekennen, daß mein Urtheil vielleicht von dem Widerwillen verfälſcht iſt, den ich gegen alle Tafelmuſik von jeher gehegt habe, noch hege, und immer hegen werde. Wer mag doch zuerſt auf den Gedanken gerathen ſeyn, in dem Au-

genblicke, wo der Repräsentant der Thierheit im Menschen, ich meine den Magen, die Oberherrschaft führt, wo seine Trabanten, die gröberen Sinne, Geruch und Geschmack, die Vernunft und das Gefühl des Menschen in Anspruch zu nehmen? Wahrlich es wäre dem Menschen besser gewesen, er hätte statt dessen über die Quadratur des Zirkels oder die Zulassung des Bösen, oder, was beinahe natürlicher gewesen wäre, über gar nichts nachgedacht. Ich habe deßhalb immer festliche Mahlzeiten, oder am Sonntage die Wirthstafeln in großen Städten vermieden, weil ich unter Trompeten- und Paukenschall mein täglich Brod nicht mit Danksagung empfahen kann. Einst war ich freilich geneigt, den Urheber dieses lästerlichen Gebrauches zu entschuldigen. So wie man einst, sprach ich zu Gabrielen, mit Musik die unglücklichen Mütter betäubte, die ihre Kinder dem Moloch opferten, so, glaube ich, suchte der, der zuerst seiner Lüsternheit nachgebend, den gebratenen Leichnam eines schuldlosen Lammes oder Kalbes verzehrte, durch Musik sein zürnendes Gewissen zu übertäuben, denn Du weißt wohl, daß in jenen kindlichen Zeiten der Mensch sich noch nicht seiner zurück gebliebenen Verwandten schämte, sie also nicht wie

wir ohne Gewiſſensbiſſe ermorden und verſpeiſen konnte. So wollte ich den Erfinder der Tiſchmuſik entſchuldigen, aber Gabriel war anderer Meinung. Die Mächtigen der Erde, ſagte er, ſuchten ehemals unter andern ihre Größe auch dadurch an den Tag zu legen, daß ſie das mit Füßen traten, worauf wir Andern einen großen Werth legen, wie ſie denn Geld unter die Gaſſenbuben auswarfen, und wahrſcheinlich auch, gegen das Gebot Chriſti, Perlen vor die Säue geworfen haben würden, wenn dieſe ſie nicht verſchmähten. Einer dieſer Mächtigen war es auch, der zuerſt die Muſik herabwürdigte, und ſie in dem Augenblicke auftreten ließ, wo er ſich am meiſten Thier fühlte, weil andere Menſchen, wenigſtens damals, ſich nur dann ihr hingaben, wann Andacht oder eine große Freude oder ein großer Schmerz ihren Geiſt nach oben lenkte. Dieſe Meinung Gabriels ſcheint mir eben ſo viel für ſich zu haben, wie die meinige, und ich weiß ſeit der Zeit nicht, welcher von beiden ich den Vorzug geben ſoll. Es iſt übrigens ein wahres Glück, daß die ungebetene Tiſchmuſik nicht ſo rauſchend und brauſend iſt, wie die eingeladene zu ſeyn pflegt, ſonſt würde uns der Aufenthalt im Hotel von Großbritannien wenig-

ſtens um die Fähigkeit zu horchen bringen: denn dieſe Muſik dauert gewöhnlich von drei Uhr bis zum Einbruch der Nacht. Damit ich aber nicht durch mein Stillſchweigen den Verdacht errege, als wollte ich Sie, mein wohlehrwürdiger Freund, glauben laſſen, ſo viel Geräuſch werde uns zu Ehren gemacht, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß wir ganz und gar keinen Theil daran haben, ſondern daß der Fürſt von Hardenberg, der Herzog von Wellington und einige ruſſiſche Fürſten, die ſämmtlich nach Verona zum Kongreß reiſen, eigentlich der Honig ſind, der dieſe Fliegen lockt. Meinen Sie nicht mit mir — denn Gabriel will nichts davon wiſſen — es ſey keiner der kleinſten Vortheile des Reiſens, daß man wohl dazu gelangt, mit ſo erhabenen Perſonen und Würdenträgern unter einem Dache zu wohnen, und ſich ſo recht mit ſichtigen Augen zu überzeugen, ſie ſeyen wirkliche Menſchen und nicht bloß Erdichtungen der Zeitungsſchreiber, übrigens aber nicht anders gebaut, als wir, die wir nur Bürdenträger ſind.

Aber soll ich denn, werden Sie vielleicht sagen, wohlehrwürdiger Freund, soll ich denn in Briefen, die man mir aus Italien schreibt, gar nichts von Gemählden, Bildwerken, Alterthümern, überhaupt gar nichts von der Kunst lesen? Recht gut; wenn Sie nur nachher nicht sagen: Si tacuisses etc! Jemehr ich Kunstwerke sehe, und dabei natürlich mit andern Beschauern aus allerlei Geschlecht zusammentreffe, desto mehr überzeuge ich mich von der Wahrheit dessen, was mir oft schon beim Lesen dieser oder jener Reisebeschreibung als Vermuthung aufgestiegen ist, daß nämlich die meisten ihr Urtheil schon ganz fertig mit vor das Kunstwerk bringen. Sie treten z. B. vor ein Gemählde mit dem festen Entschlusse, es bis in den Himmel zu erheben, wenn es von Fra Bartolomeo, Raphael, Julio Romano, Correggio, Leonardo da Vinci, Lukas Kranach, Paul Veronese, Tiziano, Tintoretto u. s. w. ist, es so so zu finden, wenn man ihnen sagt, der Meister sey nicht bekannt. Die Liebhaber thun dieß kurz weg mit einem Epithet, oder eigentlicher zu reden, mit einer Interjection: die Kenner fügen noch einige Redensarten, Urtheile über Zeichnung, Farbengebung

u. ſ. w. hinzu, mit denen, wie ich mich aus Beſchreibungen und Biographieen der Mahler erinnere, Leute vom Handwerk die verſchiedenen Schulen und Zeitalter und die einzelnen Meiſter bezeichnet haben. Es ging mir neulich ganz wunderbar mit einem Herrn, der, wie es ſchien, in Entzücken verſunken vor einer Magdalena ſtand, und ſich beinahe eine Viertelſtunde lang in Ausrufungen, wie divin! inimitable! dieu, quel chef d'oeuvre erſchöpft hatte. Da mir nun trotz aller Mühe das Ganze nicht klar werden wollte, und ich von dieſem Ausrufer Belehrung hoffen durfte, ſo nahte ich mich mit der erforderlichen Höflichkeit, und ſagte: de grâce, Monsieur, que Vous dit cette tête? Erſtaunt kehrte er ſich zu mir, und in einem Tone, der nicht undeutlich zu verſtehen gab, daß er mich für einen Narren halte, ertheilte er mir die Antwort: Eh, Monsieur, que voulez-Vous qu'elle me dise? depuis quand les tableaux parlent-ils? Dieß alles, mein wohlehrwürdiger Freund, hat mir die Meinung eingeflößt, daß nur der Künſtler ein objectives Urtheil über ein Kunſtwerk fällen könne und dürfe; atqui-ergo werden Sie kein Urtheil von mir hören: aber was mir unter den vielen Geſehe-

nen am merkwürdigsten geschienen hat, kann ich Ihnen wohl sagen.

Gemählde giebt es in allen italiänischen Städten mehr als Stubenöfen; und da sich jeder Fremde die oft sehr lästige und nutzlose Pflicht auflegt, alles zu besehen, was ihm als sehenswerth geschildert wird, so haben wir deren auch in Venedig eine nicht geringe Anzahl in Augenschein genommen, theils im herzoglichen Pallaste, theils in der Akademie der Künste, theils in den Kirchen, theils in Privatpallästen. Die Gemählde im herzoglichen Pallaste mögen nur einen geringen Kunstwerth haben, mir sind sie, besonders die in dem Bibliothekſaale, durch ihren Gegenstand merkwürdig geworden: denn sie stellen zwei der glorreichsten Zeitpunkte aus dem Jünglingsalter Venedigs, nämlich den, wo die Republik als Friedensvermittlerin zwischen unserm großen Hohenstaufen und dem Papste Alexander III. auftritt, und in einer andern Reihe den, wo 17 Jahre später die Kreuzfahrer unter der Oberanführung Venedigs Konstantinopel erobern. Hier hatte ich Gelegenheit, abermals, wie schon oft, die Geistesgegenwart der Italiäner und ihre fruchtbare Phantasie zu bewundern. Einige anwesende Fremde haten den Auf-

ſeher der Bibliothek um die Erklärung jener Gemählde; er begann ſogleich die Erzählung, aber es zeigte ſich bald, daß er ungefähr eben ſo viel von der Geſchichte ſeines Vaterlandes wußte, wie Sganarelle, der das Herz auf die rechte, und die Leber auf die linke Seite ſetzt, von der Medicin. Aber eben ſo wenig wie dieſen machten ihn die Lücken in ſeinem Wiſſen verlegen: geſchickt und ſchnell wußte er ſie auszufüllen, und ſeine Erzählung hätte eben ſo gut wahr ſeyn können, wie die Wahrheit ſelbſt; ja ſogar die Namen, um die man ihn befragte, und die ſeinem Gedächtniſſe mangelten, ſchaffte die Phantaſie mit großer Schnelligkeit herbei; und ich bin feſt überzeugt, daß außer mir niemand etwas von dieſem improviſirten Bruchſtück der Geſchichte inne geworden iſt, es müßte denn, was mir aber unwahrſcheinlich dünkt, unter den Fremden auch jemand von Profeſſion geweſen ſeyn. Ich meinerſeits verhielt mich ganz ſtill, und war ordentlich froh, daß Gabriel nicht genug Geſchichtskundiger iſt, um dieſe freie Bearbeitung zu bemerken; er würde ſonſt wieder ein Anathem ausgeſprochen haben, was ich eben an ihm ſo ganz und gar nicht leiden kann. Ich habe mir freilich nachher im Stillen die Frage vor-

gelegt: hatte der Mann Recht, ſtatt der verlangten wahren Geſchichte einen hiſtoriſchen Roman zu geben? Nach Kants kategoriſchem Imperativ und einer ſtrengen Auslegung des achten Gebotes freilich nicht: wenn ich aber bedenke, daß ſeine Unwiſſenheit nicht allein ihm, ſondern auch ſeiner Vaterſtadt Schande gemacht hätte, daß die Fremden das Gehörte ſchwerlich länger als bis zum Mittageſſen behalten haben, und mithin die Wahrheit gewiſſermaßen verſchwendet geweſen wäre, daß es überhaupt ein mißliches Ding um alle hiſtoriſche Wahrheit iſt, daß endlich Feßler, doch gewiß ein frommer Mann — denn er iſt jetzt evangeliſcher Biſchof an der Wolga, trägt ein violett ſammtnes Barett und ein goldenes Kruzifix — mehr als einen hiſtoriſchen Roman hat ſogar drucken laſſen: wenn ich dieß alles bedenke, ſo mag ich keinen Stein auf ihn werfen. In dem Bibliothekſaale befinden ſich auch über den erwähnten Gemählden die Bilder aller Dogen von Venedig auf ihren Fürſtenſtühlen; aber mitten in dieſer Reihe ein leerer Stuhl mit einem Leichentuche bedeckt. Der fehlende Doge iſt Marino Falieri, der ſich von Stolz und Liebe zu einer Verſchwörung verleiten ließ, aber den Verſuch, die Adelsherrſchaft zu ſtürzen, mit ſeinem

Leben bezahlte. Ich finde die Symbolik des Gemähldes unglaublich zart und rührend. Man hat sein Gedächtniß nicht gänzlich unterdrücken wollen, denn die Republik hat ihn einst würdig erfunden, ihr Oberhaupt zu seyn; aber er hat ihre Hoffnung, ihr Vertrauen getäuscht, hat sie mit Betrübniß erfüllt, darum breitet sie ihren Trauermantel, zugleich als einen Mantel der Liebe, über seinen Stuhl, d. h. über die ganze Zeit seiner Herrschaft aus.

Die Akademie der Künste ist auf der St. Georgeninsel und zwar im Armenhause (alla carità). Dieß letztere war uns unbekannt, und unsere Unwissenheit veranlaßte einen kurzen Wortwechsel mit unserm Gondeliere. Als wir ihm sagten, er solle uns nach der Akademie der Künste fahren, erwiederte er: ich verstehe, ins Armenhaus. O zum Teufel, fuhr Gabriel zürnend auf, wer spricht vom Armenhause? seyd Ihr denn taub? nicht ins Armenhaus, in die Akademie der Künste wollen wir. Nun ja, versetzte unser Charon, Armenhaus und Akademie, das ist einerlei. O Himmel! rief ich aus von dieser Nachricht, ich weiß selbst nicht warum, sonderbar ergriffen: aber mit der zufriedensten Miene, die ich je an ihm gesehen habe, sagte Ga-

briel: „Gut, ſo kann man wenigſtens nicht ſagen, daß die Kunſt hier betteln geht: denn die zarte Fürſorge einer väterlichen Regierung hat ſie gebührend untergebracht. Was, ich bitte Dich, Lebrecht, was findeſt Du Seltſames oder Schreckliches dabei, daß Du den Himmel zum Zeugen aufrufſt? Iſt es jetzt nicht überall auch in Deutſchland Polizeigrundſatz, keine Bettler mehr zu dulden, ſondern die Verarmten zu verſorgen? nur daß Deutſchland noch nicht gebildet genug iſt, um dieſe wohlthätige Maßregel auf die hülfsbedürftige Kunſt auszudehnen.“ — In der Akademie beſahen wir erſt eine ziemliche Anzahl von Kopien alter und neuer Bildwerke, und dann eine nicht geringere Anzahl von Gemählden. Unter den letztern befand ſich ein groſſes, wohl anderthalb Klaftern hohes Gemählde von Tiziano, die Himmelfahrt Mariä vorſtellend, das alle Anweſenden laut bewunderten, und zwei Mahler, auf einem Gerüſte ſitzend, abzuzeichnen begriffen waren. Ich bewunderte auch zweierlei daran; einmal die außerordentliche Lebhaftigkeit der Farben und dann die Verſchiedenheit der Empfindung, die ſich in den Zügen derer ausſpricht, die auf der Erde ſtehend, dem Wunder der Himmelfahrt zuſehen,

ſich ſo ausſpricht, daß man bei jedem, und ich glaube, es ſind ihrer acht, angeben kann, was er eben denkt. Beſtände darin das Hauptverdienſt des Gemähldes, ſo wäre die Himmelfahrende nichts anders, als ein Mittel, deſſen ſich der Künſtler bedient hat, um zu zeigen, wie die Empfindungen und Gedanken ſeiner Menſchen entſtanden ſind; ſie wäre der König im Schach, um den ſich alles dreht, der die Endurſache aller Bewegungen iſt, aber ſelbſt wenig oder nichts bedeutet. Möglich wäre es, aber wahrſcheinlich dünkt es mir nicht: denn alles, was ich hörte, deutete auf ein Verdienſt hin, das uns Laien — denn Gabriel ging es eben ſo — verborgen blieb. Zu entdecken vermochten wir es nicht, zu fragen ſchämten wir uns, und ſo gingen wir davon demissis auriculis, ut iniquae mentis aselli.

Ihnen alle Gemählde, die wir geſehen haben, aufzuzählen, das ſey ferne von mir, wiewohl ich dadurch dem Vater Homer ähnlich werden könnte, aber freilich nur dem ſchlummernden, der den Schiffskatalog verfaßte. Ich will mich alſo damit begnügen, Ihnen nur zwei namentlich zu machen, die mich vorzüglich angeſprochen haben, beide von Ti-

ziane. Das erſte befindet ſich in einer Privatſamm-lung im Pallaſte Barberigo: es iſt eine Magdalena im Bruſtbilde, ganz verſchieden von denen, die ich wohl ſonſt geſehen habe, und die ausgeſtreckt liegend in einem Buche leſen, und weniger die Sünde zu bereuen, als von der Sünde eben jetzt ermüdet zu ſeyn ſcheinen. Dieſe hier hat im Spiegel der Leh-re Jeſu die ſchmutzige Häßlichkeit ihrer Seele er-kannt; ein Schauder hat ſie ergriffen, der ſinnver-wirrend zu werden droht, ſie fühlt ſolch einen Ab-ſcheu vor dem jetzigen Zuſtande ihres Innern, daß ſie ſich unmöglich entſchließen kann, die unermeßli-che Sündenlaſt ganz auf ſich zu nehmen, dieſen Zuſtand ihres Innern als das Werk ihres freien Wollens zu betrachten. Sie hebt das Auge, aus dem große Thränen auf die Wange fallen, zum Himmel, drückt die Hand auf das Herz und ſpricht: „Vater, Du weißt es, ich habe nicht geſündigt aus Habſucht, nicht aus Eitelkeit, nicht aus Wolluſt, nur dieſem Herzen bin ich gefolgt, das ich doch von Dir empfangen habe: ach! ich will wachen über die Regungen des allzu Empfänglichen.“ Es iſt kaum möglich, nicht ſelbſt zu weinen, wenn man dieß Bild lange betrachtet. Das zweite Gemählde iſt ein Al-

tarblatt in der reichen Barfüßer Kirche *) und ſtellt eine Kreuzigung vor. Die Mutter iſt vor dem Kreuze in Ohnmacht geſunken, und einige Perſonen ſind beſchäftigt, ihr Beiſtand zu leiſten. Seitwärts hinter dem Kreuze kniet eine andere Frau, die keine leidenſchaftliche Liebe, wie die einer Mutter allzeit iſt, ſondern nur rein geiſtige Bande an den Sterbenden zu knüpfen ſcheinen. Ihr Antlitz iſt ganz dem Himmel zugewandt, ihre ausgeſtreckten Arme ſind auch dahin, aber zugleich nach dem Gekreuzigten gerichtet; alles: Stellung, Blick, Bewegung, alles deutet an, daß ihre Seele faſt mit dem Himmel grollt, und unvermögend ſeine Fügung zu ergründen, ihm zuruft: „So ſchuldlos, ſo menſchenfreundlich, ſo groß und erhaben, wie noch keiner

*) Dieß iſt dieſelbe Kirche, die ein junger Landsmann von mir, der Verfaſſer der Reiſe zweier Schleſier nach Italien, ſeltſam genug in eine Kirche der Stiefeln verwandelt, weil er dei calzi ſtatt degli scalzi verſtanden hat. Für den Herausgeber, der dieſe Anmerkung macht, und der in Moskau eine Kirche des H. Nikolaus, des Zimmermanns, und eine andere des H. Nikolaus auf Hühnerfüßen kennt, hatte eine Stiefelkirche nichts Befremdendes; aber denen, welchen dieſe Kenntniß mangelt, muß ſie doch etwas wunderſam vorgekommen ſeyn.

auf Erden, und ſo — ſo muß er enden!“ Beide Gemählde mögen vielleicht hinter manchem andern, das wir auch geſehen haben, zurück ſtehen; mir gefallen ſie aber vor allen andern, weil ich ſie am beſten verſtehe.

Von Bildwerken werde ich Ihnen noch weit weniger ſagen, denn es giebt in Venedig der ausgezeichneten Antiken wenig, und die Hervorbringungen der Neuern haben nichts Anziehendes für mich, weil ich nun einmal überzeugt bin, daß in der plaſtiſchen Kunſt die Neuern eben ſo wenig die Alten erreichen werden, als uns beiden, da wir noch als Paſtor und Schulmeiſter zuſammen in Monſchütz waren, jemals die Luſt angekommen iſt, wieder, wie in unſerer Jugend, den Kreiſel zu peitſchen, oder die Hüte an die Windmühlflügel zu hängen. Das Vollkommenſte, was ich in dieſer Art hier geſehen zu haben glaube, befindet ſich auf der Bibliothek: es ſind einige theils geſunkene, theils ſterbende Fechter, vorzüglich aber eine Leda, mit dem Schwane vorn, und ein Ganymed, mit dem Adler hinten. Von den erſtern läßt ſich nichts ſagen; die beiden letztern aber gehören zur erotiſchen Gattung, und zwar in der Art wie Ovids Elegie: Aestus erat, ne-

diamque dies exegerat horam: da ich nun als, wenn auch verabſchiedeter, Schulmeiſter mich immer noch zum geiſtlichen Stande zähle, und an ein wirkliches Mitglied deſſelben ſchreibe, ſo würde es mir ſchlecht anſtehen, mich darüber tiefer in den Text einzulaſſen. Merkwürdig haben mir noch die halberhabenen Bildwerke in Holz geſchienen, womit faſt in allen Kirchen die Rückenlehnen der Chorſtühle verziert ſind. Sie ſtellen ſämmtlich Scenen aus der bibliſchen Geſchichte oder der Legende dar, und ſind mit ſo unendlicher Sorgfalt gearbeitet, daß man nicht umhin kann, die Geduld des Meiſters, der ſich doch keinen großen Lohn weder an Gold noch Ruhm verſprechen konnte, höchlich zu bewundern.

Von den Bauwerken Venedigs will ich Ihnen auch nicht viel ſagen, mein wohlehrwürdiger Freund, weil ich es mir vorbehalte, Ihnen meine Meinung über die ſchöne Baukunſt dann erſt mitzutheilen, wann mir eine reichere Erfahrung zu Gebote ſtehen wird. So viel will ich nur hier bemerken, daß die Bauwerke Venedigs gar verſchiedner Art ſind: ſo weiſt z. B. die Markuskirche nach Konſtantinopel, der herzogliche Pallaſt nach dem mauriſchen Spanien, die Kirchen San-Giorgio und della Salute nach Rom

hin. Doch zweier Bauwerke, die aber nicht künſtleriſch, ſondern nur hiſtoriſch merkwürdig ſind, muß ich etwas umſtändlicher erwähnen. Das erſte iſt der Rialto, oder eigentlich ponte rialto (die erhöhte oder hohe Brücke), eine Brücke von einem einzigen Bogen über den freilich nicht ſehr breiten ſogenannten großen Kanal. Die Breite der Brücke iſt nicht unbedeutend, denn obgleich auf jeder Seite ſich eine Reihe Kaufladen befindet, und der Weg zwiſchen dieſen Buden nicht ſchmal iſt, ſo bleibt doch hinter jeder Reihe nach dem Waſſer zu noch ein ziemlich geräumiger Gang. Der Rialto war einſt eine Art Börſe, wo die königlichen Kaufherrn Venedigs, wie Shakespears Antonio, ihre Geſchäfte verhandelten: und welch Gefühl mag hier geweſen ſeyn, als Venedig der Mittelpunkt des Welthandels, wenigſtens die Vermittlerin zwiſchen dem Oſten und Weſten war. Der Rialto war der Mittelpunkt des kaufmänniſchen, ſo wie der Markusplatz der des politiſchen Venedigs: aber hier wie dort heißt es: fuit Ilium et ingens gloria Teucrorum. — Das zweite Bauwerk, deſſen ich erwähnen wollte, ſind die berühmten Murazzi. Auf der ſchmalen Erdzunge, die das Venezianiſche Haff von dem Meere trennt, haben ſchon die

Römer, wie man sagt, eine große Mauer (murazzo) aufgeführt, damit das von jeher seiner Stürme wegen verrufene Meer nicht die Erdzunge, und dann auch die von ihr geschützten Lagunen verschlänge. Wessen das Werk auch seyn möge, es ist ein ungeheures Werk. Nicht nur daß der mehrere Klaftern breite Steindamm sich meilenweit erstreckt, sondern in gewisser Entfernung von einander laufen noch etwa 1 1/2 Klafter breite, und wohl 20 Klaftern lange Quermauern in das Meer hinaus. Das Ganze ist aus Quaderstücken aufgeführt, aber theilweise schon Ruine. Der Anblick solcher Werke der Vorzeit, die ein untergegangenes Seyn beurkunden, stimmt zur Melancholie, weil er uns den Gedanken an unsere Vergänglichkeit aufdringt. Sieh, sagte ich zu Gabrielen, hier hat der schwache Mensch, der höchstens funfzig Jahre sein nennt, es gewagt, dem unendlichen, gewaltigen Elemente Schranken zu setzen. Schon das zweite Jahrtausend wüthet es mit der Riesenkraft der rohen Natur gegen diese Schranke, und noch hat es sie nicht überwunden. Wo aber ist der, der den Gedanken faßte, so das stürmische Element zu zügeln? wo sind sie, die diesen Gedanken verwirklichten? So hinfällig, so eintägig ist der

Menſch, daß ſeiner Hände todtes Werk ihn überlebt, und die Schöpfung dauernder iſt, denn der Schöpfer. Hm, verſetzte Gabriel, Deine Klagen, Lebrecht, ſcheinen mir ganz unbillig, denn verhältnißmäßig dauert der Menſch unendlich länger, als irgend eine ſeiner Hervorbringungen. Es bedarf nur fünf Minuten, um einem Menſchen das Daſeyn zu geben, folglich müßte, die Lebenszeit des Menſchen zu ſiebenzig Jahren angenommen, ein Werk, woran ein Jahr gearbeitet worden wäre, über ſieben Millionen Jahre beſtehen, ſollte es nach Verhältniß ſo lange dauern, wie ſein Schöpfer. Oder wäre es etwa billig zu verlangen, die Arbeit einiger Minuten ſolle Billionen mal dauerhafter ſeyn, als die Arbeit mehrerer Jahre? Du ſiehſt, daß ſchon dem vergänglichen Leibe nach der Menſch bleibender iſt als ſein Werk, wie vielmehr aber, wenn Du ſeine Schöpfung mit dem unvergänglichen Geiſte vergleichſt, der doch allein Schöpfer iſt. Was auch der Menſch auf der Oberfläche der Erde ſchafft, wie ungeheuer es erſcheinen mag, es iſt doch nichts mehr als der eigene Name, oder der Name eines Geliebten, den der ausruhende Wanderer in den Sand zeichnet mit ſeinem Wanderſtabe. Wohl bleibt der Name noch einige Augenblicke, nachdem

der Wanderer fürder gereiſt iſt, doch er verliſcht, ehe denn der Abend dämmert, indeß der Wanderer ſeine Straße von Berg zu Berge, von Thal zu Thale zieht. Du haſt Recht, Gabriel, ſagte ich, und des Herrn Name ſey gelobt, denn alles, was er gemacht hat, iſt gut.

Morgen, mein wohlehrwürdiger Freund, verlaſſen wir Venedig, um uns vor der Hand nach Padua zu begeben, wohin dann weiter, will ich jetzt nicht ſagen, weil ich Ihnen von Padua aus wieder Nachricht von unſern etwanigen Abenteuern zu geben gedenke. **Cura ut valeas.**

Zweiter Brief.

Padua, d. 17ten Oktober.

Wohlehrwürdiger Freund.

Padua, wo wir uns ſeit drittehalb Tagen befinden, iſt eine gar nicht kleine Stadt, denn von der Porta di Vicenza bis zur Porta di Legnago hat man, wenn man ſich nicht in Schweiß ſetzen will, eine gute Stunde zu gehen. Allein die unregelmä-

ßige Bauart, von der ich ſchon in meinem vorigen Briefe geſprochen habe, und der überall ſichtbare Verfall, verbunden mit dem Schmutze, der durchweg herrſcht, machen es höchſt unangenehm. Die Straßen ſind zwar ziemlich gerade, aber im Durchſchnitt enge, und daher finſter. Faſt überall ſind die Häuſer mit Lauben verſehen, unter denen man vor Sonne oder Regen geſchützt, den größten Theil der Stadt durchwandern kann, wenn man nämlich will. Aber Gabriel z. B. will es nicht: „und wäre die Sonne glühend wie ein Lavaſtrom des Veſuvs,“ ſagte er noch dieſen Morgen zu mir,“ und wäre der Regen naß, wie die Fluth des Ozeans ...das iſt er ja, Gabriel, unterbrach ich ihn; oder haſt Du irgend einen Grund, das Regenwaſſer für minder naß zu halten, denn das Meerwaſſer? O zum Teufel, nein, verſetzte er zürnend, ich will ſagen: „wäre der Regen noch naſſer, als er iſt, ſo wollte ich mich doch lieber jener Sonne oder dieſem Regen ausſetzen, als unter Deinen Lauben ſpazieren gehn, und ſehen, was ich dort ſehen, und riechen, was ich dort riechen muß.“ Ich will nun zwar nicht in Abrede ſeyn, daß die vielen Höker- und Fleiſchbuden, die offenen Werkſtätten der Handwerker, das Mittagsmahl, das

dieſe entweder in den Werkſtätten, oder wohl gar unter den Lauben verzehren, die ſtark ausdünſtenden Zerlumpten, die ſich in dieſen Bogengängen hin und her bewegen, weder einen angenehmen Geruch verbreiten, noch einen beſonders erfreulichen Anblick gewähren; aber Sie wiſſen, daß Gabriel allezeit übertreibt, wenn ihn einmal etwas widrig angeregt hat. Was willſt Du denn, Gabriel, ſagte ich, ſoll es in einer Stadt, und obendrein in einer großen, etwa keine Höker- und Fleiſchbuden geben? würdeſt Du das nicht ſelbſt als einen großen Mangel betrachten? Oder ſollen die Handwerker nicht bei offenen Thüren, oder halb auf freier Straße eſſen? Warum ſollen ſie, deren Tugenden ohnehin meiſt im Dunkel der Vergeſſenheit bleiben, nicht wenigſtens ihre Mitbürger zu Zeugen ihrer Mäßigkeit und Genügſamkeit machen? Warum ſollen ſie nicht ihr Stückchen Wurſt oder Leber und ihre Handvoll Kaſtanien öffentlich verſpeiſend, ihre Obrigkeit beruhigen, ihr gleichſam ſagen: „Sind wir, die wir uns mit ſo Wenigem begnügen, wohl die Leute, die nach einer Krone verlangen?“ Mit ſolchen, gewiß kräftigen Gründen, beſtreite ich Gabriels ungerechten Widerwillen gegen die Lauben, aber er beharrt immer noch bei ſeiner Meinung.

Der glänzendste Theil Padua's ist unstreitig der geräumige Marktplatz. Es sind ihrer eigentlich zwei, durch eine Kirche der H. Jungfrau von einander getrennt; jeder bildet ein längliches Viereck; an den vier Seiten laufen auf gewöhnliche Weise gepflasterte Straßen hin, die Mitte ist etwa um eine Viertelelle über diese Straßen erhöht und mit Quadersteinen gepflastert. Die umgebenden Gebäude sind, was hier so selten ist, wohl erhalten und unter den Lauben sind die glänzendsten Kaufladen und Kaffeehäuser. Die Nordseite des östlichen Marktes nimmt das große Rath- oder Gemeindehaus ein, das einen der größten Säle enthält, die ich je gesehen habe, denn ich zählte hundert Schritte in die Länge. Die Lauben ringsum, die beiden Plätze und die Erhöhungen in der Mitte dienen den Paduanern zu Spaziergängen, die letztern aber auch zugleich zu dem, was wir, etwas zu aufrichtig, einen Lausemarkt nennen. Man erblickt hier nicht nur allerlei altes Geschirr, altes Eisen und dgl. ausgekramt, sondern auch im strengsten Sinne Lumpen, alte Fetzen Tuch und andres Zeug, oft nicht größer als ein Handteller, und von allen möglichen Farben. Gabriel belegte dieses Feilhaben des

Schmutzigen auf dem glänzendsten Orte der Stadt mit einem Namen, den ich gar nicht wiederholen mag. O, Gabriel, sagte ich, kannst Du denn das Menschliche durchaus nicht menschlich beurtheilen? Ist nicht dem halben, oder dem Dreiviertel-Bettler oft unendlich mehr an solch einem rothen, blauen oder grünen Lumpen gelegen, als uns an einem ganzen Rocke? und würde er den Muth haben, bei irgend einem Kaufmann, Krämer oder Höker nach dem einen oder dem andern Lumpen zu fragen? Ist es nicht also gut, daß gerade dasjenige, wonach jeder sich schämen würde zu fragen, am öffentlichsten Orte der Stadt feil geboten wird, damit der Arme ohne Scheu das ihm oft so höchst Nöthige erkiese? O bedenke es doch, mein Gabriel, wer sich darüber grämt, daß er sich nicht in Purpur kleiden und nicht Konstantiawein aus goldenem Becher trinken kann, der ist ein Narr; aber der Mangel eines Lumpen oder einer Brodrinde kann wohl auch dem Weisesten gerechte Thränen auspressen.

Schon in meinem Briefe aus Venedig habe ich manchen Zug erwähnt, der den Hang der Italiäner zum öffentlichen Thun und Leben beurkundet. Ich überzeuge mich immer mehr von dem Daseyn

dieſer entſchiedenen Neigung, die uns deſto mehr aufhält, jemehr wir durch unſere, von dem Himmelsſtriche bedingte, zurückgezogene Lebensart an eine gewiſſe Scheu vor allem Aufſehen gewöhnt ſind. Daß die Handwerker in offenen Werkſtätten oder unter den Lauben nicht nur arbeiten, ſondern auch eſſen, habe ich ſchon erwähnt; die Klaſſe der Taglöhner thut natürlich daſſelbe, ja treibt es wohl noch weiter. Aber nicht nur das Volk, ſondern auch die Gebildetern huldigen dieſer Sitte: des Morgens und des Abends ſitzen ſie vor den Kaffeehäuſern auf freier Straße, und eſſen und trinken vor aller Welt, und zwar Frauen eben ſo gut wie Männer. Und nicht nur dieß. An allen Ecken, an den Thüren der Kramladen und der Kaffeehäuſer erblicke ich fünf bis ſechs Anſchlagezettel. Neugierig, was man doch in einer ſchlecht bevölkerten Provinzialſtadt dem Publikum ſo viel mitzutheilen habe, nähere ich mich, und ſiehe da, es ſind eitel Gelegenheitsgedichte, die einen in Sonettform, die andern in freien Strophen, theils auf die Vermählung zweier Perſonen aus dem höhern Bürgerſtande, theils an den Vater eines jungen Menſchen, der in die Rechtsklaſſe der Univerſität den Preis davon getragen hat.

Wie lächerlich würde man es bei uns finden, und wie lächerlich wäre es auch wirklich bei uns, dergleichen an die Straßenecken anzukleben! Es fehlt nichts, sagte Gabriel, als daß man auch noch das Brautbett auf freier Straße aufschlüge. Aber nicht allein Profanes, sondern auch Geistliches wird durch Anschlagezettel zur Kenntniß des Publikums gebracht. Der Anschlagezettel hat alsdann gewöhnlich die Ueberschrift: Invito sacro (geistliche Einladung). In einer solchen Einladung heißt es z. B.: Künftigen Sonntag, den und den dieses Monats, wird in der und der Kirche das Fest des berühmten Bildes der Mutter Gottes von Loretto gefeiert werden. Nun folgt die Beschreibung alles dessen, was an diesem Tage in dieser Kirche zu sehen und zu hören, und etwa an Segen und Ablaß zu gewinnen seyn wird. Zuletzt kömmt die Ermahnung etwa so: „Es ist den edlen Paduanern bekannt, mit welcher Andacht ihre Vorältern jederzeit das berühmte Bild der M. G. v. L. verehrt haben. Da ist nun die Gelegenheit, wo sie beweisen können, daß sie nicht entartete Enkel sind, sondern noch denselben frommen und seligmachenden Glauben in ihrem Herzen hegen.“ Gabriel nimmt der Geistlich-

keit dieſe Anſchlagezettel gewaltig übel. Was würden, ſprach er zu mir, die Bauern dazu ſagen, wenn der Herr Paſtor Scharfenberg im Kretſcham zu Monſchütz wollte anſchlagen laſſen, daß er dieſen oder jenen Sonntag Beichte ſitzen und das Abendmahl austheilen würde? — Das iſt ein Anderes, Gabriel, verſetzte ich: aber ſage mir doch, was ſollte man denn jetzt in Italien drucken, wenn nicht dergleichen? oder ſollen Drucker, Setzer, Korrektoren, Schriftgieſer u. ſ. w. ohne Arbeit bleiben und endlich betteln gehen? Der Vetter ging in ſich, und ſagte: Du haſt Recht: im Grunde iſt es nicht viel anders, als wenn bei uns jeder Dorfpfarrer ſeine Predigten, ja wohl gar Tauf- und Traureden drucken läßt.

Der Kirchen giebt es eine Unzahl in Padua: allein zwei übertreffen alle übrigen an Berühmtheit und wohl auch an Reichthum, die des H. Antonius und der H. Juſtina, beide hinſichtlich der Bauart der Sankemarkuskirche ſehr ähnlich. In der erſtern iſt beſonders die Kapelle des H. Antonius merkwürdig; der Altar, der die Ueberreſte des Heiligen einſchließt, iſt ungemein reich, und die drei Wände, zu beiden Seiten und dahinter, ſind mit recht wohl gearbeiteten halberhabenen Bildwerken aus weißem

Marmor verziert. Wir beſahen eben dieſe letztern, als ſich plötzlich in geringer Entfernung von uns ein fürchterliches Geheul erhob. Natürlich ſtutzten wir, aber unſer Cicerone ſagte ganz kaltblütig: Laſſen Sie ſich nicht ſtören, es iſt nichts als eine Beſeſſene. Allein durch dieſe Ermahnung ließen wir uns erſt recht ſtören, entzogen den Bilderwerken alle unſere Aufmerkſamkeit, und ſahen, da das Geheul ſich immer mehr näherte, mit Verlangen den Dingen entgegen, die da kommen ſollten. Wirklich brachten bald nachher einige handfeſte Kerle ein raſendes Weib, von dem dieſes wahrhaft gräßliche Geheul herrührte, und führten ſie um den Altar des H. Antonius herum, was nach der Verſicherung unſeres Begleiters ein bewährtes Mittel gegen den Unfug der böſen Geiſter im Menſchen ſeyn ſoll. Im erſten Augenblicke wußte ich wirklich nicht, ob ich lachen oder weinen ſollte, der Verſtand rieth zu erſterm, das Herz zu letzterm: als ich aber einen Blick auf Gabrielen warf, verging mir plötzlich Beides: denn er ſah aus, als bereitete er ſich zu einer Catilinaria oder Philippica gegen dieſes Treiben vor. Aus Furcht, ihn in jedem Augenblicke losbrechen und dadurch in böſe Händel gerathen zu

sehen, faßte ich ihn bei der Hand, und zog ihn mit mir fort aus der Kirche. Es war aber einmal ein Unglückstag: denn nachdem wir die Kirche der H. Justina besucht hatten, von der ich Ihnen weiter nichts sagen kann, als daß sie groß und reich ausgeschmückt ist, geriethen wir in die Kirche degli eremitani. Wir sahen hier manches Sehenswerthe, unter andern recht interessante Freskogemählde, und zuletzt neben dem Eingange ein ziemlich großes Gemählde, welches das Schicksal der Verstorbenen jenseit des Grabes darstellt. Oben zur Rechten erblickt man den Himmel und darin die Dreieinigkeit mit den Engeln und Heiligen; darunter das Paradies, bevölkert mit den Frommen, die entweder keiner Läuterung bedurften, oder sie schon überstanden haben. Links befindet sich oben das Fegefeuer, und darunter die Hölle: Teufel stehen an der Grenze des Himmels und der Hölle, und stoßen die ohne Gnade Verworfenen in den Pfuhl der Verdammniß, theils mit großen Heugabeln, theils mit andern Werkzeugen hinab. Hier sitzt der Fürst der Finsterniß, wohl zehnmal so groß, wie eine der übrigen Figuren, dunkelblau von Farbe, mit Pferdefüßen, einem Drachenschweife und Hörnern, die

bis ans Fegefeuer reichen. Ein zweiter Polyphem ergreift die Verdammten und verschlingt sie, und eben hat er einen dieser Unglücklichen in den Rachen gesteckt, so daß nur noch der Hintere und die Beine desselben zu sehen sind. O die armen Menschen, sagte ich, denen man durch solche Schreckbilder das heitere Leben verdüsterte, die man durch solche Fratzen aus dem Garten der Freuden verscheuchte, wie wir das unvernünftige Geflügel durch Lumpenbälge und Strohmänner von unsern Saaten, denen man den ohnehin schmerzvollen Abschied von dem Leben und den Geliebten durch solche gräßliche Abschilderung des Jenseits noch tausendmal qualvoller machte! Und wenn auch diese abscheulichen Vorstellungen ein Antrieb zum Guten seyn sollten, und oft wirklich waren, wie unwürdig der Menschheit war solch ein Antrieb zur Tugend! Ich kann Dir nicht Unrecht geben, versetzte Gabriel, es war eine böse Zeit, da die Welt durch Fratzenbilder regiert wurde, die der Aberglaube erfand, und die Schlauheit der Priester zur Verehrung und zum Schrecken aufstellte. Allein ist unsere Zeit denn besser? Beherrschen uns nicht mehr Fratzenbilder, so thun es doch fratzenhafte Ideen, die Du leicht an

ihren Früchten erkennst, auf der einen Seite an den Sansculotten, den Freiheitsbäumen, den Dekreten über das Daseyn Gottes, dem Deutschthum, der Turnkunst u. s. w., auf der andern an dem magnetischen Mysticismus, den Harmsischen Thesen, den Krüdenerschen und Hohenlohischen Wundern, der Hallerschen Staats- und Glaubenslehre u. s. w. Trüben diese Fratzen weniger denn jene das Leben, oder sind sie der Menschheit würdiger? Das Einzige, was sie etwa vor jenen voraus haben, ist, daß sie den Austritt aus dem Leben nicht nur nicht furchtbar, sondern vielmehr wünschenswerth machen; ein Vortheil, der eben nicht zu ihrer Empfehlung dient. Ach! mein guter Lebrecht, es bleibt ewig wahr: mundus minima sapientia regitur.

Die Paduaner scheinen überhaupt viel mit dem Teufel zu schaffen zu haben. In dem Pallaste eines hiesigen Großen befindet sich eine Gruppe von einigen siebenzig Teufeln, jeder etwa eine große Spanne lang, die der Erzengel Michael aus dem Himmel peitscht, und die zum Theil rücklings herabstürzen. Das Ganze hat die Form einer Pyramide, deren Spitze der Erzengel bildet, es ist eben

kein Meisterstück, die Stellung der Fallenden ist zum Theil ganz widernatürlich, aber merkwürdig ist die Gruppe deshalb, weil sie aus einem einzigen Stück weißen Marmors besteht. Bei der Besichtigung dieses Kunstwerks, oder besser dieser Seltsamkeit machten wir die Bekanntschaft eines Landsmannes, des Dichters Raupach, und es fand sich, daß er mit uns in demselben Gasthofe, nämlich im goldenen Sterne, wohnt. Es ist ein Mann nahe an vierzig, von mittler Größe, eher untersetzt als schmächtig, mit dunklem, struppigem Haar und schwarzen, buschigen Augenbraunen, die über der Nase zusammen laufen, der beständig mit einem Auge, bald mit diesem, bald mit jenem, schielt, und auf einem Ohr taub ist, der die Gesellschaft meidet, täglich mehrere Stunden auf freiem Felde, wie heiß es auch seyn mag, ganz allein spazieren geht, und übrigens unglaublich viel Taback schnupft. Ich theile Ihnen dieß mit, mein wohlehrwürdiger Freund, weil ich weiß, daß Sie mit ihm in Halle studirt, und ihn nun seit 19 Jahren nicht wieder gesehen haben. Wenn auch alle Menschen bei dem Reisen gewönnen, was freilich auch problematisch ist, so verliert doch gewiß der Dichter dabei: denn jene er-

werden Vorstellungen zu einer Menge leerer Namen, die sie vorher erlernt, dieser aber zerstört die selbstgeschaffenen ungleich schöneren Vorstellungen durch die Kenntniß der Wirklichkeit.

den 19ten Oktober.

Sie sind gewiß recht neugierig, mein wohlehrwürdiger Freund, etwas von der hiesigen Universität zu erfahren, und ich wollte Ihnen auch von Herzen gern recht viel davon sagen, wenn ich nur recht viel davon wüßte. Aber leider hat die Universität jetzt eben Feiertage, Lehrer und Schüler sind größtentheils auf dem Lande zerstreut, und ich kann mich nicht rühmen, mit irgend einem hiesigen Gelehrten Bekanntschaft zu haben. Das Universitätsgebäude ist ziemlich weitläuftig, und muß es seyn, da z. B. das mineralogische Kabinet allein drei große Säle einnimmt. Die Hörsäle sind ungeheuer groß; gewiß nicht kleiner als die Kirche in Monschütz, und diese Geräumigkeit, so wie der ausgetretene Ziegelboden beweist, wie fleißig und von welcher Menge sie ehedem besucht worden sind: übrigens haben sie ein düsteres und verfallenes Ansehn. Die Bibliothek hätte ich wohl sehen wollen, wenn ich gekonnt hätte; es gelang mir aber nicht; die

Sternwarte hingegen hätte ich wohl sehen können, wenn ich gewollt hätte: ich wollte aber nicht, weil, wenn nicht etwa ein Schwanzstern am Himmel steht, oder eine Sonnen- oder Mondfinsterniß sich begiebt, dergleichen nur für den Astronomen von Profession merkwürdig seyn kann. Was mir an der ganzen Universität, am Gebäude nämlich, am meisten gefallen hat, ist der Hof. Er bildet ein regelmäßiges Viereck, und rings umher läuft oben und unten ein im gefälligsten Styl erbauter Säulengang, der unwillkührlich an die Stoa, und was damit zusammenhängt, erinnert. Die hintere Wand dieser Säulengänge ist mit den Wappenbildern der Professoren, der einzelnen Personen und der Städte, die zur Bereicherung der Universität beigetragen haben, fast ganz bedeckt. Doch ist dieß nicht der einzige Beweis von der großen Achtung, in welcher einst hier die Professoren standen. Auf dem großen freien Platze vor der Kirche der H. Justina befindet sich ein zirkelrunder, von einem Kanal umschlossener und mit Bäumen besetzter Platz, der zum Spaziergange dient. Auf der äußern sowohl als der innern Brustwehr des Kanals stehen zusammen einige achtzig Bildsäulen, die theils aus-

gezeichnete Paduaner, (z. B. Titus Livius, mehrere Päpste und Feldherrn) theils berühmt gewordene Zöglinge der Universität (z. B. Stephan Batori, Johann Sobiesky u. A.), größtentheils aber Professoren darstellen.

Kaum hatten wir uns auf eine Bank des Spazierganges niedergelassen, als Gabriel, wie ich erwartete, so anhub: „O könnte ich doch ganz Deutschland auf dieses Rund versammeln und zu ihm sagen: O Deutschland! Deutschland! das seine Propheten steinigt, statt sie in Stein zu hauen, wie hier geschieht, sieh, und nimm Dir ein Beispiel an dieser edlen, alten Stadt. Du, das nichts bedeutet in der Politik, wenig im Kriege, wenig im Gebiete des Kunstfleißes und Handels, das also seinen Ruhm nur suchen kann im Reiche der Ideen, warum verachtest und mißhandelst Du die Verwalter und Pfleger dieses Reichs? warum lässest Du deine Gelehrten darben, während Deine Zöllner und Sünder im Ueberflusse schwelgen? warum berechtigst Du Nachdrucker, Diebstahl an ihnen zu begehen, wenn sie nothgedrungen zur Hülfsquelle der Schriftstellerei ihre Zuflucht nehmen? warum erklärst Du sie für bürgerlich vogelfrei? warum dürfen die literarischen

Gassenbuben ungescheut sie mit Koth und Steinen werfen? warum ist niemand bestellt, der sie mit dem Dank für ihre Werke erfreute — und wie selten ist eines, das gar keinen verdiente! — während sich jeder beeifert, sie mit Schimpf und Hohn zu überschütten, weil ihr Werk nur Menschenwerk ist? warum bist Du gerade in dem Punkte, wo allein Du deine Ehre finden könntest, barbarischer, denn alle Völker um Dich her?" Hier mußte er, weil er zu eifrig gesprochen hatte, eine Pause machen, und ich fiel etwas entrüstet ein: „O Gabriel, mein ungerechtes Geschwisterkind! wie kann der hypochondrische Hang zur Unzufriedenheit Deinen sonst hellen Verstand so verblenden, daß Du Windmühlen für Riesen ansiehst? Bis jetzt habe ich immer zu diesen Deinen irrigen, oft schon laut gewordenen, Meinungen geschwiegen, aber nun laß uns endlich einmal gründlich aus der Sache sprechen. In Hinsicht der Gelehrten frage ich Dich auf Dein Gewissen, ob man behaupten könne, daß sie darben? Der Staat giebt ihnen Aemter und mit den Aemtern auch Besoldung; diese Besoldung ist freilich verschieden, nach Maßgabe des Nutzens, den sie dem Staate leisten; aber auch der am kargsten bedachte, hat doch

ſo viel, daß er, ſelbſt wenn er heirathet, wozu er doch nicht wie etwa ein ruſſiſcher Geiſtlicher gezwungen iſt, dennoch täglich mit Frau und Kindern warm eſſen kann, vorausgeſetzt, daß die Frau eine gute Wirthin iſt, und wie es der Häuslichkeit gebührt, die Küche ſelbſt beſorgt. Will der Gelehrte ſeinen Verdienſt durch Schriftſtellern erhöhen, und ſchmälert der Nachdruck, — was doch ſelten geſchieht — dieſen ſeinen Gewinn, ſo hat er ſich darüber nicht zu beklagen; denn im Grunde gehört ſeine ganze Zeit dem Staate, der ihn beſoldet, und was er davon auf Schriftſtellerei verwendet, entzieht er widerrechtlich dieſem ſeinem Brodherrn; es iſt alſo hier nach dem jus talionis Unrecht um Unrecht, wie Auge um Auge, und Zahn um Zahn. Wenn Du von Rechten ſprichſt, ſo verſtehe ich Dich entweder nicht, oder, wenn ich Dich verſtehe, ſo mag ich nicht darauf antworten. Der Gedanke, daß wieder einmal der Parteygeiſt die Welt irre leitet, hat mir ſchon der trüben Stunden genug verurſacht; denn ich bin überzeugt, daß zwiſchen zwei Parteyen, deren jede, eben weil ſie Partey iſt, ein Aeußerſtes will, Recht und Unrecht gleich getheilt iſt, wie ehemals bei gerichtlichen Kämpfen Sonne und Wind, und daß der

Weltgeiſt den Lauf der Dinge zu einem Ziele füh-
ren wird, das keine von beiden Parteyen ahnet, das
aber beide mit etwas mehr Mäßigung für das rech-
te erkennen würden. Jeder will der Arzt ſeiner
Zeit ſeyn, und Keiner fragt, ob denn der Menſch
auch das ſeyn könne? Daß die Rezenſenten mit den
Gelehrten, die zugleich Schriftſteller ſind, ſehr übel um-
gehen, will ich und kann ich nicht leugnen. Aber er-
ſtens mußt Du doch bedenken, daß man unmöglich
von Leuten, die niemals in der guten Geſellſchaft gelebt
haben, einen guten Ton verlangen kann; und zweitens,
daß niemand die Gelehrten zwingt, Schriftſteller zu
werden, was eigentlich, wie ſchon geſagt, gar nicht ih-
res Amtes, ja ſogar den Pflichten ihres Amtes zuwi-
der iſt. Es mag in erſterer Hinſicht allerdings Aus-
nahmen geben, allein ſie beweiſen nichts, ſo wie es
nichts für die Phariſäer beweiſt, daß es einen Ni-
kodemus unter ihnen gab. Und Du ſiehſt, mein gu-
ter Gabriel, das Verdienſt kann dem ſchmutzigen
Gewürme nicht entgehen; ſchau doch hin, die tau-
ſend Eidexen, die ſich dort auf dem Granit der
Bruſtwehr ſonnen, wohnen alle unter den Bildſäulen
dieſer verdienten Feldherrn, Gelehrten und Künſtler.
Wäre es denn nun wohl der Mühe werth, daß

auch wir unſern Gelehrten Bildſäulen errichteten, damit Eidexen, Kröten und anderes Ungeziefer ein ſicheres Obdach fände? damit unſere Gelehrten ſich der edlen Wiſſenſchaft ergäben, um ein ſteinernes Bild zu verdienen, ſtatt dieſelbe, gleich der wahren Tugend und der Forderung ächter Philoſophie gemäß, um ihrer ſelbſt willen zu lieben und zu betreiben? Nein, Gabriel, das kannſt Du gewiß nicht wollen. Laß uns jetzt zu den ſogenannten Schöngeiſtern übergehen. Ein kluger Vater, der an ſeinem Sohne z. B. einen überwiegenden Hang zur Muſik bemerkt, legt ihm alle mögliche Hinderniſſe in den Weg, die fähig ſind, ihm von der Ausübung dieſer Kunſt abzuhalten, theils um der einſeitigen Entwickelung der Seelenkräfte vorzubeugen, theils weil er überzeugt iſt, daß ſich das wahre Genie durch alle Hinderniſſe den Weg zum Ziele zu bahnen weiß. So thut auch Deutſchland. Der Hang zur Schöngeiſterei iſt überwiegend in unſerm Volke; man muß ihn zügeln, und nur das ächte Genie aufkommen laſſen, wenn man es nicht hindern kann. Sobald daher ein junger Dichter auftritt, fällt ihn zuerſt eine Koppel Rezenſenten an, und behandelt ihn — wenn er nicht etwa unter aller Kritik iſt, denn dann gehen ſie mit einem Ihres gleichen, von dem nichts zu fürchten

ſteht, ſehr glimpflich um — behandeln ihn, ſage ich, wie einen ruthenpflichtigen Knaben, wie einen Wahnſinnigen, um ihm ſogleich alle Hoffnung auf Ruf und Ruhm abzuſchneiden. Aber es wäre möglich, daß er dieſe Hoffnung gelaſſen aufgäbe, und von ſchnödem Gewinne gelockt, dennoch fortführe zu dichten: darum treten nun die bevollmächtigten Nachdrucker auf, und ſetzen die Verleger außer Stand, ihm einen erträglichen Ehrenſold anzubieten. Halten ihn alle dieſe Hinderniſſe nicht zurück, iſt er entſchloſſen, ſich lieber der öffentlichen Schmach und dem Hungertode bloß zu ſtellen, als ſein Dichten aufzugeben; dann iſt man überzeugt, daß wirkliches Genie ihn treibt, und dann weiß man ihn auch zu belohnen. Eines Solchen Werke nehmen dann nach den Ueberſetzungen aus dem Engliſchen, Spaniſchen, Italiäniſchen und Franzöſiſchen den erſten Rang ein, und man überhäuft den Verfaſſer mit Ehren. Kannſt Du das leugnen, fuhr ich fort, weil ich bemerkte, daß mich Gabriel mit einiger Befremdung betrachtete; kannſt Du es leugnen, wenn Du Dich erinnerſt, daß Herder, Göthe, Schiller, die beiden Schlegel geadelt worden ſind, daß Jean Paul den Legationsrath und Müll-

ner den Hofrath davon getragen hat? Ist es überhaupt nicht höchst ungerecht zu sagen, daß in einem Lande, wo sogar die Buchhändler Preise für das beste Gedicht in dieser oder jener Gattung aussetzen, nichts für die Dichtkunst geschehe? Gesetzt aber auch, Wissenschaft und Kunst würden nicht völlig so belohnt, wie sie es vielleicht verdienen, so ließe sich auch dieß rechtfertigen. Homer z. B. hat das Alterthum wenigstens zwölf, die neuere Zeit bereits schon vierzehn Jahrhunderte erfreut. Haben sich also schon — ächt historisch gerechnet — hundert und vier Geschlechter an seinen Gesängen ergötzt, wie hätte man mit Recht von dem ersten, nämlich dem seiner Zeitgenossen, verlangen können, daß es ihn nach Verdienst belohnen, d. h. für die folgenden hundert und drei Geschlechter bezahlen sollte. Est modus in rebus, und wenn Gott die Sünde der Väter an den Kindern nur heimsucht bis ins dritte und vierte Glied, so sehe ich nicht ein, warum wir das Vergnügen unserer Nachkommen voraus bezahlen sollten bis ins hundert und dritte oder vierte Glied. Du siehst also, je längere Dauer die Werke eines Schriftstellers versprechen, d. h. je größer er ist, desto weniger sind wir ihm Belohnung

ſchuldig.“ Gut, ſagte Gabriel, vermuthlich weil er mir nichts zu erwiedern wußte; aber laß uns eſſen gehen, denn mich hungert. Und wir gingen.

Wir hatten nur eben abgegeſſen, als Trompeten und Trommeln auf dem Platze irgend ein Schauſpiel verkündigten. In der That waren es Equilibriſten, die ihre Matten und Teppiche ſchon ausgebreitet hatten, als wir ans Fenſter traten. Es war das gewöhnliche Schauſpiel, nur eine einzige Scene deſſelben zwang mir wirklich Bewunderung ab. Ein Mädchen von neunzehn bis zwanzig Jahren ſetzte ſich drei Becher voll Wein, einen auf die Stirne, den zweiten auf die Naſe, den dritten auf die untere Kinnlade, und ging damit eine Weile auf dem Teppich vor- und rückwärts. Am Ende des Teppichs lag einer der geflochtenen Stühle, deren Beine unten durch vier Querhölzer verbunden ſind, ſo auf der Erde, daß die Beine dem Mädchen zugekehrt waren. Rücklings näherte ſie ſich dem Stuhle, ſetzte ſich, ihm ſtets den Rücken kehrend, davor nieder, und kroch rücklings zwiſchen den beiden Vorderbeinen, dem ſie verbindenden Querholze und dem Geflecht des Stuhles durch, immer ihre drei Becher balancirend. Ich konnte ihr mein brava! un-

möglich vorenthalten, noch mich entbrechen, freundlich und reichlich beizusteuern, als sie umher ging und ihren Lohn einsammelte. Gabriel gab nicht weniger, aber mit finsterm Gesicht, und brach bald darauf folgendermaßen los: Da hast Du wieder einen deutlichen Beweis von der angeborenen Schlechtigkeit des Menschen. Wie viel tausend Stunden muß das Mädchen dieses Kunststück geübt haben, um es mit solcher Sicherheit ausführen zu können. Hätte sie dieselbe Anstrengung auf irgend eine nützliche Beschäftigung, auf Weben, auf Ausnähen oder Sticken gewandt, welchen Grad der Vollkommenheit müßte sie nicht darin erreicht haben. Weil aber eine solche Beschäftigung, wie weit sie es auch darin gebracht haben möchte, doch eine fortgesetzte Arbeit erfordert hätte, diese Luftspringerkünste hingegen einmal erlernt, den unbeschränktesten Müßiggang erlauben, so hat sie diese vorgezogen. O wie himmelschreiend ungerecht rief ich aus: Ist es denn nur glaublich, daß die Arme sich selbst zu dieser allerdings herabwürdigenden Lebensart bestimmt habe? kann man es nicht vielmehr als gewiß annehmen, daß sie von ihren Aeltern oder Verwandten dazu gezwungen worden ist? O gewiß bei

ſtiller Mitternacht, wann ihre gefühlloſen Gefährten in tiefem Schlafe liegen, ſitzt ſie, der Erquickung des Schlummers beraubt, auf ihrem harten Strohlager, und beweint ihr unglückſeliges Geſchick. Mich dünkt ich ſehe ſie; ihr langes, ſchwarzes Haar iſt aufgelöſt, und bedeckt die Schultern, deren Weiße nur ſchwach durchſchimmert, wie die ſchneebedeckten Gipfel des Gebirges durch die finſtere Nacht; das Haupt ruht in der Hand, die zugleich die weinenden Augen bedeckt, und unter der die Thränen ſich hervorſtehlen, die, weil der helle Mond ſich darin abſpiegelt, wie Lichttropfen auf den ſchmerzbewegten Buſen fallen. In Gram verſunken, bedenkt ſie ihr unſeliges Schickſal, wie ſie gleich einer feilen Dirne der öffentlichen Verachtung Preis gegeben, wie ihr alle Hoffnung auf den gebenedeieten Stand der Gattin und Mutter geraubt iſt, wenn ſie nicht einem ihrer verworfenen Gefährten ſich in die Arme werfen will. Wie gern würde ſie ſich zu dem härteſten und niedrigſten Dienſte verdingen; aber ſie iſt nicht mit der Arbeit bekannt, und wer wird mit ihr, der Verachteten, Geduld haben, bis ſie das Nöthige erlernt? Wer überdieß wird ihr, der herumziehenden Luftſpringerin, trauen?

Ach! wäre es Sünde, wenn ſie wünſchte, nicht geboren zu ſeyn? und muß ſie nicht wünſchen, der Tod möge ſie erlöſen, ehe das für ſie gewiß troſtloſe Alter naht? So hat ſie lange lange über ihrem Grame brütend, geſeſſen; jetzt hebt ſie das brennende Auge empor und ſieht den Morgen dämmern; mit Schauder erfüllt ſie der Anblick des kommenden Lichtes: denn es führt ſie aufs neue der furchtbaren Demüthigung entgegen, ihren jungfräulichen Leib den Augen des Pöbels Preis geben zu müſſen. So quält ſich die Arme, und wer wird ſie erlöſen von dieſer Qual? Du, ſagte Gabriel, denn Du wirſt hoffentlich in dieſem Augenblicke hingehen, und ſie zum Weibe nehmen. Was? rief ich, eine Luftſpringerin. Ei, verſetzte er, wer weiß es denn in Deutſchland? Ich, ſagte ich mit Corneille's Medea, und Gabriel ſchwieg.

Sie wundern ſich ohne Zweifel, daß wir, nachdem wir nur vier Tage in Venedig geweſen ſind, uns ſchon ſeit ſechs Tagen hier in Padua aufhalten: die Sache hängt aber ſo zuſammen: Gabriel, der, wie Sie wiſſen, immer großen Theil an den Welthändeln genommen hat, fühlte ſich ſchon von Anfang her unwiderſtehlich von Verena angezogen, wo

ſich die Hirten der Völker verſammeln, und über das Wohl und Weh ihrer Heerden berathſchlagen wollen. Wir baten alſo in Wien, daß man unſern Paß nach Verona viſiren möge; allein dieß wurde uns als etwas Unmögliches abgeſchlagen. Eine vornehme Dame, die ihrem Gemahle nach Verona folgte, und der Gabriel die Ehre hat bekannt zu ſeyn, rieth uns, den Paß nach Venedig viſiren zu laſſen, und fügte das Verſprechen hinzu, ſie werde, in Verona angelangt, uns die Erlaubniß auswirken, gleichfalls dorthin zu kommen. Alſo geſchah es. Wir ſind mit dieſer Dame bis hieher gereiſt, ſie iſt ſogleich nach Verona vorausgegangen, und wir erwarten, wiewohl bis jetzt vergebens, Nachricht von ihr. Dieſe Verzögerung ſetzt uns in eine gar nicht angenehme Lage. In Venedig hat die Polizei, vermuthlich von Wien aus unterrichtet, daß wir eigentlich nach Florenz, Rom, u. ſ. w. hätten reiſen wollen, unſern Paß ohne unſer Zuthun nach Florenz viſirt. Nun verbietet ein ausdrückliches Geſetz, den Fremden länger als drei Tage in einer Previnzialſtadt zu dulden, wenn er nicht darthun kann, daß ihn Geſchäfte feſthalten, oder ſich jemand Namhaftes für ihn verbürgt. Da nun

keines von beiden unser Fall ist, so verlangt die hiesige Polizei, daß wir unsern Weg nach Florenz fortsetzen, ja wäre nicht der Oberpolizeikommissär ein Deutscher und äußerst artiger und humaner Mann, so würde man uns schon dazu gezwungen haben. Lange kann aber unsers Bleibens hier auf keinen Fall mehr seyn; und ich schreibe Ihnen bald wieder aus Verona oder Florenz. Si vales, bene est, ego valeo.

Dritter Brief.

Verona, den 30sten Oktober.

Mein wohlehrwürdiger Freund.

Per varios casus, per tot discrimina rerum, tendimus in Latium. Seit acht Tagen sind wir hier, aber es hat Mühe gekostet, hieher zu kommen. Die Nachrichten von der Dame blieben bis zum 21sten aus; nun bekam zwar Gabriel auf einmal zwei Briefe von ihr, allein sie enthielten nur die Versicherung, daß wir die gewünschte Erlaubniß gewiß erhalten würden. Diese Hoffnung reichte je-

doch nicht hin, den Polizeikommiſſär zur Bewilligung einer neuen Friſt zu bewegen, und wir konnten ſie auch billiger Weiſe nicht von ihm verlangen, da er ſchon ſo gefällig geweſen war, und wir wohl begriffen, daß längere Nachſicht ihn groſſen Unannehmlichkeiten ausſetzen könnte. Es blieb uns alſo nichts übrig, als unſern Weg nach Florenz fortzuſetzen; wir mietheten jedoch den Fuhrmann nur bis Ferrara, entſchloſſen, dort das Weitere abzuwarten. So verließen wir denn noch an demſelben Tage um die Mittagsſtunde Padua. Sie können ſich denken, daß Gabriel eben nicht bei feſtlicher Laune war. Nach einer Viertelſtunde düſtern Schweigens begann er ſeine Deklamation gegen die hieſige Polizei, die, ſagte er, den unverdächtigen Fremden, der ſeines Vergnügens, oder ſeiner Belehrung wegen reiſet, nicht nur beſtimmt, wie lange er mit der Beſichtigung des Merkwürdigen einer Stadt zubringen darf, ſondern ihm auch den Weg vorſchreibt, den er nehmen muß: denn wir hatten in der That vergebens gebeten, man möge unſern Paß nach Mantua viſiren, um uns wenigſtens nicht von Verona zu entfernen. Du haſt Unrecht, Gabriel, ſagte ich, wahrlich Unrecht.

Denn ſprich, was hätten wir in Verona gemacht, das bekanntlich am Fuße der Alpen gelegen, in Hinſicht des Klima's faſt jeder andern Stadt Italiens nachſteht, und des Merkwürdigen ſehr wenig in ſich ſchließt? Iſt es nicht beſſer, wir eilen, das ungleich angenehmere und merkwürdigere Florenz zu erreichen? Daß die Polizei die Dauer des Aufenthaltes in dieſer oder jener Stadt, und den einzuſchlagenden Weg beſtimmt, darin, mein guter Gabriel, ſehe ich nichts Uebles: denn ich frage, wer kann beſſer wiſſen, wie viel Zeit die Merkwürdigkeiten einer Stadt erfordern, oder welcher Weg der angenehmſte, bequemſte und ſicherſte iſt, als eben die Polizei, die ſich von Rechts wegen um alles bekümmern muß. Aber der Vetter blieb bei ſeiner Meinung, es ſey unerhört und himmelſchreiend.

Am Abend erreichten wir Rovigo, wo wir ſchon vorher beſchloſſen hatten, die Nacht zuzubringen. Aber leider war eben Jahrmarkt, und in dem einzigen Wirthshauſe des Städtchens kein Zimmer mehr zu haben. Wir hatten, wie man hier immer thut, mit dem Fuhrmann (vetturino) ausgemacht, daß er für Wohnung und Beköſtigung zu ſorgen habe; allein, da man nun ein Zimmer in

einem Privathauſe, natürlich um einen höhern Preis miethen mußte, hielt ſich der Vetturino nicht für verpflichtet, es zu bezahlen: denn, ſagte er, wenn wir uns z. B. in einer Wüſte befänden, ſo würde er doch wohl nicht verbunden ſeyn, uns ein Zimmer zu verſchaffen. Ich ſuchte vergebens ihm das Fehlerhafte ſeiner Vergleichung einleuchtend zu machen, und ihm zu beweiſen, daß Rovigo, wie wenig es auch einer Stadt ähnlich ſehe, noch lange keine Wüſte ſey; er blieb bei ſeiner Meinung, und Gabriel, der die Geduld verlor, ließ mir keine Zeit, meinen Ueberzeugungsverſuch weiter zu verfolgen, der am Ende doch wohl noch gelungen wäre. Gabriel, verſprach alſo das Zimmer zu bezahlen, und ein benachbartes Ehepaar räumte uns gefällig ſeine Schlafſtube und ſein Ehebett ein. Das Zimmer war freilich das beſte im ganzen Hauſe und folglich recht gut, weil das Sprichwort ſagt: dans le royaume des aveugles les borgnes sont rois; aber etwas daran zu loben fand ich nicht. Das Abendeſſen, das auch zugleich das Mittagseſſen war — denn hier pflegt man beſonders auf der Reiſe beides zu verbinden — und das uns der Vetturino hatte im Wirthshauſe bereiten laſſen, konn-

te beinahe schlecht genannt werden. Dieß alles war nun eben nicht geeignet, des Vetters düstere Laune aufzuheitern; sie nahm vielmehr zu und er fing an, sich in sehr harten Ausdrücken über unsere gegenwärtige Lage zu äußern. Gabriel, sagte ich endlich, warum willst Du die Ereignisse nur immer einzeln, warum nicht in ihrem Zusammenhange mit dem großen Ganzen der Weltgeschichte betrachten, wie es einem denkenden Manne ziemt? Nach den Anstalten, die ich im Vorbeigehen bemerkt habe, zu urtheilen, schlägt die Wirthin, eine junge und feurige Frau, ihr Lager bei ihren Mägden, folglich entfernt von ihrem Manne, auf. Das festliche Treiben des Jahrmarkts hat gewiß beide höher gestimmt, und wer weiß, ob nicht die Frucht dieser Nacht, wenn sie sie zusammen zubrächten, irgend ein Attila oder Dschengis-Chan, ein Heliogabalus oder Hildebrand wäre. In diesem Falle erkaufen wir, die wir sein Entstehen verhindern, durch die kleinen Unbequemlichkeiten, so wir jetzt erdulden, das Heil mehrerer Geschlechter. Du bist zu menschenfreundlich, als daß dieser Preis Dir zu hoch scheinen sollte. Gabriel erwiederte nichts, vermuthlich weil er das Gewicht meiner Gründe fühlte; aber

am andern Morgen ſtiegen mir ſelbſt Zweifel dagegen auf: denn als ich der Wirthin den Scudo bezahlte, der ihr verſprochen war, und ihr dabei mein Bedauern bezeigte, daß wir ſie ihres Bettes und zugleich des ehelichen Genuſſes beraubt hätten, gab ſie mir zur Antwort: Ach, Signer, das kann man alle Nächte haben, aber nicht immer kann man einen Scudo verdienen. Freilich, es lag eine Nacht dazwiſchen, und am Morgen iſt man gewöhnlich nüchterner, als am Abend; obendrein hatte ſie wohl ſchlecht geſchlafen.

Während der Nacht war ein Eilbote von dem Kommiſſär aus Padua an den in Rovigo angekommen. Der Erſtere hatte kurz nach unſerer Abreiſe durch die Oberpolizei in Venedig den Befehl erhalten, unſere Reiſe nach Verona nicht mehr zu hindern, und bat nun den Letztern, unſern Paß, je nachdem es uns gefällig ſeyn würde, entweder gerade nach Verona, oder nach Padua zurück zu viſiren. Wir wählten aus mehrern Gründen das Letztere, und gegen Mittag zogen wir abermals durch die porta di Legnago in Padua ein, nach einer Spazierfahrt von acht Meilen, die uns über ſechs Dukaten gekoſtet hatte. Nachdem wir in Pa-

dua gegessen und die Paßangelegenheit berichtigt hatten, nahmen wir Extrapost, und erreichten um fünf Uhr schon das drei Meilen entfernte Vizenza. Es ist eine kleine, aber minder verfallene Stadt als Padua, und für den Architekten der vielen Bauwerke halben merkwürdig, mit denen der berühmte Palladio seine Vaterstadt geschmückt hat. Das geschätzteste unter diesen Bauwerken ist das Rathhaus, dessen Anblick Gabrielen in unmäßigen Zorn versetzte, weil der Platz davor wirklich einer Mistgrube nicht unähnlich sah. Ich suchte ihn wie gewöhnlich zu beruhigen, indem ich ihm vorstellte, daß diese Erscheinung auf doppelte Weise nicht nur entschuldigt, sondern auch gerechtfertigt werden könne. Denn einmal, sagte ich, bedarf das wahrhaft Schöne keiner zierlichen, empfehlenden Umgebung, so wie eine schöne Frau nicht nöthig hat, sich mit Gold und Juwelen zu schmücken; und dann ist gerade der Abstich zwischen dem Gebäude und dem Platze, auf dem es steht, recht dazu geeignet, die Schönheit des Gebäudes hervor zu heben, so wie die Nacht uns die Herrlichkeit des Tages tiefer empfinden läßt. Als ich aber bemerkte, daß meine Gründe auf die Erde fielen, überließ ich den Vetter der üblen Lau-

ne, die oft über ihn kommt, wie der böse Geist über Saul, und ergötzte mich, bis es finster wurde, am Anblick der freundlichen Villen zu beiden Seiten des Weges und der Gebirgskette zur Rechten. Endlich gegen zehn Uhr des Abends erreichten wir das lange ersehnte Verona.

Verona ist nicht viel kleiner als Padua, aber auch nicht minder unregelmäßig und verfallen. Die eigentliche Stadt Verona liegt auf dem rechten Ufer der Etsch, und besteht aus zwei parallelen Hauptstraßen, die beide von dem Ufer des Flusses ausgehen, den Kräutermarkt (piazza delle erbe) berühren, und dann die eine an der porta nuova, die andere an der nun verschlossenen porta di Brescia sich endigen. Die erstere führt über die piazza Bra, wo sich die Ruinen des römischen Amphitheaters befinden. Zwischen den beiden Hauptstraßen und an der Außenseite einer jeden läuft ein verschlungenes Geäder, ein wahrer inextricabilis error von Querstraßen hin, die je nach ihrer Länge und Breite bald via, bald vicolo, bald vicoletto heißen, während eine Hauptstraße den Namen corso führt. Der Stadttheil Veronetta auf dem linken Ufer der Etsch, ist unbedeutend, denn

in geringer Entfernung vom Flusse beginnen schon die Berge. So wenig anziehend die Stadt selbst ist, so unglaublich schön ist ihre Lage. Eine Hügelkette, mit weißen hellschimmernden Villen besäet, bildet den Hintergrund gegen Norden, und über diese Kette ragen die Gipfel der äußersten Tyroler Alpen hervor; gegen Osten, Süden und Westen öffnet sich der unübersehbare Garten der Lombardei. Den Ausdruck Garten brauchen Sie keinesweges figürlich zu nehmen: die Felder sehen hier wirklich einem Garten ähnlich, weil gleichlaufende Baumreihen in einer gewissen, oft sehr unbedeutenden, Entfernung von einander sie durchschneiden, um die Weinstöcke daran zu binden, denn Weinberge giebt es hier nicht. Dazu kommt, daß diese Bäume häufig durch Weinranken verbunden sind, daß alle Wege groß und klein, wenigstens zwischen einer einfachen, oft aber auch einer doppelten Baumreihe hinlaufen, daß man endlich weit und breit keinen Wald erblickt; und so wird die Täuschung vollkommen.

Das Erste, was ich am Morgen nach unserer Ankunft aufsuchte, war die Etsch, über die unser Bürger durch sein Lied vom braven Manne einen gewissen romantischen Duft verbreitet hat. Was soll

ich Ihnen ſagen, mein wohlehrwürdiger Freund? Es iſt ganz wahr, daß wir Gegenſtände, die uns zuerſt im poetiſchen Lichte erſchienen, und ſo anziehend geworden ſind, nicht in der Wirklichkeit aufſuchen ſollten. Da ſtand ich nun an der Eſch und blickte in ihre grünlichen, ſchnell vorüber eilenden Wellen hinab, und bemühte mich, was ich ſah, mit dem Bilde meiner Phantaſie zu vereinigen. Es ging nicht. Ich hatte einen ganz gewöhnlichen, unbedeutenden Fluß vor mir, nicht größer als der Bober bei Sagan, oder die Saale bei Jena: das war es und blieb es, und mein mitgebrachtes großartiges Bild war verſchwunden. Ach! ſagte ich nach einer Weile zu mir ſelbſt, geht es uns nicht allen in einem weit wichtigern Falle eben ſo? Lernen wir nicht alle zuerſt die Welt in dem Zauberſpiegel eigener oder fremder Poeſie, in dem Feenreiche des morgenländiſchen Mährchens kennen? und wann wir uns nun der Wirklichkeit nähern, ſtehen wir dann nicht alle betroffen, verwirrt, ja wohl betrübt bis in den Tod an dem Strome des Lebens, der uns Schlamm ſtatt Goldſand, Kieſel ſtatt Edelſteine, und ſtatt der Silberwogen faule, übelriechende Fluthen zeigt? Und leider müſſen wir alle an dieſen Strom hinan, hinein,

während mich niemand zwang, hieher an die Etsch zu kommen, und meine reiche Poesie gegen die ärmliche Wirklichkeit zu vertauschen. Ich wollte nun wenigstens die Brücke aufsuchen, auf welcher der unglückliche Zöllner einst gewohnt: ich fand freilich Brücken genug, aber keine von allen schien mir neu genug, um die zu seyn, die das Lied erwähnt. Ich habe seit der Zeit bei Leuten allerlei Geschlechts danach gefragt; aber niemand — so kurz ist das Gedächtniß des Menschen für das Große, das nicht bei Trompeten und Paukenschall geschieht — niemand weiß etwas davon. Indessen habe ich selbst die Ueberreste einer zerstörten Brücke aufgefunden, und ich bin entschlossen, sie für die gesuchte zu halten: sollte sie es auch nicht seyn, so ist es ja doch überall — selbst bei der Wahrheit — der Glaube allein, der selig macht.

Als ich von meinem ersten Streifzuge nach Hause kam, fand ich den Vetter, der seit unserer Ankunft äußerst heiter gewesen war, wieder sehr verstimmt; und erst später erfuhr ich die Ursache dieser Veränderung. Er war nämlich ausgegangen, um den Kongreß zu sehen, und hatte bei diesem und jenem Vorübergehenden nachgefragt, wo er zu sehen

wäre. Unglücklicherweise war er auf lauter Unhöfliche gestoßen, die, statt zu antworten, ihm ins Gesicht gelacht hatten. Darüber natürlich höchst aufgebracht, hatte er seine Absicht aufgegeben, und war zu der Dame gegangen, der wir die Erlaubniß, hieher zu kommen, verdanken, um ihr seine Aufwartung zu machen. Diese hatte ihn, als er auch gegen sie sein Verlangen, den Kongreß zu sehen, laut werden lassen, mit den Worten eines anwesenden Mächtigen belehrt, daß der Kongreß allenthalben ein wenig gehalten werde, im Abendzirkel, auf dem Balle, am Kamine, auf dem Spaziergange. Mit diesem allen war nun Gabriel sehr unzufrieden, und ich merkte wohl, daß er sich unter einem Kongreß eine Art Parlament, oder wenigstens eine feierliche Regensburger Reichstagssitzung vorgestellt hatte. Ich will mich nicht rühmen, eine klügere Idee davon gehabt zu haben; aber klüger war ich auf jeden Fall gewesen, denn ich hatte mir gar nichts darunter vorgestellt.

Um des Vetters Gram über die fehlgeschlagene Hoffnung, den Kongreß nach Herzenslust sehen zu können, so viel es sich vor der Hand thun ließe, zu zerstreuen, schlug ich ihm vor, das Amphitheater in

Augenschein zu nehmen. Er ging den Vorschlag ein. Es stehen nur noch zwei Stockwerke des Gebäudes, denn das dritte hat, wie man sagt, ich aber nicht glaube, ein Erdbeben herabgeworfen, und welch ungeheure Masse noch! die Bogengänge und die Treppen sind schon zum Theil verfallen, aber die Innenseite, wo sich die Sitze für die Zuschauer befinden, ist völlig erhalten, und gewährt einen überraschenden Anblick. Gabriel betrachtete den riesigen Bau mit leuchtenden Blicken: Nur die Römer, sagte er endlich, wußten zu bauen, wie es Männern ziemt; sie hatten nicht den kurzen Augenblick ihres Daseyns, sie hatten die ganze unendliche Zeit im Auge; mit jedem unternommenen Bau forderten diese Kampflustigen die Zeit in die Schranken, und an Sieg gewöhnt, wollten sie auch hier nicht unterliegen. Und noch sind sie nicht unterlegen; ihre Werke setzen den Kampf noch fort mit der unsichtbaren und unverwundbaren Gegnerin, die Feuersbrünste, Orkane und Erdbeben zu Gehülfen hat; verwundet und ermattet in diesem ungleichen Kampfe beginnen sie freilich nun zu sinken, aber ihr Sinken noch reißt zur Bewunderung hin. Vergleiche unsere Gebäude mit denen der Römer, so hast Du das Verhältniß

unſerer Kleinheit zu ihrer Größe. Ich danke Gott, erwiederte ich, daß wir ſolche Gebäude, wie dieß hier, weder bedürfen, noch aufzuführen vermögen. Denn bedürfen konnte ſie nur die rohe Schauluſt, die ſich an blutigen Gladiatorſpielen und Thierhetzen weidete; aufführen konnte ſie nur der Deſpotismus, dem die Schätze einer geplünderten Welt und die tauſend und abermal tauſend Hände unglücklicher Sclaven zu Gebote ſtanden. Wenn die Römer, wie Du ſagſt, die Zeit in die Schranken forderten, ſo war das ungefähr eben ſo viel, als wenn Aeſops Herr mit ſeinen Freunden wettet, das Weltmeer auszutrinken, und ich begreife nicht, was Du in dem Wollen des Unmöglichen Großes findeſt. Wenn wir ſolche Rieſenwerke nicht mehr aufführen, ſo kommt das nicht her von unſerer Kleinheit, ſondern von unſerer Geiſtigkeit. Unſere Wiſſenſchaft, unſere Entdeckungen und Erfindungen, unſere geſellſchaftlichen Einrichtungen mußt Du den Werken der Römer entgegen ſetzen, denn die Richtung des Lebens nach innen iſt der Charakter der chriſtlichen Zeit. Gewohnt, die Erde als eine Herberge zu betrachten, wo wir nur einen Tag zu verweilen haben, liegt uns nichts daran, ein ſichtbares Wahrzeichen unſers Daſeyns in

dieſer Herberge zu hinterlaſſen: wir wollen nicht Pyramiden und Koloſſe erbauen und dadurch den großen Kindern ähnlich werden, die ihre Namen in die Fenſterſcheiben eingraben; denn weiter wäre es doch verhältnißmäßig nichts. Die Römer hielten hochmüthig das römiſche Leben für unvergänglich, wir wiſſen, daß alles vorübergeht, und nichts bleibt als

der gute Schatz, den wir in unſer Herz
geſammelt, Wahrheit, Lieb' und innerlicher Frieden,
und die Erinnerung, daß weder Luſt noch Schmerz
uns je vom treuen Hang an unſrer Pflicht geſchieden.

den 2. November.

Es wird hier immer lebhafter, mein wohlehrwürdiger Freund. Vorgeſtern iſt der König von Sardinien, geſtern der König beider Sicilien angekommen. So beherbergt denn jetzt Verona zwei Kaiſer und drei Könige — denn Se. Majeſtät von Preußen ſind ſeit einigen Tagen von Venedig wieder hieher zurückgekehrt — mithin iſt es jetzt politiſch betrachtet unſtreitig der wichtigſte Punkt der Erde. Gabriel aber iſt mit dem allen wenig zufrieden, weil er nichts von den Verhandlungen des Kongreſſes erfahren kann; denn ich glaube, es giebt keine kleine

Stadt in Deutschland, wo man nicht mehr von diesen Verhandlungen spricht, als hier. Wir bringen unsere meiste Zeit mit Spazierengehen zu, und das Wetter begünstigt ungemein diesen Zeitvertreib, denn noch immer ist es so, wie es bei uns gegen das Ende des Erntemonds zu seyn pflegt, und nur die Nächte sind kalt. Es stößt uns bei diesen Spaziergängen theils innerhalb, theils außerhalb der Stadt so Manches auf, was als unsern Sitten gänzlich fremd unser Staunen, und mitunter auch Gabriels Galle erregt. So sahen wir neulich, als wir, wie gewöhnlich, den corso porta nuova hinaufgingen, im zweiten Stock des Hauses, wo der Großherzog von Toskana den ersten bewohnt, Hemden an den Fenstern zum Trocknen aufgehangen. Gabriel fand dieß äußerst unschicklich, und ich will nicht leugnen, daß es mir beim ersten Anblick ebenfalls auffiel; aber nachdem ich ein Paar Minuten nachgedacht hatte, war das Auffallende verschwunden. Es ist menschlich, Gabriel, sagte ich, rein menschlich, und der Großherzog denkt gewiß auch nihil humani a me alienum puto. Obendrein sieht er nicht einmal diese Hemden, und es wäre doch wahrlich ungleich schlimmer, wenn sie gegenüber aufgehängt wären,

wiewohl es Dir vielleicht minder auffallen würde. Uebrigens aber muß ich Ihnen gestehen, daß die Italiäner das homo sum und was daran hängt, ein wenig weit ausdehnen: denn auf den Spaziergängen und andern öffentlichen Wegen thun sie vor aller Welt Augen das, wozu man die Pferde — vermuthlich, weil sie von Natur musikliebend sind — durch Pfeifen einladen muß.

Vorgestern gingen wir die via nuova hinab, die, beiläufig gesagt, ganz mit Quaderstücken gepflastert ist, und daher nicht befahren werden kann und darf. Hier erblickten wir abermals ein caffè della generosità, und Gabriel fing sogleich wieder an, gegen den Hang der Italiäner zum Burlesken zu deklamiren. Wir gingen unterdeß über die Piazza delle Erbe und schlugen den Weg nach der Porta Borsari ein, um an den Fluß zu gelangen. Gabriels Eifer fing schon an auszugehen, als wir plötzlich beide zugleich das Schild eines Spezereikrämers erblickten, der Angelo Furia heißt. Das war frisches Wasser auf Gabriels Mühle. Da siehst Du, sagte er, ob ich nicht Recht habe; kann man eine possenhaftere Zusammenstellung denken, als die eines solchen Taufnamens mit einem so widersprechen-

den Zunamen? „Ich sehe auf keinen Fall etwas Possenhaftes darin, versetzte ich. Man könnte sagen, der Vater dieses Angelo Furia hatte wahrscheinlich manche Widerwärtigkeiten erlebt, oder manchen Versuchungen schlecht widerstanden, und schrieb dieß zum Theil seinem feindseligen Geschlechtsnamen Furia zu. Er wünschte seinem Sohne ein besseres Geschick zu bereiten, und da der Zuname nicht zu ändern stand, so legte er ihm als Gegengift, um wenigstens die Furia zu neutralisiren, den Taufnamen Angelo bei. Sieh, so könnte man sagen, und diese Zusammenstellung wäre dann eine Wirkung der väterlichen Liebe, so wie sie auch ungefähr auf dieselbe Weise die Frucht mütterlicher Besorgniß und frommen Aberglaubens seyn könnte. Allein ich ziehe eine andere Erklärung vor, nach welcher die Verbindung dieser Namen ein Symbol voll tiefen Sinnes ist. Der Vater war vermuthlich ein Weinhändler, und bestimmte seinen Sohn zu demselben Geschäfte; er gab ihm also diesen Taufnamen, damit der Name des Kaufmanns Angelo Furia die Natur seiner Waare andeutete: denn nächst den Frauen ist unstreitig der Wein von allen Erdendingen dasjenige, in dem Himmel und Hölle am nächsten an einan-

der grenzen. Der Sohn aber zu ſtumpfſinnig, um ſeines Vaters tiefe Symbolik zu faſſen, hat die Weinhandlung aufgegeben, und dadurch ſeinen Namen zur Fratze gemacht. Ich bin feſt überzeugt, daß, wenn der Name Angelo Furia nicht im Strome der Zeit untergeht, ihn nach einigen tauſend Jahren ein kalmückiſcher oder tatariſcher Creuzer alſo deuten wird.“ Gabriel wollte ſich jedoch bei meiner gewiß gründlichen Erklärung nicht beruhigen und ich merkte aus ſeinen Reden, daß er hoffte, irgend eine Gelegenheit, mich von ſeiner Meinung zu überzeugen, würde ihm nicht fehlen. Er glaubte ſie auch wirklich bald nachher gefunden zu haben: denn als wir nach Hauſe gekommen waren, trat er nach einer kurzen Abweſenheit wieder in das Zimmer, und bat mich, ihm zu folgen. Er führte mich vor unſern – salva venia – Nachtſtuhl, und ſagte: Betrachte dieß, und wenn Du dann noch den Hang dieſes Volkes zum Burlesken leugneſt, ſo muß ich die gute Meinung, die ich bis jetzt von Deinem Verſtande hatte, ſchlechterdings fahren laſſen. Ich betrachtete alſo zum erſten Male genauer dieſes Stück Hausrath und fand es allerdings ſonderbar: der Stuhl hat die Form mehrerer über einander gelegter-

Folianten; die Vorderseite stellt die Rücken dieser Folianten dar, und auf jedem Rücken steht mit grossen Buchstaben: Istoria Universale T(omo), nur die Nummer fehlt. „Was Du auch immer von meinem Verstande denken magst, Gabriel, sprach ich, so ist es mir doch unmöglich, hier einen Beweis für die Neigung zum Burlesken zu finden. Ich sehe vielmehr hier abermals einen Zug jenes Tiefsinns, den ich vorhin schon bewunderte. Denn wenn es wahr ist, daß die Begebenheiten, so die Weltgeschichte ausmachen, doch von den Menschen ausgehen; wenn es ferner wahr ist, daß der Mensch weniger durch seine Ideen, als durch seine Stimmung zu Entschlüssen bewogen wird; wenn es endlich wahr ist, daß diese Stimmung hauptsächlich von der Verdauung und dem Zustande der zweiten Wege abhängt, so finde ich diese Zusammenstellung eines Nachtstuhles mit der Weltgeschichte ächt humoristisch." Gabriel, höchst unzufrieden über die fehlgeschlagene Hoffnung, versetzte höhnisch lachend: „Gut! gut; so hast Du, der Du Dich vorzüglich mit der Weltgeschichte abgegeben, Dich mit etwas sehr Schmutzigem befaßt." O mein verblendeter Vetter Gabriel, erwiederte ich, was redest Du doch so verächtlich von dem Schmutze?

Iſt nicht der Schmutz die Wiege alles Lebens? War nicht einſt die Erde eine große Schlammmaſſe? Bedarf nicht das Saamenkorn, wie die Blumenzwiebel des abſcheulichſten Schmutzes zum keimen? Und endlich was iſt ſchmutziger, als die Entſtehung und die Geburt des Menſchen? Du aber verachteſt den Schmutz, wie ein Emporkömmling die niedrige Hütte, worin er geboren ward. Das ſollteſt Du nicht, mein guter Gabriel, gewiß nicht, denn es hat ſo gar wenig mit uns zu ſagen: pulvis et umbra sumus.

Gabriel findet das Leben hier, wie er ſagt, ganz abſcheulich, und ſchwört, es müſſe ſich in Irkutzk angenehmer leben laſſen, als hier, was freilich nur eine redneriſche Figur iſt, da er Irkutzk nie geſehen hat. So viel iſt indeß wahr, die Bequemlichkeit des Lebens würde man hier vergebens ſuchen. Die Fußböden der Zimmer beſtehen entweder aus einer Art marmorirten, ſehr glatten Eſtrichs, oder ſchlechtweg aus Ziegeln. Schon dieß macht die Zimmer kalt. Nun kömmt dazu, daß die Mauern in der Regel ſehr dünn ſind, und ſelten Thüren und Fenſter gehörig ſchließen, daß ſich bei weitem nicht in allen Zimmern Kamine befinden, Oefen

aber zu den Seltenheiten gehören. Daher ist es in den Stuben, trotz der noch immer sehr warmen Tage, schon recht kalt; und es herrscht darin eine Art kaltfeuchter Kellerluft, die unglaublich empfindlich, ja sogar gefährlich ist, wenn man vom Spaziergange kommt, wo einen die Sonne schier geröstet hat. Und glauben Sie ja nicht, daß die Eingeborenen diese Unbequemlichkeit nicht fühlen; im Gegentheil hört man sie oft über Kälte klagen: aber weil es denn doch nicht über drei Monate dauert, so lassen sie es eben beim Alten. Vieles Heizen würde hier freilich seine Schwierigkeiten haben, denn Brennholz gehört unter die Seltenheiten: man verkauft es pfundweise, und zwar sechszig Pfund für einen Franken (ungefähr 23 Kreuzer C. M.). Wir haben in unserm Zimmer in aller Schnelligkeit einen Ofen, oder vielmehr ein Oefchen bauen lassen, zwei Ellen lang, zwei Ellen hoch und kaum eine Elle breit; es hilft aber wenig, denn sein Bau ist so abnorm, daß der Rauch ins Zimmer kömmt, die Wärme hingegen zum Schornstein hinausgeht. Wie mit der Wohnung, so ist es auch mit dem Essen und Trinken; — man findet Beides erträglich, weil man es nicht besser haben kann. Wir aßen

zuerſt in einem Speiſehauſe, wo die Hausflur zugleich die Küche iſt, mithin der Gaſt erſt Zeuge der Zubereitung ſeines Mahles ſeyn muß, weil es keinen andern Eingang giebt. Gabriel fand dieß höchſt beleidigend; mir hingegen ſchien es zwar ungewöhnlich, aber keinesweges ſo übel: denn, ſagte ich, iſt es nicht eine löbliche Offenheit, dem Gaſte ſogleich zu zeigen, was er zu erwarten hat, damit er wieder umkehren könne, wenn ihm das Angebotene mißfällt? und iſt es nicht wahrhaft menſchenfreundlich, bei dem Hungrigen einigen Ekel vor dem Eſſen zu erregen, damit er mäßig ſey und ſich nicht der Völlerei überlaſſe? iſt nicht endlich beides um ſo ehrenwerther, da ſowohl jene Offenheit, als dieſe Menſchenfreundlichkeit dem Vortheile des Wirthes gerade zuwider läuft? Was mir weit unangenehmer auffiel, war der unglaubliche Lärm in den Speiſezimmern. Es waren im Ganzen kaum zwanzig Perſonen auf einmal da, und alles, wie man ſagt, gebildete Leute; allein ſie ſprachen ſo laut, und forderten, was ſie begehrten, mit ſolchen Heroldsſtimmen, daß man ſein eignes Wort kaum hörte, und die vier hin und herfliegenden Aufwärter, betäubt und verwirrt, nicht wußten, wohin ſie ſich wenden, oder was ſie bringen oder nicht bringen ſollten.

So kam es denn, daß wir mit vier Schüſſeln anderthalb Stunden zubrachten. Mich dünkt, der Menſch ſollte bei einer Beſchäftigung, die wahrlich nicht für ſeine Erhabenheit zeugt, eher kleinlaut, als vorlaut ſeyn. Wir haben es nachher in andern Speiſehäuſern verſucht, und wohl mehr bezahlt, das Eſſen aber keinesweges unſerm Geſchmack entſprechender gefunden. Im Grunde, ſagte ich zu Gabrielen, können wir das auch gar nicht fordern, denn warum ſollte die italiäniſche Küche dem deutſchen Geſchmack angemeſſen ſeyn? oder wer hat uns gezwungen, hieher zu kommen? Von dem hieſigen Weine kann man nicht mit Wahrheit ſagen, daß er des Menſchen Herz erfreue; allein in den Speiſehäuſern muß man damit vorlieb nehmen, weil weder Bier noch ausländiſcher Wein zu haben iſt; indeß iſt doch auch der hieſige eine Gabe Gottes. Sie ſehen wohl aus allen dieſen, daß man hier Manches entbehren muß, woran man ſich bei uns gewöhnt hat, und was man folglich zu den Bequemlichkeiten des Lebens zählt. Deſſen ungeachtet lebt man hier viel theurer als bei uns. Ich rechne nicht hieher, daß wir für eine Stube und ein ganz kleines Kämmerchen monatlich 125 Franken (etwa 48 Gulden) bezahlen,

denn daran ist der Kongreß Schuld, ich will überhaupt Verona in diesem ungewöhnlichen Zeitpunkte nicht zum Maßstabe nehmen, sondern Ihnen nur sagen, daß wir in dem entvölkerten Padua für ein Zimmer, für Frühstück und Mittagsessen täglich einen Dukaten bezahlten. Nehmen Sie nun dazu, daß das Fuhrwerk auch verhältnißmäßig theurer ist als bei uns, die Extrapost z. B. wenigstens anderthalb mal so viel, wie im Preußischen, kostet, so werden Sie leicht ermessen, wie kostspielig das Reisen in Italien ist: nur im Kirchenstaate soll es etwas wohlfeiler seyn. Freilich, wer zu Fuß reisen will, und sich von keinem Schmutz und keiner Gefahr der gemeinen Osterien oder Kneipen abschrecken läßt, der kann Italien, so wie die ganze Welt, mit sehr geringen Kosten durchwandern; aber dazu muß man nur etliche zwanzig Jahre alt und vollkommen gesund seyn, und noch keine Gewohnheiten haben.

Ich habe nun auch Zeit und Gelegenheit, die Lebensweise der Italiäner etwas näher zu beobachten. Im Grunde ist sie von der unsrigen nicht so gar sehr verschieden, ich meine nämlich die Lebensart der gebildetern Stände. Den Vormittag bringt der hiesige Italiäner in Geschäften oder an Sonn-

und Festtagen in der Kirche zu; gegen ein Uhr fängt der Besuch der öffentlichen Spaziergänge an; wer es vermag, fährt vor die Stadt spazieren. Zu diesen Fahrten bedient man sich eines seltsamen einspännigen Fuhrwerks, das man Sesselchen (sediolo) oder Entschlüpfer (scappavia) nennt: es ist ein Kabriolet, auf dem sich aber statt des Korbes nur ein enger thronartiger Sessel befindet, das also schlechterdings nur für eine Person eingerichtet ist. Zwischen drei und vier wird gegessen, und gegen fünf fängt man an, sich in den Kaffeehäusern der via nuova und besonders der piazza Bra zu versammeln, wohin man auch nach italiänischer Sitte die Frauen mitbringt. In diesen Kaffeehäusern und auf den nahen Spaziergängen treibt man sich bis nach sieben Uhr umher, und dann begiebt man sich in's Theater, aus dem man selten vor elf Uhr zurück kömmt. Dieß ist im Durchschnitt der tägliche Lebenslauf der hiesigen Modewelt, zu der ich aber keinesweges den hohen Adel rechne. Denn dieser lebt ziemlich abgesondert, und ist im wahren Sinne außer der Mode, besonders seit er wieder in der Mode ist, wie Gabriel sagt, d. h. seit unter der jetzigen Regierung der Adel wieder angefangen hat, als Adel

etwas zu gelten. Die Herrn tragen noch Zöpfe und weiß seidene Strümpfe zum Frack, und bei festlichen Gelegenheiten kleiden sie sich noch wie die französischen Marquis am Hofe Ludwigs XV. Noch ungleich seltsamere Gestalten sind die vielen Geistlichen in ihrem schwarzen, altfränkischen Kleide, über dem sie noch einen schwarzen Mantel tragen, mit ihren blauen Halsbinden und platten, dreieckigen Hüten. Ein großer Theil derselben beschäftigt sich mit der Erziehung, und man sieht sie schaarenweise mit ihren Zöglingen auf den Spaziergängen. Aber die wunderseligste aller Figuren, mein wohlehrwürdiger Freund, ist unstreitig ein Cardinal. Er ist völlig gekleidet wie unsere Bauern im vorigen Jahrhunderte, wenn sie zum Abendmahl gingen, nur daß er eine himmelblaue Halsbinde und scharlachrothe Strümpfe trägt, die bis über die Kniee herauf gehen; die Kappe eines flachen, dreieckigen Hutes ist mit einer Art von buntem Kranz geziert. Man kann sich durchaus des Gedankens nicht erwehren, der Mann habe sich zum Spaße so gekleidet, um Lachen zu erregen, bis man etwa die goldene Kette mit dem Cruzifix auf seiner Brust erblickt. Sie sehen also, Italien ist in mehr als einer Hinsicht das Land der Alterthümer, und

es giebt gewiß kein anderes auf der Erde, wo man noch ſo viele Repräſentanten verjährter Vorurtheile erblickt.

Indem wir über den Cardinal redeten, dem wir eben begegnet — es war dieſen Nachmittag gegen fünf Uhr — indem ich die Meinung Gabriels, die rothen Strümpfe deuteten das Blut an, das man ungeſcheut vergießen ſolle, wenn es auf die Erhaltung oder Erweiterung der allein ſelig machenden Kirche ankömmt, indem ich dieſe Meinung wie gewöhnlich mit triftigen Gründen beſtritt, hatten wir uns unvermerkt der porta S. Zenone genähert. Die Sonne ſenkte ſich ſchon zum Untergange, die Luft war lau, der Himmel unglaublich heiter, und wir beſchloſſen noch einen Spaziergang vor die Stadt längs der Straße nach Breſcia. O mein guter Gabriel, ſagte ich, indem wir auf das Thor zugingen, warum verweilt Deine düſtere Laune ſo gern bei den kleinen Unannehmlichkeiten, die uns hier und da aufſtoßen, und die doch nichts mehr, als unbedeutende Flecken in einem ſchönen Gemählde ſind. Sind wir denn nicht recht ſehr glücklich, daß wir am zweiten des Wintermonds bei ſo herrlichem Wetter einen Abendſpaziergang vor das Thor St. Zeno

zu Verona machen können? Kaum ſetzen wir jetzt unſern Fuß hinaus, ſo öffnet ſich unſern Blicken die weite Landſchaft, die vor uns untergehende Sonne haucht ihren Purpur über die Felder, und ſchlägt einen Mantel aus roſigem Duft um die Berge zu unſerer Rechten. Jetzt waren wir unter dem Thore. Wer ſind Sie, meine Herrn? fragte der Thorſchreiber, uns aufhaltend. Wir nannten unſere Namen. Wo haben Sie Ihre Päſſe? Päſſe? verſetzte Gabriel ſchon entrüſtet, muß man hier Päſſe bei ſich tragen, um vor das Thor ſpazieren zu gehen? Haben Sie wenigſtens, fragte jener wieder, eine Erlaubniß von der Polizei, vor das Thor zu gehen? Gabriel wollte abermals antworten; ich gab ihm jedoch einen Wink, mich reden zu laſſen. Signor, ſagte ich, Sie ſehen an unſerm ganzen Aufzuge, daß wir nicht Reiſende, ſondern harmloſe Spaziergänger ſind, ferner iſt es noch heller Tag, und Ihr Blick iſt gewiß geübt genug, um uns dem Anſehen nach zu ſchätzen, und endlich iſt es ja weniger bedenklich, jemanden hinaus als herein zu laſſen: dieſe Gründe, dächte ich, wären hinlänglich, um eine beſondere Erlaubniß, wenigſtens für dießmal, zu er-

ſetzen. Als ich ſah, daß meine Rede keinen Eindruck auf ihn machte, fragte ich ihn, woher es denn käme, daß wir ſchon einige Male ungehindert hier durchgegangen wären. Wenn man es nicht ſieht, ſagte er, ſo iſt es verzeihlich; aber wenn man es ſieht, ſo muß man ſeine Schuldigkeit thun, und ich bitte Sie daher, wieder umzukehren. Ich fühlte mich nicht ſtark genug in der Dialektik, um eine ſolche Schlußfolge zu widerlegen, und kehrte daher geduldig um: Gabriel kam mir ebenfalls nach, als er noch eine Weile vergebens mit dem Thorſchreiber geſtritten hatte. Kaum hatte er mich eingeholt, ſo fing er an, ſich etwas heidniſch gegen die hieſige Polizei zu äußern. Gabriel, ſagte ich, Du weißt wie gefährlich hier die Abendluft iſt; wir hätten uns vielleicht vergeſſen, unſern Spaziergang verlängert, und eine Erkältung davon getragen: ſo iſt es am Ende recht gut, daß wir daran gehindert worden ſind. Statt ihn zu beſänftigen, machte ihn dieſe Bemerkung noch zorniger, und er grollte noch, als wir nach Hauſe kamen; ich habe ihn aber ſeiner böſen Laune überlaſſen, und mich niedergeſetzt, um an Sie zu ſchreiben.

den 5ten November.

Vorgestern, mein wohlehrwürdiger Freund, haben wir eine Lustfahrt an den Gardasee, den alten lacus Benacus, gemacht. Bei der kleinen Festung Peschiera, etwa zwei starke Meilen von hier, an dem Punkte, wo der Mincio aus dem See ausströmt, erblickten wir zuerst die große Wasserfläche. Wir fuhren dann an der Südseite des See's hin, und bogen in der Mitte derselben auf die Erdzunge ein, die sich weit in den See hinein erstreckt, und auf welcher der kleine Flecken Sermione liegt. Gleich hinter diesem Flecken wird die Erdzunge wieder breiter und bildet einen Hügel, der über und über mit Oelbäumen bepflanzt ist, die ersten, die wir sahen. Der Oelbaum, wie so manches Andere, entspricht keinesweges dem romantischen Bilde, das wir Nordländer uns davon machen: klein und verwachsen, mit kleinblätterigem, mehr grauem als grünem Laube, ist er weit davon entfernt, zu den schönen Bäumen zu gehören. An der äußersten Spitze dieses Hügels und zugleich der ganzen Erdzunge, befinden sich Trümmer eines großen Pallastes, der einst dem Dichter Catull gehört haben soll: man sieht aber nichts mehr, als

Univ. Lipp.

die Arkaden, die wahrscheinlich das Erdgeschoß des Pallastes bildeten. Welch unsäglich schöne Aussicht, wenn man eben über diesen Trümmern steht! Nach drei Seiten hin der große cyanenblaue Wasserspiegel, ringsum eingefaßt von hohen Hügeln, aus deren Dunkelblau die weißen Flecken und Schlösser hell leuchtend hervor treten, und hinter den Hügeln die höhern, schon den Alpen angehörigen Berge, um deren Gipfel schon die Wolken spielen. Himmel! sagte Gabriel, was für ein Wicht muß doch dieser Catull gewesen seyn, wenn er in diesem Eden gelebt, und doch nichts Höheres hervorgebracht hat, als was wir kennen. Ich glaube, Du thust ihm Unrecht, versetzte ich. Die schöne Natur, dann und wann auf kurze Zeit genossen, ist ein Stärkungsmittel, eine geistige Stahlkur, die vielleicht dem Dichter nöthiger seyn mag, als jedem Andern; wird sie aber stehende Dekoration des Lebens, so dünkt mich, muß sie den Menschen in jenes halb bewußte Träumen einwiegen, das keinem klaren Gedanken mehr Raum läßt, das also höchstens dem Lyriker günstig, dem eigentlichen Dichter hingegen, der mehr als irgend Einer der Klarheit bedarf, durchaus nur verderblich seyn kann.

Ueberall, mein Gabriel, blühen die beiden Schicksalsblumen, deren eine immer Lebensgenuß heißt: wer diese bricht, muß der andern entsagen, sie mag nun Hoffnung oder Ruhm, oder innerer Friede, oder wie sie sonst will, heißen. Und ich möchte nicht einmal sagen, daß uns die Wahl gelassen sey.

Nachdem wir die Erdzunge wieder verlassen hatten, verfolgten wir die Straße an der Südseite des See's bis nach Desenzano; von dort wandten wir uns nördlich, und fuhren an der Westseite des See's bis nach Salo, das wir des schlechten Weges halben etwas spät erreichten. Das Städtchen gewährt einen trefflichen Anblick. Auf der Nordseite einer Bucht gelegen, dehnt es sich auf dem schmalen Ufer zwischen dieser Bucht und einem hohen Berge lang hin. Sobald man auf der Höhe des Berges, der die Südseite der Bucht einnimmt, angelangt ist, und so lange man die an dem Berge terrassenartig hinlaufende Straße hinabsteigt, genießt man die herrliche Aussicht auf die Bucht, das Städtchen und den Berg gegenüber. Wir wollten uns nach einer benachbarten Insel einschiffen, es war aber schon zu spät, und wir kehrten, nachdem wir einige der Umgebungen, unter andern

einen Orangegarten besucht hatten, nach Desenzano zurück, wo wir zu Nacht aßen. Der schönste Mondschein begünstigte unsere Rückkehr nach Verona, aber die Nacht war eben so kalt, als der Tag warm gewesen war, in der That winterlich kalt. „Ach! sagte Gabriel, als wir wieder durch Peschiera fuhren, was machen jetzt die Unglücklichen, die hier des Carbonarismus verdächtig in den Casematten schmachten? Von der feuchten Kälte ihres Gefängnisses schon halb zerstört, wälzen sie sich schlaflos, an ihrer Erlösung verzweifelnd, auf dem elenden Lager umher, und die Erinnerung an ihre Lieben, die sonst wohl dem Leidenden ein Balsam ist, wird für sie ein stechender Skorpion: denn sie wissen diese Lieben in Thränen und können sie nicht trösten, und werden sie wohl niemals — niemals wiedersehen." Ach! zum ersten Male wußte ich dem Vetter nichts entgegen zu setzen. Gabriel, sagte ich endlich, wir wollen zu Gott hoffen, daß der Unglücklichen Vergehen nicht aus Eigennutz oder Ehrgeiz, oder einer andern unlautern Quelle, sondern aus der innigen Ueberzeugung entsprungen ist, das Wohl des Vaterlandes hange von ihren Entwürfen ab. Dieser Gedanke wird sie dann und wann,

wäre es auch nur Viertelstunden lang, trösten; wenigstens wird die Reue dann nicht ihre Qual vermehren. Das gebe Gott, beschloß Gabriel, und wir redeten fast nicht mehr bis Verona.

Außer der schönen leblosen Natur haben wir auf dieser Lustfahrt auch die schöne, belebte gesehen, nämlich — mit Erlaubniß Ew. Wohlehrwürden sey es gesagt — unglaublich schöne Mädchen in Sermione und Desenzano. Ueberhaupt, das schöne Geschlecht verdient hier in der That diesen Namen, während er bei uns, wenn man es aufrichtig sagen soll, im Durchschnitt nur eine Schmeichelei oder ein Ehrentitel ist, so wie man zu einer Dame von Stande gnädige Frau spricht, wenn sie auch ihre Kammerjungfer täglich ohrfeigt, oder zum Papste Ew. Heiligkeit, wenn es auch ein Alexander VI. ist. Ich habe seit meiner Ankunft in Padua — denn die Venetianerinnen kann ich nicht rühmen — mehr schöne Mädchen und Frauen gesehen, als in der ganzen übrigen Zeit meines Lebens: eine häßliche gehört hier unter die Seltenheiten. Wenn man einige Zeit hier gewesen ist, läßt man einen großen Theil der Bewunderung fahren, die man sonst einem Raphael, Correggio,

Tiziano und andern großen Meistern zollte, denn ihre Madonnen, Magdalenen, Cäcilien gucken hier zu den Fenstern heraus, sitzen in den Kramladen, laufen auf den Straßen umher. Es bleibt ihnen immer noch ein großes Verdienst, nur nicht das, die irdische Schönheit ihrer Heiligen erfunden zu haben, was ihnen doch gerade die meisten Bewunderer verschafft. Nein, diese Erfindung ist von einem etwas größern Meister. Was dem schönen Geschlechte hier im Durchschnitt mangelt, ist der Wuchs: denn die Frauen sind entweder unter der mittlern Größe, oder kolossal. Dafür wissen sie wieder nichts von dem Mangel, den unsere schlanken Frauen so oft in der Stille beseufzen: unter zehn Frauen findet man hier gewiß neun hochbusige. Und sie wissen diese Gabe Gottes sehr vortheilhaft ins Licht zu setzen, indem sie sich so kleiden, daß die beiden Paradiesäpfel abgesondert von einander und folglich in aller Herrlichkeit ihrer Gestaltung erscheinen, während unsere Frauen, wenn sie auch die Natur in dieser Hinsicht bedacht hat, alles in eine Wulst zusammen zwingen. Die hiesigen Frauen sind im Ganzen zurückhaltend, und ich habe noch nichts erblickt, was auf Verdorbenheit der

Sitten hindeutete; die Eifersucht der Männer mag in dieser Hinsicht günstig wirken. Ihre Kleidung ist sehr einfach, ja sogar etwas altmodisch, aber wenigstens von allem Luxus fern. Wann sie in die Kirche gehen, tragen sie einen Schleier, der bei den Bürgermädchen und Frauen immer weiß ist, so daß man, in eine Kirche tretend, eine Versammlung von Nonnen vor sich zu haben glaubt. Es ist dieß unstreitig eine löbliche und christliche Sitte: die Guten kennen die unvermeidliche Wirkung ihrer Schönheit auf die Männer, und beseufzen sie vielleicht im Stillen, ohne sie hindern zu können; aber am heiligen Orte wollen sie wenigstens keine irdischen Empfindungen in ihnen erwecken. Gabriel meint zwar, sie dächten nicht daran, sondern gehörten zu denen, die nach Seneca nicht fragen, cur itur, sondern nur quorsum itur; aber meine Erklärung gefällt mir besser, und ich bleibe dabei. Uebrigens gilt, was ich bis jetzt gesagt, nur von den Frauen der niedern und der mittlern Stände: denn die der höhern sind meist schon nicht mehr Italiänerinnen, sondern Europäerinnen, und Sie wissen wohl, daß der Kosmopolitismus den Frauen in keiner Hinsicht, und auf keinerlei Wei-

ſe vortheilhaft iſt. Die Landmädchen geben den Städterinnen an Schönheit nichts nach, aber ihr Anzug iſt durchaus entſtellend. Ich will nicht von dem runden Mannshute reden, den ſie alle tragen, denn wenn es wie bei den jüngern — und vermuthlich auch wohlhabendern — ein ſchwarzer Filzhut iſt, ſo ſteht er ihnen doch nicht ganz übel, und nur der kleine auf dem Wirbel ſitzende gelbe Strohhut der Uebrigen entſtellt; aber ihre Kleidung iſt ſo, daß, beſonders der vielen Röcke wegen, die ſie über einander tragen, eine ganz andere, als die menſchliche Geſtalt zum Vorſchein kommt. Damit Sie aber nicht glauben, daß man hier völlig in Muhameds Paradieſe iſt, und nichts als Houry's erblickt, ſo muß ich Ihnen bekennen, daß man nichts Häßlicheres ſehen kann, als die hieſigen alten Frauen. Beſonders gleichen die aus den niedern Ständen völlig der Geſtalt, unter der wir uns die Hexen vorſtellen, die zu Walpurgis auf den Blocksberg reiten: denn ihr Anzug iſt höchſt liederlich, und trotz ihren grauen Haaren gehen ſie mit bloßem Kopfe, ohne irgend dieſe Ueberreſte von Haar in Ordnung zu bringen. Man kann es ſich durchaus nicht vorſtellen, daß dieſe wahrhaft unterirdiſchen

Gestalten einst den lieblichen, zwischen denen sie nun wie Gespenster herum wandeln, gleich gewesen sind: sie scheinen vielmehr von einer verschiedenen Gattung. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde.

Gestern, als am Geburtsfeste Ihrer Majestät der Kaiserin von Oesterreich, hatten die fremden Monarchen ihre Wohnungen erleuchten lassen: mehrere Privatpersonen waren diesem Beispiele gefolgt, und bei verschiedenen öffentlichen Gebäuden war dasselbe geschehen. Wie viel heidnische Gebräuche noch mitten in der Christenheit, und die obendrein ganz unfruchtbar sind, weil kein Mensch mehr etwas dabei denkt. Ich aber erinnerte mich an das Lampenfest der Göttin Neith zu Sais, und setzte Gabrielen, indem wir die verschiedenen Erleuchtungen auf der Piazza Bra betrachteten, mit einigem Aufwande von Gelehrsamkeit aus einander, wie ursprünglich alle Erleuchtungen, Lampenfeste, Fackelrennen u. dgl. nur zu Ehren der Licht- und Feuergottheiten wären veranstaltet worden, und nur damals einen vernünftigen Sinn gehabt hätten. Als ich meine Erörterung geendigt hatte und weiter gehen wollte, faßte ich Gabrielen bei der Hand, indem

ich noch hinzufügte: Du siehst also, mein Lieber, daß eine Erleuchtung durchaus heidnisch ist. Himmel, wie erschrack ich, als eine barsche Stimme mir in wienerischer Mundart erwiederte: Was Teufel, Herr! heidnisch wäre eine Illumination zu Ehren unserer allergnädigsten Kaiserin? Ich blickte auf, und ward mit Entsetzen inne, daß ich einen langen, untersetzten Mann, zwar im Frack, aber mit einem Schnurbarte, also einen Martissohn, verwegen genug bei der Hand gefaßt hatte. Gabriel war nämlich während meiner Auseinandersetzung, wie er behauptet, von meiner Seite weggedrängt worden, oder wie ich glaube, er war selbst weggegangen, denn er hat wenig Sinn für Gelehrsamkeit, wenn sie nicht juristisch ist; und so hatte, mir unbewußt, der Furchtbare seine Stelle eingenommen. Ich zog natürlich die Hand pfeilschnell zurück, und bat ihn tausendmal um Vergebung. Schon gut, sagte er, aber von wegen des Heidnischen — O, versetzte ich, das war nicht böse gemeint; ich wollte sagen, daß den Göttern zu Ehren — Ei, sagte er ganz zornig, was Heiden? was Götter? hier sind alles gute Christen, und haben keine andern Götter neben mir. In diesem Augenblicke

drängte uns der Strom des Volkes aus einander; ich war froh, so wohlfeilen Kaufes davon gekommen zu seyn, und gab mir selbst das Ehrenwort, meine Gelehrsamkeit nie mehr auf öffentlichem Markte auszukramen, zumal wo so viele Lichter brennten wie hier, und es also ganz überflüssig wäre, auch noch das meinige leuchten zu lassen.

Diesen Abend wird desselben Geburtsfestes wegen Ball bei Sr. Majestät von Oesterreich seyn, wozu aber, wie es heißt, nur diejenigen vom Adel eingeladen sind, die eine hinlängliche Anzahl Ahnen aufzuweisen haben. Gabriel konnte sich nicht darein finden, ich aber machte ihm die Sache begreiflich. Regenten, sagte ich, sind, wie Du mir hoffentlich mit allen Philosophen zugeben wirst, nicht sowohl Personen oder Individuen, sondern vielmehr Verkörperungen, oder, wenn Du lieber willst, Repräsentanten der Staatsvernunft und des Staatswillens, also gewissermaßen Ideen, daher man sehr richtig in Frankreich sagt, le roi ne meurt pas. Kannst Du es ihnen nun verdenken, daß sie sich mit ähnlichen Ideen umgeben wollen? Aber wo sollen sie dergleichen finden? Gewiß nicht in unserm Stande, denn wir sind nur Einzelnheiten, die

nur ſich ſelbſt repräſentiren; daher wir auch etwas ſeyn müſſen, um etwas vorzuſtellen. Der Adliche hingegen repräſentirt das Verdienſt aller ſeiner Vorfahren, iſt mithin auch mehr Idee als Perſon und deßhalb zur Umgebung der Herrſcher geeignet. Da nun aber dieſe Idee immer wichtiger wird, jemehr Verdienſt ſie repräſentirt, d. h. jemehr der Adliche Ahnen hat, ſo iſt es wohl ganz natürlich, daß die Fürſten, da ihnen die Wahl frei ſteht, nur die gewichtigern in ihre Nähe laden. Hm, ſagte Gabriel, alſo ein Ball von lauter Ideen? Allerdings, erwiederte ich in der Freude meines Herzens, daß er ſo gut in meine Idee einging. Der Teufel, rief er aus, das iſt ja faſt wie die Engel der Scholaſtiker, die auf einer Nadelſpitze tanzten. Ich aber ſagte verdrüßlich, wie des Schuſters Rabe, oleum et operam perdidi, und ließ ihn ſtehen. Sie ſehen aus dieſem Zuge, daß der Adel hier wieder, wie ich ſchon früher erwähnt habe, im Preiſe geſtiegen iſt, doch zu einer bedeutenden Höhe kann er ſich nicht mehr erheben, weil ſein Hauptverdienſt, der Reichthum, in den Umwälzungen der letzten dreißig Jahre verſchwunden iſt, und er jetzt ſchon den Grundbeſitz wenigſtens zur Hälfte mit dem höhern Bürgerſtande

theilt. Da ich einmal den Grundbesitz erwähnt habe, so muß ich Ihnen sagen, daß Italien in dieser Hinsicht gar sehr von Deutschland abweicht. Im ganzen Lombardisch-Venetianischen Königreiche hat der Bauer, abgesehen von den wenigen Ausnahmen, kein Landeigenthum, sondern der Städter, sey er nun vom Adel oder aus dem Bürgerstande, ist im Besitz desselben. Das Verhältniß des Bauers zu dem Grundherrn ist ein dreifaches: entweder er ist bloßer Verwalter, oder ist Pachter in unserm Sinne, oder, was am gewöhnlichsten seyn soll, das Ganze ist ihm unter der Bedingung überlassen, die Hälfte alles Ertrags dem Herrn abzugeben. Da bei dem geringen Verkehr die Verwandlungen der Kapitalien in Grundbesitz wünschenswerth ist, und das Gesetz die Theilung der Güter begünstigt, so ist es begreiflich, daß die reichsten Grundherrn es nicht über 150,000 Franken (kaum 57,000 Gulden) jährlicher Einkünfte bringen. Der Umstand, daß die Städter im Besitze des Landeigenthums sind, ist die Ursache, warum der größte Theil der wohlhabenden Städtebewohner einige Monate des Jahres auf dem Lande zubringt. Man geht zweimal aufs Land, einmal im Monat Mai zur Seidenernte, und dann

gegen Ende September zur Weinlese. Dieß Letztere ist die eigentliche villeggiatura der Italiäner, die, weil zehn bis zwanzig Familien in einem Dorfe, oder in naher Nachbarschaft Besitzungen haben, und sich also zusammen finden, mit Belustigungen und Festen aller Art, und mit nicht geringem Aufwande verbunden ist. Vormals trieb man dieß bis zur Raserei, und manche Familie, die während der sechs Wochen dieses Landlebens die Einkünfte des ganzen Jahres verschwendete, ging dadurch zu Grunde; aber der in so mancher Hinsicht heilsame Druck der Zeiten hat auch hierin die Menschen zur Mäßigung zurückgeführt. Warum nicht wenigstens der Adel, den kein bürgerliches Geschäft in der Stadt zurückhält, den ganzen Sommer auf dem Lande zubringt? Was sollten sie bei einer Hitze von 21 bis 28° R. auf dem Lande machen, wo es weder Wälder, noch schattige Gärten giebt? Haec hactenus; ich schreibe Ihnen noch einmal aus Verona: indessen leben Sie wohl.

Vierter Brief.

Verona, d. 1sten December.

Wohlehrwürdiger Freund.

Ich bin überzeugt, daß bei Empfang dieſes Briefes Sie zu ihrer liebwertheſten Ehefreundin ſagen werden: Mein Kind! wieder ein Brief aus Verona; nun werden wir doch endlich etwas von dem Kongreſſe hören; worauf die hochgeſchätzte Frau Paſtorin ohne Zweifel erwiedert: Es ſoll mir lieb ſeyn, mein Kind, wenn Du recht viel zu leſen haſt, ſo wird unterdeſſen das Fleiſch gar, das ich heute ein Bischen ſpät aufgeſetzt habe. Solchen Zwieſprach werden Sie unſtreitig halten. Ihre Frau ſoll auch ihres Wunſches theilhaftig werden, denn, wo ich nicht eines plötzlichen Todes verfahre, ſollen Sie von zehn Uhr, wo gewöhnlich der Bote mit den Zeitungen und Briefen aus der Stadt zurückkommt, bis Schlag zwölfe zu leſen haben. Aber mit Ihrer Hoffnung wird es windig ausſehen, denn vom Kongreſſe im eigentlichen Sinne d. h. von den Verhandlungen über das nächſte Schickſal Europa's, weiß ich Ihnen nichts zu ſagen. Dieſe Verhandlungen haben wahrſcheinlich ſchon ihr Ende erreicht:

denn mehrere Diplomaten ſind ſchon abgereiſt, und einer (der Fürſt Hardenberg) iſt ſogar mit Tode abgegangen.

Der Tod dieſes Fürſten iſt wohl Manchen hier nahe gegangen, unter andern auch einem Zahnarzte, den ich dieſen Morgen bei der oft gedachten Dame traf. O! wie ſchade, ſagte er; ich habe dem trefflichen Herrn erſt vor kurzem eine Raufe (ratelier, d. h. eine ganze künſtliche Kinnlade mit allen Zähnen) gemacht; er war ſo ſehr damit zufrieden, und nun hat er ſie nur ſo kurze Zeit brauchen können. Er hat noch zwei andere bei mir beſtellt; glücklicher Weiſe iſt ſein Sekretär Zeuge der Beſtellung und der Uebereinkunft geweſen, und ich hoffe alſo, daß man ſie mir bezahlen wird. Auf die Bemerkung der Dame, daß dieſe Forderung doch nicht ganz billig ſey, gab er zur Antwort: que voulez-Vous, Madame? il faut que les morts payent pour les vivans. So unvernünftig dieſe Maxime auf den erſten Anblick ſcheint, ſo viel Wahrheit enthält ſie doch. Für wen ſammelt der Habſüchtige ſeine Schätze? für ſeine Erben. Für wen erwirbt der Ehrgeizige ſeinem Hauſe Glanz? für ſeine Kinder und Enkel. Für wen unterjocht der

Eroberer fremde Völker? für seine Nachfolger. Für wen endlich arbeiten wir, deren Wirkungskreis doch von allen der geistigste ist, nämlich das Gebiet der Wissenschaft und der Kunst? für die kommenden Geschlechter. Kann man nicht also überall sagen, die Todten haben mit ihren Sorgen und Anstrengungen die Wohlfahrt der Lebenden bezahlt? Aber das ist eben das Große im Menschen, daß er, wohl wissend, wie wenig ihm von den Früchten seiner Mühe zu Gute kommen werde, dennoch fortarbeitet, und sich mit dem bloßen Bewußtseyn, dieß oder jenes gethan oder hervorgebracht zu haben, begnügen kann. O, sagte Gabriel, als ich ihm diese Gedanken mittheilte, Du bist auf ganz falschem Wege, Lebrecht. Es ist keinesweges die bloße Idee, die den Menschen zur Thätigkeit antreibt, sondern es ist einzig die Hoffnung auf Genuß, auf den Genuß nämlich, den die Sättigung einer Begierde oder die Erfüllung eines Wunsches allezeit gewährt; und der Mensch ist aus keinem andern Grunde thätig, als das Thier, das nach Raub ausgeht. Daß die Früchte seiner Thätigkeit großentheils an Andere kommen, ist eine weise Einrichtung der Natur, die wohl wußte, daß der Mensch an und für sich selbst

ein Faulthier ist, und es daher auch für nöthig hielt, ihn sogar zur Hervorbringung von seines gleichen durch das Vergnügen zu locken. Du wirst mir nicht entgegen setzen, daß der Mensch oft Werke unternimmt, wann er schon nach dem Laufe der Natur ihre Vollendung, also auch den Genuß davon nicht mehr hoffen kann. Er thut es doch, denn er glaubt nicht an seinen nahen Tod, wenn er auch den einstigen glauben muß. Hoffte nicht der gute Fürst noch drei ganze Kinnladen zu verbrauchen? Was kannst Du darauf sagen? Ich hätte wohl vieles darauf sagen können, aber ich mochte nicht: denn es verstimmt mich jederzeit, wann Gabriel den Menschen herabsetzt, da wir doch nichts Vernünftigeres auf der Welt kennen.

Sind mir aber auch die Verhandlungen des Kongresses verborgen geblieben, so habe ich doch den Kongreß selbst, ich meine die verhandelnden Diplomaten, großentheils ziemlich nahe gesehen. Große Männer, mein wohlehrwürdiger Freund, wahrhaft große Männer, die einen mit Ehrfurcht erfüllen! Eine Sicherheit in ihrem Betragen, die ein bescheidenes Bewußtseyn ihrer Unfehlbarkeit andeutet, eine Leichtigkeit, als wäre das Schicksal

der Welt, das ſie auf den Schultern tragen, nicht ſchwerer; denn ein Bündel Heu, eine Leutſeligkeit, als hätten ſie nicht mehr zu ſagen, denn ein Rathsherr zu Schilda oder Polkwitz, und eine Gegenwart des Geiſtes, die jede noch ſo drohende Gefahr abzuwehren weiß. Von dem Letztern habe ich neulich ein merkwürdiges Beiſpiel geſehen. Zu einer Abendgeſellſchaft war die Mehrzahl der Diplomaten, Preußen und Engländer ausgenommen, eingeladen worden, und unter andern auch der, qui nutu totum tremefacit Olympum, ich meine den diplomatiſchen Olymp. Während einer Pauſe, die die Muſik machte, mit der einige Liebhaberinnen und Künſtler die Geſellſchaft bewirtheten, nahm ein kleiner Diplomat (ich meine klein von Wuchs) jenen Jovem unter den Arm und führte ihn abſeits, vermuthlich um der Verſammlung einen Beweis zu geben, daß auch zwiſchen Staatsmännern die göttliche Freundſchaft beſtehen könne. Sie blieben vor einem Spiegel ſtehen, und der Kleine ſprach mit großer Lebhaftigkeit; Jupiter aber, gewohnt auch das Größte mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit anzuhören, zog einen Kamm aus der Taſche, und begann ſeine Haare in Ord-

nung zu bringen. Ich verwandte kein Auge von ihnen, um zu ſehen, was der Kleine nun thun würde; denn die Gefahr, das werden Sie mir zugeben, war groß und dringend. Jenes Kämmen hatte offenbar den Anſchein der Geringſchätzung: denn es konnte andeuten, das Geſpräch ſey eben nicht intereſſant und ein halbes Ohr hinreichend; oder, man ſey nicht gewohnt, ſich dem Sprecher gegenüber Zwang anzuthun, oder etwas Anderes dergleichen. Brach nun der Kleine die Unterhaltung ab, und ging davon, ſo gab er zu verſtehen, er betrachte das Kämmen auch als eine Geringſchätzung, und dann war es wirklich eine; that er, als bemerkte er es nicht, und ſprach ungehindert weiter, ſo konnte es ſcheinen, als ſey er gewohnt und genöthigt, ſich dieſe Art von Behandlung gefallen zu laſſen. Was glauben Sie, daß er that? er nahm ſeine zehn Finger, und fuhr damit in die Haare, und richtete ſie von den Seiten nach oben, und durch dieſen genialen Entſchluß war die Gleichheit wieder hergeſtellt, denn nun deutete das Ganze nichts weiter als gegenſeitige Vertraulichkeit an. Und noch auf eine Feinheit dabei muß ich Sie aufmerkſam machen. Unſtreitig hatte der Kleine eben

so gut einen Kamm bei sich wie Jupiter; hätte er sich aber desselben bedient, so hätte es Absichtlichkeit verrathen, und das errathene Bestreben hätte seinen Zweck verfehlt; doch nun, da er seine zehn Finger gebrauchte, gewann es den Anschein einer bewußtlosen Handlung der Gewohnheit, der man sich nur einem Nied'rern, oder einem Freunde gegenüber hingeben darf. Gestehen Sie, mein wohlehrwürdiger Freund, Keiner von uns Beiden wäre darauf verfallen: man muß in der großen Welt erzogen worden seyn, um die Gegenwart des Geistes zu erlangen, die eine der vorzüglichsten Eigenschaften des Staatsmannes ist, und ihn würdig und fähig macht, das Schicksal der Völker zu lenken. Es ist übrigens eine gar sonderbare Erscheinung, eine Gesellschaft solcher Staatsmänner bei einander zu sehen. Da wird von nichts gesprochen, als von Sängern und Sängerinnen, Tänzern und Tänzerinnen, von Opern, Balletten, Concerten, Bällen, Festen u. s. w; man sollte schwören, sie hätten nichts im Sinne, als dergleichen Kleinigkeiten, und doch weiß man, daß sie unaufhörlich beschäftigt sind, die schwersten Fragen aufzulösen, die einflußreichsten Meinungen gegen einander abzuwägen, die Folgen-

eihe der Urſachen und Wirkungen auf Jahrhunder
e hinaus zu berechnen, was noch ſchwerer iſt, als
inen hundertjährigen Kalender zu verfaſſen. Ich
laube, wenn wir den zehnten Theil dieſer Pflichten
nd mithin auch der Verantwortlichkeit übernehmen
nüßten, es wäre ſogar um die Ruhe unſerer Nächte
ethan: und dieſe Herrn ſchlafen ſo ruhig, wenn
e nicht etwa Zahnſchmerzen oder Kolik haben. O,
ein wohlehrwürdiger Freund, es iſt eine ſchöne
Sache um einen ſtarken Geiſt.

Aber was macht Ihr denn immer noch in
Verona, wenn Ihr nicht einmal erfahren könnt,
as um und neben Euch Wichtiges vorgeht? So
erden Sie wahrſcheinlich fragen, und Sie haben
Recht: wir aber auch. Die ſchon mehrmals erwähnte
Dame gedenkt gleich uns von hier aus die Reiſe nach
Rom und Neapel zu unternehmen; und da eine ſolche
Reiſe in Geſellſchaft angenehmer und auch ſicherer
t, ſo ſind wir Willens, uns an ſie anzuſchließen,
e aber kann Verona nicht vor dem Schluſſe des
Kongreſſes verlaſſen. Indeß auch dieſer Zeitpunkt
t, Gott ſey Dank, nicht mehr über vierzehn Tage
ntfernt. Ich ſage, Gott ſey Dank: denn die ſchö-
nen Tage ſind vorbei. Seit Mitte November hat

der eigentliche Herbst begonnen; die Bäume stehen entlaubt, Nebel und Regen wechseln mit einander ab, die Sonne gehört unter die seltenen Erscheinungen, und die Höhen der Berge sind schon ganz mit Schnee bedeckt. Freilich ist es bis jetzt noch immer warm genug gewesen, um beim Ausgehen höchstens einen leichten Ueberrock zu brauchen, aber darin eben besteht das Gefährliche des hiesigen Klima's. Bei der warmen und schweren Luft geräth man leicht in Schweiß, und kommt man dann in die kühlen, meist mit Zugluft versehenen Zimmer, so ist eine Erkältung unvermeidlich. Ich selbst leide seit acht Tagen an einem Flusse im Rücken und in den Schultern, der keinem der gewöhnlichen Mittel weichen will. Der gemeine Italiäner trägt schon den Tabarro, d. h. einen Mantel ohne Aermel, so wie man sie noch vor dreißig Jahren bei uns trug, dessen rechten Zipfel er über die linke Schulter wirft. Ich konnte anfangs nicht begreifen, warum die so angethanen Figuren mir eine Art von Schauder, ja ich möchte sagen, Furcht einflößten, und ich, wenn ich einen solchen Tabarro hinter mir erblickte, unwillkührlich stehen blieb, um ihn vorbei zu lassen. Nun bin ich dahinter gekommen; es rührt nämlich

von nichts Anderm her, als daß man auf unſern Theatern ehemals die italiäniſchen Banditen, z. B. Abällino und Conſorten, in ſolchen Mänteln vorſtellte. Sieh, ſagte ich zu Gabrielen, wie magſt Du es nun dem Volke verübeln, daß es ſich vor Teufeln, Hexen und Geſpenſtern fürchtet, da mich ein bloßer Mantelwurf durch die Idee ſchreckt, die ich in meiner Jugend damit zu verbinden mich gewöhnt habe. Wie viel lebendiger, als die italäniſchen Banditen vor meiner Phantaſie, ſtehen jene Spukgeſtalten vor der des gemeinen Mannes! wie ſollen ſie ihm nicht Furcht und Grauſen einflößen? Ueberhaupt, fuhr ich fort, nachdem Gabriel ſich etwas derb gegen den Geſpenſterglauben geäußert hatte, der Aberglaube iſt die Poeſie des Volkes, und wie wir der Dichtkunſt zu unſerm Troſte bedürfen werden, ſo lange wir das Ganze des Lebens und der Welt nicht faſſen, ſo wird das Volk ſeinen Aberglauben nicht entrathen können, ſo lange ihm die eigene wie die umgebende Natur ein Räthſel bleibt. Nun aber fragt es ſich, werden wir jemals dahin kommen, das Ganze des Lebens und der Welt zu begreifen? Ich glaube, nein; und folglich wird und

muß natürlich auch das Volk seinen Aberglauben behalten.

Da ich einmal auf den Aberglauben gerathen bin, so lassen Sie mich, mein wohlehrwürdiger Freund, noch eines damit nahe verwandten Punktes erwähnen. Sie wissen, wie ächt protestantisch ich gesinnt bin, wie abhold jeder Kirche, die eine Herrschaft über die Gewissen ihrer Jünger ausübt, und ihnen einen Glauben als Bedingung ihres zeitlichen und ewigen Heiles vorschreibt. Dennoch ertappe ich mich zuweilen, seit ich mitten unter lauter Katholiken lebe, auf Empfindungen, die der katholischen Kirche günstig sind, ich möchte sagen, zu ihr hinneigen. Das Geläut bei uns — ich meine das gewöhnliche, nicht die poetische Abendglocke — ist durch seine Einförmigkeit unglaublich ermüdend, ja ich dürfte wohl sagen, niederschlagend; und ob ich schon auf einem Kirchhofe geboren, und zum Theil erzogen worden bin, habe ich mich doch nie damit befreunden können. Hier hingegen ist es eine Art Glockenspiel, das mittelst eines Rades in Bewegung gesetzt, eine förmliche, wenn auch einfache Melodie hören läßt, und zwar in lau-

ter Molltönen, die dem zur Schwermuth Geneigten eine gewisse Sehnsucht nach einem unbekannten Gute einflößen. Geht man nun in dieser Stimmung bei einer Kirche vorüber, und sieht Greise und Jünglinge, Mädchen und Matronen mit ihren schwarzgebundenen Gebetbüchern still und ernst dahin wallen, und hört die Orgel und den Chorgesang drinnen, und erblickt durch die sich öffnende Thüre die ernste Dämmerung, in der die Kerzen des Hochaltares wie eben so viele Hoffnungssterne schimmern, so fühlt man sich unwillkührlich hineingezogen, als wäre dort das Gut zu finden, nach dem man sich sehnt; und ich gestehe Ihnen, daß ich schon einigemal einer Messe mit Andacht beigewohnt habe. Gestern früh höre ich Tumult auf der Straße; ich trete ans Fenster; aus der Querstraße gegenüber kommt ein Zug Priester in feierlicher Prozession, mit brennenden Kerzen und mit Gesang, sie tragen das Sakrament zu einer Frau neben uns, die, an den Folgen der Entbindung tödlich danieder liegend, die letzte Oelung empfangen soll. Auf den Ton der Glocke, welche die Nähe des Hochheiligen verkündigt, öffnen sich die sonst immer verschlossenen Thüren der Häuser, Frauen und Mädchen mit Kindern an

der Hand treten hervor und knieen, die Hände faltend, auf die Schwelle. Alles, was sich auf der Straße befand, besonders Frauenzimmer, aber auch Männer, die in ihren Tabarro gehüllt eilig daher kamen, alles kniete auf den unsaubern Rand der Straße und verehrte still betend den Leib des Heilandes. Da stand ich und schaute zu, und eine Thräne rollte aus diesem und eine andere aus dem andern Auge. Warum? warum? fragte ich mich, als ich es gewahr wurde, und trat vom Fenster zurück. Diese Empfindungen, die man, ich weiß nicht warum, Andacht nennt, da man doch gar nichts dabei denkt, sind also ansteckend, wie das Lachen, das Weinen, das Gähnen. Ein Dichter hat gesagt, das Geisterreich schläft unter einer leichten Decke, doch das Sinnenreich gewiß unter einer noch leichtern. Es bedarf nichts als Glockenton, Chorgesang, brennende Kerzen, Weihrauchduft, und der alte Adam, der sinnliche Mensch, der statt Gedanken und Ideen nur Empfindungen und Gefühle hat, hebt sein Haupt wieder empor, und entreißt in einem Augenblicke der Vernunft die Herrschaft, die sie in jahrelangem Kampfe über ihn errungen hat, und die allein den Menschen berechtigt, sich für

ewig zu halten. In dem Augenblicke, wo die Phantasie durch eine solche kirchliche Feierlichkeit angeregt ist, hat man es gänzlich vergessen, daß diese Feierlichkeit derselben Kirche angehört, aus deren Schoos die Hierarchie mit ihren Grundsätzen der Finsterniß, das Ketzergericht mit seiner Mordlust, die Gesellschaft Jesu mit ihrer zerstörenden Sittenlehre hervorgegangen ist. Dieß alles hat man vergessen, eben weil die Vernunft und mit ihr alles Wissen alsdann aus dem innern Rathe verwiesen ist. So stehen wir denn jede Stunde in Gefahr, in die Tiefe zurück zu sinken, aus der eine weise Erziehung und eigne Anstrengung uns empor gezogen haben, und der Thron der Vernunft steht auf einem dünnen Boden, unter dem das Feuer der Sinne gährt. Darum sagt die Schrift wohl mit Recht: Wachet und betet, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet, denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Ich denke mir nun einen Menschen, in dem die Vernunft nie eine entschiedene Herrschaft errungen hat, deß Inneres immer noch ein streitiges Gebiet bald dem denkenden, bald dem fühlenden Wesen angehört, bei dem vielleicht noch ein großer Verlust oder ein Vergehen die innere Gährung vermehrt,

und der unmöglich den Frieden finden kann, weil es der einzigen innern Friedensstifterin, der Vernunft, an Macht gebricht. Eine Reise soll ihn zerstreuen; er kömmt nach Italien; Madonnen und Magdalenen, Christusköpfe und Märtyrergestalten erfüllen seine Einbildungskraft; kirchliche Feierlichkeiten erregen und steigern sein Gefühl; und dieß alles wird immer häufiger, je mehr er sich dem Mittelpunkte des Katholicismus nähert. Endlich gelangt er nach Rom, wo alles, was im Raum und in der Zeit ist und wird, ihm entweder die Nichtigkeit alles Irdischen, oder die Herrlichkeit der allein selig machenden Kirche predigt; ein gewandter Heiden- und Ketzerbekehrer findet sich von ungefähr auf seinem Wege, und beweist ihm, daß entweder in dieser Kirche oder nirgends auf Erden der Friede zu finden sey. Was Wunder nun, wenn er einem Glauben entsagt, bei dem er sein Glück nicht fand, und sich dem zuwendet, durch den er es zu finden hofft? Bedauern muß man solch einen Schwachen, aber nicht ihn verdammen. Nur, wenn er das Licht der Wissenschaft und Bildung, die er im Schoose des Protestantismus erworben hat, und außerhalb desselben nie hätte erwerben können, wenn er dieß

Licht als Pechfackel gebraucht, um zu Gunsten der katholischen Kirche das Gebäude der protestantischen in Brand zu setzen, dann ist er ein Rabensohn, der, um mich eines Bildes zu bedienen, mit dem Gute, das ihm seine freigebige Mutter geschenkt, den Rechtsstreit seiner Buhle gegen diese gütige Mutter führt, und es wohl verdient, daß er vor Mitwelt und Nachwelt geistig gebrandmarkt werde.

den 4ten December.

Je mehr die Natur an Reizen verliert, je düsterer der Himmel wird — und wir haben jetzt eine wahre tropische Regenzeit — desto eifriger bemüht man sich, den anwesenden hohen Herrschaften ihren Aufenthalt durch Feste angenehm zu machen. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen diese Feste beschreiben werde, denn ich weiß wohl, ehe Sie diesen Brief erhalten, haben die Zeitungsschreiber schon ihre Schuldigkeit gethan. Uebrigens wer beschreibt, der lügt, weil er unwillkührlich durch kleine Zudichtungen der todten Beschreibung das Leben der Wirklichkeit einzuhauchen strebt. Damit Sie aber nicht glauben, Stumpfheit oder philosophische Verachtung alles Sinnlichen habe mich abgehalten, einen Zu-

schauer abzugeben, so muß ich Ihnen doch etwas davon sagen. Das anziehendste von allen war unstreitig das Fest, das man am 24sten November den Menschen in dem Amphitheater gab. Gabriel und ich hatten schon vorher viel darüber gesprochen, welch ein herrlicher Anblick es seyn würde, das Amphitheater ganz besetzt zu sehen, wie viel Menschen dazu gehören möchten, um den ungeheuern Raum auszufüllen und dergleichen mehr. Gabriel, sagte ich unter andern, der größte Spaß wäre doch, wenn Jeder sich vor dem fürchterlichen Gedränge fürchtete, das dort entstehen könnte, und auf diese Weise Niemand käme. Nun fürwahr, erwiederte Gabriel, in dieser Welt mußt Du wohl auf einen solchen Spaß Verzicht thun, denn die Menschen müßten von anderem Schrot und Korne seyn, wenn dieser Fall eintreten sollte. Aber was er auch sagen mochte, der Gedanke fing mich an ernstlich zu beschäftigen; ich hatte es zwar einen Spaß genannt, aber es wäre nichts weniger, als das, für mich gewesen, weil ich mich gewaltig auf diesen Anblick freute. Ich ging nun fast täglich hin und besah mir die engen Eingänge und Treppen, und meine Furcht wuchs mit jeder Besichtigung. Es ist un-

möglich, ſagte ich zu mir ſelbſt, daß ein vernünftiger Menſch dieſe Eingänge anſehe ohne an das furchtbare Gedränge zu denken, das hier nothwendig entſtehen muß, ohne vor dieſem Gedränge zu ſchaudern, ohne den Entſchluß zu faſſen, wegzubleiben. Endlich verfiel ich doch auf eine Idee, die mir nicht geringen Troſt gewährte. Wenn Jeder, dachte ich, vorausſetzt, daß alle Uebrigen gleich ihm ſelbſt das Gedränge fürchten, und deßhalb nicht hingehen werden, ſo wird Jeden die Luſt anwandeln, Zeuge des ſeltſamen Auftritts zu ſeyn, den das Wegbleiben aller Zuſchauer nothwendig zur Folge haben wird: geht dann Jeder hinein, um das leere Amphitheater zu ſehen, ſo wird es ſich eben ſo gut anfüllen, als wenn jeder käme, um das volle zu ſchauen. Freilich, fuhr ich fort, könnte Jeder gleich mir auf denſelben Gedanken gerathen, und in der Vorausſetzung könnte ſich Jeder dem Schauſpiele entziehen, und das Amphitheater bliebe doch abermals leer. Hm, dachte ich endlich, es iſt wohl eine ſchöne Sache um das Denken, aber zur Ruhe und folglich zum Glücke des Menſchen trägt es eben nicht bei; und als ich ſah, daß jene beiden Vorausſetzungen zur unendlichen Reihe werden würden, wenn

man sie weiter verfolgte, so beschloß ich meine Voraussetzungen fahren zu lassen, und ruhig das Ereigniß abzuwarten; was ich auch, wie ich hinterher einsah, gleich anfangs hätte thun können. Es war ein Sonntag, und der letzte schöne Tag, den wir gehabt haben; eine Menge Menschen hatte sich aus der Umgegend eingefunden; Verona selbst enthält eine nicht geringe Anzahl, die jetzt noch durch Fremde und eine verstärkte Besatzung vermehrt ist. Das Drängen war fürchterlich, wir wurden die Treppe gleichsam hinaufgetragen, und ich hatte alle Zeit, mich bei meinen Nachbarn zu erkundigen, ob sie kämen, das volle oder das leere Amphitheater zu sehen; aber ich wurde bald an ihrem Erstaunen oder ihrem Lachen gewahr, daß sie auch nicht eine Ahnung meiner Spekulationen angewandelt hatte; ja einer sagte sogar zu seinem Nachbar: è matto (er ist verrückt). Da dachte ich an Werthers Ausspruch: Glücklich sind die, die, wann die Blätter fallen, nichts weiter denken, als daß der Herbst kommt. Endlich waren wir oben an dem Aus- oder Eingange angelangt; aber da standen zwei Grenadiere mit gekreuzten Gewehren, und jenseits ein Mann in Uniform, der unaufhörlich den Heraufdrängen-

den zuſchrie: non c'è luogo! non c'è luogo (es iſt kein Platz hier). Weder das Vorzeigen unſerer Einlaßzettel, noch das Unterhandeln mit dem Beamten (wiewohl es in deutſcher Zunge gepflogen wurde) konnte uns Bahn machen. Endlich bemerkten wir, daß das ziemlich breite Geſims der Thüre noch frei war, und da die abgeſtuften Sitze die beiden Seiten des Eingangs bilden, ſo war es nicht ſchwer, dieß Geſims zu erreichen. Wir ſchwangen uns alſo vor den wachhabenden Helden auf die nächſten Stufenſitze und gelangten von dort an den erwähnten ſehr günſtigen Platz. Welch ein Anblick, mein wohlehrwürdiger Freund! Der ganze ungeheure trichterförmige Raum, ſo dicht mit Menſchen beſetzt, daß auch nicht eine Eidechſe hätte dazwiſchen durchſchlüpfen können, und dieſe Menge, wenigſtens 40,000 an der Zahl, ſo geordnet, daß Jeglicher ſie ganz überſehen konnte, und ſo ſymmetriſch aufgeſtellt, daß ſie dem mathematiſchen Sinne ein äußerſt wohlgefälliges Bild gewährte. Was den Eindruck noch verſtärkte, war die unvermeidliche Erinnerung an das Alterthum, das in dieſer Scene eine Art von Auferſtehung feierte, und dann der Gedanke, daß man dieſes Anblicks nur gerade hier, und

nur bei dieſer Gelegenheit theilhaftig werden konnte, denn nur hier iſt ein ſo wohl erhaltenes Amphitheater, und nur die Anweſenheit ſo hoher Gäſte konnte zu einer ſolchen Verſammlung Anlaß geben. Auf der andern Seite wurde aber der Anblick dadurch geſchmälert, daß man den Zuſchauern auch den größern Theil der Arena eingeräumt und nur in der Mitte derſelben einen kreisförmigen Platz frei gelaſſen hatte, wodurch die wahre Form des Amphitheaters dem Auge entzogen wurde. Rechnet man die Menſchen, die in der Arena ſtanden, und die geſchloſſene Reihe von Kriegern (eine wahre Corona der Alten), womit man den oberſten Rand des Gebäudes beſetzt, oder vielmehr geſchmückt hatte, ſo mag ſich die Zahl der anweſenden Menge wohl auf 50,000 belaufen haben: der Podestà behauptet zwar 60,000; allein ich glaube 10,000 thut er aus eigner Machtvollkommenheit hinzu, oder er rechnet die noch mit, die hätten kommen können, wenn ſie gewollt und Platz gefunden hätten, denn gewiß 10,000 von den Einwohnern Verona's ſind nicht darin geweſen. Das Schauſpiel ſelbſt — ich nehme hier das Wort im weitern Sinne — war unbedeutend, und ſollte wohl auch nichts mehr ſeyn,

als ein Vorwand, unter dem man dieſe Menge auf einen Punkt verſammeln wollte: denn ſie, dieſe verſammelte Menge, war eigentlich das Schauſpiel, das man den Monarchen zu geben wünſchte. So war denn jeder zugleich Schauſpieler und Zuſchauer, und deßhalb auch ſein eigner Schauſpieler und ſein eigner Zuſchauer: dehnt man nun dieß auf das Ganze aus, ſo kann man ſagen: indem die Menge ſich ſelbſt anſchaute, ward ein Schauſpiel, und dieß macht es einigermaßen begreiflich, wie, nach der neuern Philoſophie, die Welt durch Selbſtanſchauung Gottes entſtanden iſt. Eine ächt menſchliche Scene, ſagte ich zu Gabrieln: denn wie hier zur Menge, ſo verhalten wir uns auch zur ganzen Menſchheit: wir ſind die Atomen derſelben und tragen Jeglicher zu ihrer Fortdauer und Entwickelung bei, wogegen wir die Vergünſtigung genießen, dem großen Weltſchauſpiele eine Stunde lang, ich meine dreißig bis vierzig Jahre, zuzuſehen; und dort wie hier ſind wir Mitſpieler und Zuſchauer zugleich. Ja, ſagte Gabriel, nur daß dort das Mitſpielen meiſt etwas beſchwerlicher iſt als hier: der Eingang war hier freilich nicht viel bequemer, als der Eingang in die Menſchheit, aber der Ausgang, denke ich, ſoll um

vieles leichter ſeyn, es müßte denn noch ein Erdbeben ſich ſpüren laſſen. Hilf Himmel, daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Jetzt fiel mir auf einmal Sodom und ihre Schweſtern, die Stadt Helice, das Gymnaſium zu Sparta, Pompeji und Herkulanum, Liſſabon und Meſſina, und kurz alles ein, was jemals das Opfer eines Erdbebens geworden iſt. Das iſt das Schlimme des hiſtoriſchen Wiſſens, daß einem zu jeder unglücklichen Möglichkeit ſogleich eine Menge Beiſpiele einfallen, die ſie zur Wahrſcheinlichkeit erheben. Verband ich nun mit den angeführten Beiſpielen die Erinnerung, daß der Boden Italiens überhaupt vulkaniſch iſt; daß ja das dritte Stockwerk gegenwärtigen Amphitheaters durch ein Erdbeben zerſtört worden ſeyn ſoll; daß wir endlich erſt vor wenig Tagen die Nachricht von einem neuen Ausbruche des Veſuv's erhalten hatten: ſo ſah ich gar nicht ein, warum nicht in dieſem Augenblicke ein Erdbeben entſtehen ſollte. Es war mir fortan unmöglich, auf das, was Aller Aufmerkſamkeit auf ſich zog, Achtung zu geben; ich war einzig beſchäftigt mit dem Gedanken, daß funfzig tauſend Menſchen, wovon die Hälfte erſt am Eingange des Lebens ſtand, hier ein unvermuthetes

Grab finden sollten, wie dann manche Braut den Bräutigam, manche Gattin den Gatten, manches Häuflein Kinder Vater und Mutter, mancher Greis den Sohn, die Stütze seiner Schwachheit, vergebens erwarten würde. Und wie leicht haben sich wahrscheinlich, dachte ich bei mir selbst, die Anwesenden gestern oder heute von ihren Lieben getrennt, vielleicht ihnen kaum Lebewohl gesagt, weil eben eine Wolke des Zwistes den Himmel der Liebe getrübt hatte — und sie sollen sich nicht wiedersehen! Nein, hätte ich eine Frau, ich würde sie überall hinbegleiten, theils aus andern Gründen, theils aber auch und hauptsächlich, um mit ihr zu versinken, im Fall ein Erdbeben sie ereilen und in seine Zerstörung hinunter raffen sollte. Solcherlei Gedanken beschäftigten mich; und als kurz darauf die Monarchen den Schauplatz verließen, that ich ein Gleiches, und betrübte mich über den Leichtsinn der Menschen, die noch da blieben, als wenn die Gefahr gar nicht denkbar wäre.

Am folgenden Abende gab die Stadt zu Ehren des Kaiserlichen Paares eine Erleuchtung, die schon früher einmal durch eingetretenen Regen war verhindert worden. Das Wetter war damals noch

nicht wie jetzt, wo man mit Shakespears Narren sagen kann: Und der Regen regnet jeglichen Tag; desto mehr hatte der damalige Himmelserguß den Anschein der Absichtlichkeit: er dauerte jedoch nur die eine Nacht, und hätte man die Erleuchtung am folgenden Morgen veranstalten wollen, so hätte man das alte Epigramm: Tota nocte pluit, redeunt spectacula mane; Divisum imperium Caesar cum Jove habet, wieder anbringen können. Dießmal aber gelang sie trefflich, denn es regnete nicht, und war doch trübe genug, um das störende Mondlicht abzuhalten. Es gab manchen Punkt, der in der That höchst angenehm auf das Auge wirkte; aber da von allem Unbeschreiblichen eine Erleuchtung wohl das Unbeschreiblichste seyn dürfte, so will ich Ihnen nichts weiter davon sagen. Gestern Abend wurde, abermals zu Ehren Sr. Majestät von Oesterreich, im Theater eine Cantate aufgeführt, die besonders für diese Gelegenheit gedichtet (sit venia verbo) und von Rossini in Musik gesetzt worden war. Eine Unpäßlichkeit, Folge der immerwährend feuchten Witterung verhinderte mich, der Aufführung beizuwohnen, und gern hätte ich auch Gabrielen überredet, zu Hause zu bleiben, denn

ich wußte wohl, was den guten Zornigen dort erwartete. Gabriel, ſagte ich, Du wirſt mir zugeben, daß die Dichtkunſt nichts Anders iſt, als die Hervorbringung eines höhern oder idealen Lebens, d. h. eines ſolchen, das uns nicht mehr als ein wildes Spiel des Zufalls, oder höchſtens als ein muthmaßliches Bruchſtück eines Ganzen, ſondern als ein wirkliches abgeſchloſſenes Ganze erſcheint, als ein Ganzes, wo wir den inwohnenden und bewegenden Geiſt klar erkennen, und daher auch zu beurtheilen vermögen, warum ſich dieſer Geiſt zu ſeiner Offenbarung gerade dieſe Hülle erzeugen mußte. Wenn dem aber alſo iſt, mein gutes Geſchwiſterkind, ſo kannſt Du auch nicht leugnen, daß ein Ereigniß des wirklichen gewöhnlichen Lebens nimmermehr Vorwurf der Dichtkunſt ſeyn kann, daß folglich Gelegenheitsdichtkunſt einen Widerſpruch enthalten würde, mithin unmöglich iſt. Es bleibt alſo, wenn man ein ſogenanntes Gelegenheitsgedicht machen will, nichts weiter übrig, als dem gemeinen Stoffe das Aether- und Sternengewand der Dichtkunſt, ich meine die Frühlings- und Zauberſprache der Poeſie, umzuhängen: das iſt aber ungefähr eben ſo viel, als wollte ſich eine Bauerdirne, die zur Zeit der gre-

ßen Düngerfuhre eben von der Arbeit kommt, mit dem Purpurmantel und dem Diadem einer Königin ſchmücken. Iſt es alſo nicht einleuchtend, daß jedes Gelegenheitsgedicht ſeiner Natur nach langweilig ſeyn muß? Und nun denke Dir gar ein langes Gelegenheitsgedicht, wie eine ſolche Cantate iſt; denke es Dir obendrein in Muſik geſetzt, ſo daß einzelne Theile des hohlen Wörterſpiels zehn- ja zwanzigmal wiederholt werden: und ſage mir dann, ob Du wirklich den Muth haſt, es anzuhören, ohne durch irgend eine Rückſicht der Höflichkeit dazu gezwungen zu ſeyn? Lebrecht, ſagte er, Du redeſt wie der Fuchs, der ſeinen Schwanz in einem Fangeiſen verloren hatte, und deßhalb die Andern bereden wollte, die ihrigen gleichfalls abzuſchneiden: alſo lebe wohl. Damit nahm er ſeinen Hut und ging. Was ich vorher geſehen hatte, traf ein: höchſt unwillig und verſtimmt kehrte er zurück. Abſcheuliches Zeug! ſagte er halb vor ſich; ſtatt Muſik Moſaik, wozu der Componiſt die Stücke aus ſeinen eigenen Opern zuſammen geleſen hat. Nun, ſagte ich, ſollte er ſie etwa aus fremden entlehnen? Nein, er ſollte erfinden, verſetzte der Vetter, oder nicht fünfhundert Dukaten dafür nehmen, wie er

gethan hat. Im Gegentheil, erwiederte ich, hätte er Neues gegeben, so hätte er das Vergnügen des Schaffens und die Freude über die Vollendung in Anschlag bringen, und also einen niedrigern Preis setzen können: so aber hat ihm die Arbeit nur lange Weile verursacht, und ist es nicht billig, daß er sich diese mit bezahlen läßt? Und welche nichtswürdigen Schmeicheleien, fuhr er fort, ohne meine Einwendungen zu beantworten; lies nur, lies, ich bitte Dich. Indem er dieß sagte, gab er mir den gedruckten Text der Cantate; ich durchlief ihn, und fand nichts weiter, als was man einem Herrscher bei einer solchen Gelegenheit zu sagen pflegt. Ich weiß nicht, mein zorniger Vetter, sprach ich dann, wie Du Dich darüber erzürnen kannst? Wie oft sagen wir nicht „es freut mich herzlich, Sie wohl zu sehen;" wollen Sie mir die Ehre erzeigen, mich auf eine Tasse Kaffee zu besuchen?" werde ich morgen das Vergnügen haben, Sie bei N. N. zu sehen?" u. s. w. ohne daß irgend Jemand glaubt, es sey wirklich von Freude, Vergnügen oder Ehre die Rede. Dieß und nichts mehr enthält die Cantate, nur ist es natürlich, daß man sich gegen den Herrscher anderer Redensarten bedient, als gegen seines

Gleichen: ein Morgenländer würde tausendmal mehr sagen, und doch nicht glauben, geschmeichelt zu haben: er hätte es auch nicht, denn es wäre immer nur Styl, hergebrachte Höflichkeit. Was Styl? Was Höflichkeit? fuhr Gabriel dazwischen, Wahrheit soll in des Menschen Munde seyn, und die Redensarten, die Du mir angeführt hast, und deren wir uns freilich aus schändlicher Gewohnheit täglich bedienen, sind nichts als Lügen. Ei, sagte ich, Gabriel, das ist ein hartes Wort und ein ungerechtes, denn nicht alles Nichtwahre ist sofort auch Lüge; ein Mittel giebt es zwischen beiden, das Nichtsbedeutende. Und wenn Du die Höflichkeit nur einen Augenblick mit philosophischer Ruhe betrachten willst, so wird sie Dir eher lobenswerth als tadelnswerth erscheinen: denn was ist sie Anders, als das Moralprinzip angewandt auf den gesellschaftlichen Umgang? Die höchste Forderung, die das Sittengesetz an uns macht, ist die der Selbstverleugnung; wir sollen bei keinem unserer Entschlüsse der Selbstsucht eine Stimme einräumen. Was ist nun aber die Höflichkeit im weitern Sinne Anders, als ein immerwährendes Verleugnen unserer Neigungen, Gewohnheiten, selbstischen Triebe u. s. w. im gesell-

ſchaftlichen Verkehre? Und glaubſt Du, dieß ſey ohne Nutzen für unſere ſittliche Entwickelung? Gewiß nicht; mich dünkt vielmehr, daß bei dem groſſen Einfluſſe der Gewohnheit auf den Menſchen, die Gewöhnung zur Selbſtverleugnung im leichtern Falle uns die Ausübung dieſer Tugend in wichtigern aber auch ſchwerern Fällen minder ſchmerzlich machen müſſe. Hatte ich Recht, mein wohlehrwürdiger Freund?

den 6ten December.

Da ich im Vorigen auf Muſik und Theater gekommen bin, ſo mag auch hier ſtehen, was ich bis jetzt von dieſem Kunſtzweige geſehen und gehört habe. Als wir hier ankamen, war das hieſige Theater in dem Zuſtande, worin es in Landſtädten zu ſeyn pflegt: es war kaum mittelmäßig. Ich vermuthe, daß man die Verbeſſerung abſichtlich unterlaſſen hatte, um die Herren des Kongreſſes nicht zu zerſtreuen. Das war nun gewiß recht löblich; aber es ging auch hier, wie es meiſt bei dem Löblichen zu gehen pflegt, es wurde nicht folgerecht durchgeführt. Einmal war ſchon eine gewiſſe Mademoiſelle Toſi hier, die doch nicht zu den ſchlech-

ten Sängerinnen gehörte, und dann fand ſich allmälig ein, was von bedeutenden Künſtlern in der Nähe war, der Kaſtrat Velutti, der Baſſiſt Galli, der Maeſtro Roſſini, die Signora Catalani, die ſich aber nicht öffentlich hat hören laſſen. Ich weiß nicht, mein wohlehrwürdiger Freund, ob Sie jemals einen Kaſtraten, oder feiner zu reden, einen Soprano gehört haben; bei mir war es der Fall nicht geweſen, und ich wüßte mich auf nichts zu beſinnen, das mich ſo überraſcht hätte. Es iſt ein wunderbarer, außer allem Vergleiche liegender Klang, der fremdartig, als käme er aus einer andern Welt, in den gewohnten Kreis unſerer Empfindungen eingreift. Zu beſchreiben iſt dergleichen nicht, aber Sie können es mir glauben, wenn dieſer Wunderklang durch die Kunſt zum ſchönen Geſange ausgebildet iſt, ſo übt er eine unglaubliche Gewalt über den Menſchen aus. Gabriel, ſagte ich, wenn auf dieſes Leben noch ein zwar verklärtes, aber doch körperliches Daſeyn folgt, und mithin noch eine Sprache nöthig iſt, wenn, wie zu glauben ſteht, die Verklärung den Unterſchied der Geſchlechter vernichtet, ſo, meine ich, werden wir dort in dieſen Tönen reden. Gabriel blieb mir die Antwort ſchuldig; in ſich ge-

kehrt und mit gefurchter Stirne ging er im Zimmer hin und her, so daß ich bemerkte, es gähre irgend etwas in seinem Innern. Endlich brach er los: Es ist ein elend, jämmerlich Ding um den Menschen, der durch seine Vernunft ein Ebenbild des Höchsten seyn könnte, und es nun, auch bei dem besten Willen und eifrigsten Bestreben, doch nicht vermag, sein Göttliches, ich meine die Vernunft, der Tyrannei seiner Sinnlichkeit zu entziehen. Was ist abscheulicher, was ist verruchter, als einen Menschen zu verstümmeln, ihn zu dem vielleicht einzig wahren Lebensglücke und zu der größern Hälfte seiner Bestimmung unfähig zu machen? wo ist ein Bettler, wo ein Kranker, wo ein Gramerfüllter, den man des Mitleids, ja der Thränen werther nennen könnte, als einen solchen Verstümmelten? Nun sehen wir ihn vor uns, diesen Bestohlenen, zu ewiger Verlassenheit Verdammten, sehen ihn und vergessen die Schändlichkeit, die an ihm begangen worden ist, vergessen sein unsägliches Unglück, empfinden statt Hasses gegen die Verbrecher und Mitleids gegen ihn, Lust und Wonne, weil seine Stimme unsere Nerven erschüttert, unsere Sinnlichkeit erregt, dieselbe Stimme, die ein schreiender Zeuge

ſeines Elends iſt. Und wir ſind Menſchen? O Lebrecht! Lebrecht! es iſt ein elend, jämmerlich Ding um uns. Es entſtand eine Pauſe, dann ſagte ich: Du haſt allerdings ganz Recht, mein guter Gabriel, wenn Du jenes Verſtümmeln eine Verruchtheit, und den Verſtümmelten bedauernswerth nennſt; allein darin gehſt Du zu weit, daß Du unſere Luſt an ſeinem Geſange verdammſt. Empfänden wir ſtatt dieſer Luſt nur Mitleid mit ihm, wie Du es forderſt, ſo würden wir ihm nicht unſern Beifall zu erkennen geben, und ihn alſo des einzigen Glücks berauben, deſſen er noch fähig iſt. Warum ſoll uns übrigens nicht rühren und erfreuen, was rührend und erfreuend iſt? Ich muß Dir geſtehen, daß wenn ich dem Sänger wieder geben könnte, was man ihm geraubt hat, ich es, weil es Pflicht wäre, zwar thun, aber doch dabei ſagen würde: ſchade um die ſchöne Stimme. Du haſt Recht, erwiederte Gabriel, und es iſt abſcheulich. Damit verließ er das Zimmer und ich — ich kehre zu meinem Gegenſtande zurück.

Wie von jeher, ſo iſt auch noch jetzt das Theater in Italien ſehr verſchieden von dem, was es jenſeits der Alpen iſt, vielleicht weicht es jetzt noch

mehr von dem unſern ab als ehemals, wiewohl ſich auf der andern Seite das Theater der Ultramontaner ſeit einiger Zeit dem italiäniſchen zu nähern ſcheint. An ernſten dramatiſchen Gedichten oder Trauerſpielen iſt Italien immer arm geweſen, und die wenigen, die es hervorgebracht hat, ſind theils gar nicht, theils nur ſelten auf die Bühne gekommen, weil der tiefe Ernſt, der in dieſer Dichtungsart herrſcht, dem Charakter des Volkes zuwider iſt. Jetzt iſt das Trauerſpiel völlig aus der Reihe der Vorſtellungen verſchwunden; Alfieri's Stücke ſind faſt überall verboten; es giebt keine Schauſpieler mehr für dieſe Gattung, ſo daß, wenn auch der Seltenheit wegen einmal ein Trauerſpiel auf der Bühne erſcheint, es doch nicht anſprechen, viel weniger das Publikum für dieſe Gattung gewinnen kann. Es bleibt alſo nur das Luſtſpiel und die Oper, und dieſe letztere iſt das eigentliche Schauſpiel des Italiäners. Der Italiäner lebt und webt in der Muſik: die Natur hat ihm im Durchſchnitt eine wohlklingendere Stimme verliehen, als man ſie jenſeits der Alpen findet; ſeine an Selbſtlautern reiche Sprache iſt wie beſonders für den Geſang gebildet; ſeine Lebhaftigkeit heißt ihn die ſchnell

hereinbrechende, allerfüllende Empfindung dem langsamen, ruhigen Denken vorziehen. Ich will nicht sagen, daß man hier mehr singt, als bei uns; im Gegentheil vielleicht weniger, denn ich habe z. B. noch keinen Arbeiter bei seiner Verrichtung singen hören; aber des Abends, wann die jungen Leute aus dem Theater kommen, hört man hier auf der Straße richtiger singen, als bei uns in Concerten, ja diese Sänger auf der Straße wiederholen ein Duett oder Terzett mit bewundernswürdiger Genauigkeit in der Manier des Sängers, den sie eben gehört haben. Ich will auch nicht behaupten, daß man sich hier mehr mit Musik beschäftigt als bei uns; aber sie ist hier mehr Bedürfniß als Mode, man ist enthusiastischer dafür, ich möchte auch sagen, man fühlt sie inniger. Dieß alles zusammen macht es, dünkt mich, zur Genüge begreiflich, warum die Oper das Lieblingsschauspiel des Italiäners ist und seyn muß. Dessen ungeachtet ist die Oper kein stehendes Schauspiel, sondern findet gewöhnlich nur in drei verschiedenen Jahresabschnitten statt: zur Zeit des Carnevals, d. h. von Weihnachten bis zum Beginn der großen Fasten, dann nach Ostern, und endlich im Sommer: die beiden ersten

Perioden sind die eigentliche Opernzeit. Ein Unternehmer bringt alsdann das Werk in den Gang: er verschreibt die fehlenden Sänger und Sängerinnen, und schließt mit ihnen einen Vertrag für den Zeitraum, auf den es eben ankommt; er verschafft sich von einem Maestro d. h. einem Komponisten, eine neue Oper, denn es ist wenigstens bei größern Theatern Gesetz, daß in jeder der beiden Hauptperioden ein neues Stück auf die Bühne kommen muß. Gefällt die neue Oper, so giebt man sie unausgesetzt den ganzen Zeitraum hindurch, wo nicht, so nimmt man zu ältern Stücken seine Zuflucht. Im Sommer ist die Oper weit minder glänzend, es treten dann gewöhnlich nur Sänger und Sängerinnen vom zweiten Range auf, denn die vom ersten pflegen dann sich auszuruhen; auch wird dann kein neues Stück gegeben. Außer diesen drei gewöhnlichen Opernzeiten bildet man auch eine Oper bei besondern Gelegenheiten, wo man auf einen bedeutenden Zusammenfluß von Menschen rechnen kann: und hierher sind vorzüglich die Jahrmärkte zu rechnen. Es ist nicht leicht eine Mittelstadt in Italien, die nicht während ihrer Messe, die oft bis vierzehn Tage dauert, eine Oper hätte; selbst in

dem unanſehnlichen Rovigo fanden wir eine, und zwar glänzte dort als prima donna eine Sängerin, die, obgleich die Wonne Venedigs, doch dieſe Hauptſtadt verlaſſen hatte, um den Jahrmarkt von Rovigo zu beziehen; auch war es faſt das erſte Wort, das wir bei unſerer Ankunft hörten: abbiamo una bellissima opera. Im Grunde iſt auch hier die Oper jetzt eine außerordentliche, die der groſſe europäiſche Jahrmarkt herbei gelockt hat.

Wir haben hier drei Opern geſehen, zwei ernſthafte: Arminio und Isolina und eine komiſche: l'inganno felice; die letztere von Roſſini, die erſte von Paveſi und die zweite von Morlacchi in Muſik geſetzt. Von der erſten habe ich nur ein einziges Mal einen Theil geſehen, denn die Sänger waren nicht gut genug, um mir die Tollheit erträglich zu machen, daß Arminius, der kräftige Cheruskerfürſt, — von einem Mädchen (der Toſi) dargeſtellt wurde. Ein Italiäner, dem ich dieſe Bemerkung mittheilte, lachte mich geradezu aus, und belehrte mich, das könne ja gar nicht anders ſeyn, da der Held des Stückes ſchlechterdings im Diskant ſingen müſſe, ein Sopranſänger aber nicht vorhanden ſey. O heilige Vernunft! rief ich damals aus;

aber nachher ſah ich wohl ein, daß er Recht hatte, ich aber Unrecht, mich im Reiche der Empfindungen auf die Vernunft zu berufen. Dem eben erwähnten Uebelſtande war bei der Oper Iſolina abgeholfen, denn ſie erſchien erſt auf der Bühne, als Velutti ſchon angekommen war; daher ich auch den zweiten Akt zweimal geſehen habe. Die Opera buffa war keinesweges buffa, ja würde ſogar höchſt langweilig geweſen ſeyn, wäre nicht der treffliche Baſſiſt Galli auch zugleich ein trefflicher Schauſpieler. Die Opern, als Stücke betrachtet, machen unſern ſogenannten Singſpielen den Rang ſtreitig: gleiche Albernheit der Erfindung, gleiche Schlechtheit der Ausführung, gleiche Sinnloſigkeit des Ganzen. Wie unendlich weit ſtehen ſie von Metaſtaſio's Werken ab, die freilich auch keine Meiſterſtücke der Dichtkunſt ſind, aber doch das Verdienſt einer wundervoll lieblichen Lyrik haben. Die Italiäner wiſſen es auch ſehr wohl, daß ihre Opern keinen Sinn haben, und alles beweiſt, daß ſie auch keinen fordern. Die Stücke ſind gewöhnlich lang, und jeder der beiden Acte dauert wenigſtens anderthalb Stunden; um alſo die Sänger nicht zu ermüden, ſchiebt man häufig ein Ballet zwiſchen den

beiden Acten ein. Ein andermal fängt man mit dem zweiten Aufzuge an, und läßt dann den ersten auf das Ballet folgen; oder man giebt zuerst eine Opera bulla, dann das Ballet, und zuletzt den ersten oder zweiten Akt einer opera seria. Kurz das Publikum beachtet nur die hervorspringenden Einzelnheiten, Arien, Duette, u. s. w. und sieht das Uebrige für nothwendiges, aber gleichgültiges Nebenwerk an. Der Vetter war natürlich mit jenem Verfahren sehr unzufrieden; ich aber sagte: Gabriel, diese Aufrichtigkeit der Italiäner gefällt mir gerade recht sehr. Sie verlangen keinen Sinn in dem Stücke; sie wissen, daß keiner darin ist und behandeln es dem gemäß; bei uns hingegen giebt man gewissenhaft den zweiten Akt nach dem ersten, und den dritten nach dem zweiten, als ob wirklich das Ganze einen Sinn hätte. Was ist nun besser, die italiänische Aufrichtigkeit oder unsere Heuchelei? Auch folgerechter finde ich in dieser Hinsicht den Italiäner, mein guter Gabriel: er sucht in der Oper nichts als Musik und thut, wohl wissend, daß niemand zweien Herren dienen kann, freiwillig auf die Poesie Verzicht; der Deutsche hingegen will beides vereinigen und daraus entsteht

ein unglückseliges Zwitterding, wie unser Singspiel ist, wo Redende plötzlich anfangen zu singen, als hätte sie die Tarantel gestochen.

Sobald die Oper aufgehört hat, tritt die Komödie an ihre Stelle, und wird in Ermangelung einer bessern Unterhaltung auch ziemlich fleißig besucht. Auch diese Art von Schauspiel ist unglaublich in Verfall gerathen. Ich weiß wohl, daß sie hier niemals so weit ausgebildet worden ist, wie jenseits der Alpen, aber zu Gozzi's und Goldoni's Zeiten muß sie doch, nach den Werken dieser Männer zu urtheilen, weit höher gestanden haben, als jetzt. Beider Erzeugnisse sind von der Bühne verschwunden; man sieht nichts mehr als Uebersetzungen aus dem Französischen und zuweilen aus dem Deutschen. Wenn nun schon jede Uebersetzung vom Uebel ist, wie wir immer der Meinung waren, so muß die Uebersetzung einer Komödie, wo die Sprache zum Charakterzuge wird, also ein Theil des Ganzen und keinesweges mehr das bloße Gewand ist, völlig vom Argen seyn. Denken Sie sich nun ein solches übertragenes Stück von unwissenden Italiänern aufgeführt, die mit den Sitten und Gebräuchen, der Denk- und Handlungs-

weiſe der Völker, bei denen das Stück ſpielt, weniger bekannt ſind, als wir mit denen der Japaner; und Sie werden mir zugeben, daß eine ſolche Vorſtellung niemanden in große Verſuchung führen kann. Von der ſonſt berühmten comedia dell' arte, die bei einem Volke, das ſo ſehr zum Reden aus dem Stegreiſe geneigt und geſchickt iſt, wie die Italiäner, höchſt ergötzlich geweſen ſeyn muß, habe ich bis jetzt nichts gehört, auch trotz meinem Nachfragen nicht erfahren können, ob ſie noch wirklich irgendwo vorhanden iſt. Sie ſehen alſo, der poetiſche Theil des italiäniſchen Theaters iſt ſchlecht beſtellt, ſehr ſchlecht: aber deſto beſſer iſt der materielle. Die Schauſpielhäuſer ſind wahre Muſentempel, entſprechend der hehren Kunſt, deren Myſterien hier gefeiert werden. Wiewohl Verona nur eine unbedeutende Landſtadt iſt, ſo übertrifft doch das hieſige philharmoniſche Theater ſowohl das Wiener Burgtheater, als auch das ehemalige Berliner (das jetzige kenne ich nicht). Daſſelbe gilt auch von den Decorationen; ſie ſind wohl und mit Geſchmack erfunden, gut gemahlt, und gewähren einen gefälligen Anblick; niemals läßt ſich, die theatraliſche Miſere blicken, die bei uns ſo gern zum

Vorſchein kommt, um uns wahrheitsliebend vor der Einbildung zu bewahren, als erblickten wir wirklich, ſey es eine Königsburg, oder das brauſende Weltmeer, oder die Alpen. Nur wenn das Stück in fremden Landen ſpielt, geht es auch hier nicht immer ohne Verſtoß ab; ſo konnte ich mich z. B. des Lachens nicht enthalten, als in der Oper Iſolina, die im Mittelalter und im Meißnerlande ſpielt, eine Stadt mit platten Dächern vorgeſtellt wurde. Doch dieſe Ungehörigkeit war allerdings nicht von Bedeutung, da kein Italiäner weiß, wo in der Welt das Meißnerland liegt.

den 9ten December.

Die ſchönen Tage in Aranjuez ſind nun vorbei, mein Prinz, ſagte ich vor einer halben Stunde zu Gabrieln, als wir von unſerer nahen Abreiſe ſprachen. Schön oder unſchön, erwiederte Gabriel, das iſt nun eins, ſie liegen hinter uns. Wir ſind auf dem Kongreß geweſen und haben nichts von den Verhandlungen erfahren; wir haben viel Geld ausgegeben und wenig dafür genoſſen; ich habe mir ein paar Stiefeln machen laſſen, die recht bequem ſeyn ſollten, und die ich nun doch kaum anziehen

kann; draußen hat uns der Nebel und der Regen durchnäßt, und im Zimmer sind wir geräuchert worden: das Leben ist eben so, ist viel länger, und der Mensch muß doch hindurch. Ich brach das Gespräch ab, weil ich mich auf so ernste Betrachtungen nicht einlassen wollte. Was ich von den schönen Tagen in Aranjuez sagte, war freilich nur Scherz; aber in der That, gingen wir nicht einem schönern Himmel entgegen, so würde es mir jetzt leid thun, Verona zu verlassen. Der Regen hat aufgehört und wir haben die köstlichsten Herbsttage, wie sie bei uns zuweilen in der zweiten Hälfte des Oktobers sind. Die schneebedeckten Häupter der Berge zeigen uns wohl den Winter von ferne, aber nur um die Aussicht zu verschönern, indem sie die blauen und braunen Berge des Vordergrundes mit einem bald goldenen, bald silbernen, bald rosefarbenen Kranze schmücken. Ich habe den heutigen schönen Tag dazu angewandt, etwas aufzusuchen, was Sie schwerlich errathen werden — den Sarkophag Juliens, der Geliebten Romeo's. Sie wissen, daß Verona der Schauplatz dieser anziehendsten aller Liebesbegebenheiten gewesen ist, und ich erinnerte mich irgendwo gelesen zu haben, daß

man in einem Garten noch den Sarkophag Juliens aufbewahrte. Nach vielem Herumfragen fand ich endlich jemanden, der mir den Garten namhaft machte; ich ging also hin, aber vergebens: denn wiewohl ich einen Sarkophag dort erblickte, wollte doch niemand wissen, daß es der wäre, den ich suchte. Ich mußte nachher über mich selbst lachen, daß ich, ohne daran zu denken, das Unmögliche unternommen hatte: denn ich suchte ja eigentlich nicht den Sarkophag der wirklichen, sondern der von Shakespear geschaffenen Julie, und den konnte ich doch auf keine Weise finden. Aber freilich alles Historische ist ein Spiegelbild, das wir nicht einmal immer im ersten, sondern oft im zweiten, im dritten Spiegel und gewöhnlich nur von einer Seite erblicken, wenn wir nicht etwa neben der Geschichte des öffentlichen Lebens eines Mannes, auch noch seine Briefe ad familiares haben. So wäre es denn auch möglich, daß die poetische Julie Shakespear's der wirklichen ähnlicher sähe, als die historische, die uns für die wirkliche gilt. Ist der wahre Dichter nicht der Vertraute der Natur, der am meisten um das Geheimniß ihres Schaffens weiß?

Der Kongreß ist zu Ende, die Abreise der Monarchen ist bestimmt. Vorher aber will man ihnen noch das Schauspiel eines Pferderennens geben, und auf der Piazza Bra sind schon die Schranken und Schaugerüste dazu errichtet. Ich bin nicht Willens, einen Zuschauer dabei abzugeben: denn zwischen dem ersten und zweiten Rennen will man die Zöglinge des Waisenhauses, ein Chor Musik voran, in der Rennbahn herum und vor den Balken der Monarchen führen, und sie dort einige Kniebeugungen machen lassen; gerade dasselbe soll nach dem zweiten Rennen mit den sieghaften Pferden geschehen. Ich bin gewiß nicht tadelsüchtig, aber weiß der Himmel, diese Waisenknaben in der Rennbahn, diese neue Art von fraternité et egalité will mir schlechterdings nicht zu Sinne, und thut mir jetzt schon weh. Gabriel aber will sich nicht abhalten lassen: gerade deshalb, meint er, gehe ich hin, denn ich muß sagen können: ich habe auch das gesehen.

Nun mein wohlehrwürdiger Freund, ich hoffe, daß Sie mit der Länge meines Briefes vorlieb nehmen und finden werden, daß ich ein Mann von Wort bin. Ich nehme nun auf einige Zeit von

Ihnen Abſchied, denn in dieſem Jahre ſchreibe ich Ihnen wahrſcheinlich nicht mehr. Unſere Abreiſe iſt auf künftigen Sonnabend, den 14ten feſtgeſetzt. Die Dame begleitet ihren Gemahl noch nach Venedig, wo man große Feſtlichkeiten für die Anweſenheit der beiden Kaiſer vorbereitet; wir aber ſind dieſer Feſtlichkeiten müde und entſchloſſen, den Weg nach Rom allein anzutreten. Wir wählen jetzt die Straße am adriatiſchen Meere, über Rimini und Ankona, und ſparen uns Florenz für den Rückweg auf. Sie werden dieſen Brief gerade zum heiligen Weihnachtsabende erhalten: ich ſage das nicht etwa, um Ihnen anzudeuten, Sie möchten ihn als eine Beſcheerung betrachten, ſondern um Ihnen und Ihrer hochgeſchätzten Ehefreundin ein fröhliches Chriſtfeſt und möglichſtes Gedeihen deſſen, was man in dieſer Zeit an Speiſe und Trank mehr als gewöhnlich zu ſich nimmt, freundſchaftlich zu wünſchen. Wir werden dieſes an Jugenderinnerungen ſo reiche Feſt vermuthlich an einem der chriſtlichſten Orte auf der ganzen Erde, nämlich in Loretto, zubringen. Ach! wenn man in Loretto die ſchöne Jugend- oder vielmehr Kinderzeit wiederfände, dann wäre es eine ſegensreiche

Pilgerfahrt. Aber freilich, dann müßten wir auch den Kinderglauben an den heiligen Christ und den Knecht Ruprecht wieder nehmen, und das würde uns doch schwer ankommen. Da ständen wir wieder zwischen den beiden Schicksalsblumen, und müßten eine in jedem Falle traurige Wahl treffen. Es ist also recht gut, daß es keinen Wallfahrtsort giebt, wo dieser Schatz zu finden ist: wer würde auch überdieß Mann werden wollen, wenn es möglich wäre, ewig Knabe oder Jüngling zu bleiben? Also ist alles gut, so wie es ist. Leben Sie wohl.

Fünfter Brief.

Rom, den 1sten Januar 1823.

Wohlehrwürdiger Freund.

Wer hätte es heute vor einem Jahre gedacht, daß ich Ihnen meinen Glückwunsch zum nächsten neuen Jahre aus Rom, aus dem Rom an der Tiber, wo die Peterskirche innen ist und das Capitolium und das Kolosseum u. s. w. zuschreiben

würde? Und doch ist es so; ich bin in Rom, und schreibe Ihnen heute am Neujahrstage Glück wünschend zu. Ehegestern erreichten wir diese berühmteste Stadt der Erde; doch das will ich Ihnen jetzt nicht sagen, sondern, nach abgelegtem Glückwunsche. (Verzeihen Sie mir diese ablativos absolutos, sie sind noch lange kein Vossisches Schiff nach entschütteltem Meister [navis excusso magistro]); nach abgelegtem Glückwunsch also will ich Ihnen erzählen, wie wir hierher gekommen sind.

Sie haben hoffentlich meinen letzten Brief aus Verona erhalten; also wissen Sie, daß wir schon damals im Begriff standen, diese Stadt zu verlassen, was auch wirklich am 14ten December geschah. Noch an demselben Tage, es war Sonnabends, erreichten wir die Vaterstadt Virgils, die eben so prosaisch ist, wie die Werke dieses überschätzten Dichters. Als wir am folgenden Tage die Andreas-Kirche besuchten, zeigte man uns in einem unterirdischen Gewölbe einen prächtigen Altar, den ringsum eisernes Gitterwerk einschließt, und wo in einem goldenen Gefäße, das wir aber nicht zu sehen bekamen, einige Tropfen von dem wahren Blute Christi aufbewahrt werden. Auf Gabriels Fra-

ge: wie man denn zu dieſem Blute gekommen ſey? berichtete der Sakriſtan, daß der heilige N. N. (der Name iſt mir entfallen) auf Golgatha den Schwamm, womit man die durchſtochene Seite Chriſti abgewiſcht, gefunden hätte und ſo zu dem Blute gekommen wäre. Einige andächtige Frauen benutzten die Gelegenheit, ſich dem Altar zu nähern, von dem ſie ſonſt das verſchloſſene Gitter fern hält, und warfen ſich eifrig betend davor nieder, und bedeckten den kalten Stein wahrſcheinlich mit heißen Küſſen, wiewohl Gabriel von der Wärme dieſer Küſſe durchaus nichts wiſſen wollte. Denn, ſagte er, dieſe ſehr wohl gekleideten Frauen könnten eben ſo gut wie wir einen halben Franken daran wenden, ſich das Gitter öffnen zu laſſen, wenn ihnen ſo viel daran läge, dieſem Heiligthume zu nahen; vielleicht würde auch der Sakriſtan mit Wenigerm vorlieb nehmen, und vereinigten ſich z. B. nur fünf zu dieſer Andachtsübung, ſo könnte jedwede für einen halben Franken fünfmal dieſes Glückes theilhaftig werden. Wie ungerecht! ſagte ich; welcher gefühlvolle Menſch mag die Bedürfniſſe ſeines Herzens mit Geld erkaufen? Was müßte das für ein Weſen ſeyn, das ſich bezahlter Freundſchaft

oder bezahlter Liebe erfreuen könnte, wenn nämlich die eine oder die andere möglich wäre, und nicht dieſe Zuſammenſtellung überhaupt ſchon einen Widerſpruch enthielte? Siehe da das Theater! unterbrach mich Gabriel, indem er nach der andern Seite der Straße wies, in der wir eben gingen. Ich erblickte in der That ein großes Haus, deſſen Thüre zum Theil mit großen Anſchlagezetteln bedeckt war. Wir gingen hin und laſen auf dem einen wie auf dem andern: Pregate Iddio per l'anima di N. N., aber nicht gedruckt, ſondern gemahlt. Solche Aufforderungen an fromme und betluſtige Gemüther ſind, wie ich ſpäter geſehen habe, hier allgemein im Gebrauch, und nichts mehr und nichts weniger, als die Kränze in unſern Dorfkirchen, ein, wenn auch kurz dauerndes, Denkmal, das Liebe, Freundſchaft oder Sitte einem Hingegangenen ſtiftet. Jenes Pregate Iddio, iſt alſo nichts weiter als eine Formel, ein Sta viator; auch findet man es bei weitem nicht immer, ſondern häufig andere Wendungen, z. B. alla dilettissima e virtuosa consorte, alla fidata compagna, alla tenerissima madre di quattro teneri figliuoli, ad Adelaida Contessa

Rusto, fiore quasi furtivamente dalla morte svelto etc. etc. Oft sind diese ziemlich großen Blätter ringsum bemahlt, in der Art unserer Einladungskarten zu Begräbnissen; gewöhnlich ein Todtenkopf oben, und dieser Todtenkopf nicht selten mit einer Krone, um anzudeuten, daß erst der Tod das Leben kröne, also auch hier das alte Sprichwort: finis coronat opus, anwendbar sey. Hatte nun auch Gabriel dießmal fälschlich fromme Aufforderungen zum Gebet für Komödienzettel gehalten, so sahen wir doch bald nachher diese wirklich; und nicht nur diese, sondern zugleich ein Gemählde, das auf mehreren Flächen die Hauptauftritte der angekündigten Posse darstellte, ein Gemählde, wie auf Jahrmärkten oder bei Volksfesten Puppenspieler sie an ihren Buden aufzuhängen pflegen. Wir gingen des Abends ins Schauspiel, und sahen ein aus dem Französischen übertragenes Stück: i due poete, und dann jene Posse: il mando della luna, eigentlich keine Posse, sondern eine Harlekinade mit kaum zwei oder drei witzigen Einfällen.

Am folgenden Tage gingen wir, einige Stunden, nachdem wir Mantua verlassen hatten, über den Po, unweit des Fleckens San-Benedetto.

Acht Tage früher war er ausgetreten und hatte in der Umgegend manche Verwüstung angerichtet, nun aber floß er wieder in seinen gewöhnlichen Ufern, und gewährte keinen besonders merkwürdigen Anblick; nur dem Römer, der noch nichts weiter kannte, als seine winzige Tiber, oder den nicht bedeutendern Arno, konnte er groß erscheinen. Aber freilich, was ist groß? der Indianer am Missisippi oder am Amazonenflusse würde unsere Donau und unsern Rhein Bäche nennen; das Gewohnte in jeder Art ist das Maß, womit wir das Aehnliche messen. Am folgenden Morgen gingen wir durch Modena, eine nicht große, aber recht wohlgebaute und minder unfreundliche Stadt. Der Herzog war den Tag zuvor von Verona zurückgekehrt; ich hatte ihn dort nur ein einziges Mal von weitem gesehen, er war mir aber doch durch etwas merkwürdig geworden. Ein Handlungsdiener, der ihm Waaren gebracht, hatte, ich weiß nicht, wie viel Napoleoni, d. h. Fünffrankenstücke, gefordert; darüber war der Herzog böse geworden, und hatte gemeint, er wüßte nicht, was ein Napoleone wäre, er kennte nur Fünffrankenstücke. So hat der sonst alles ausgleichende Tod die Welt mit dem Andenken dieses

Mannes nicht versöhnen können. Dabei ist es aber doch sonderbar, daß noch alle Kupfer- und Silbermünze, die man in Oberitalien erblickt, das Bildniß und den Namen des Verhaßten trägt. Etwa eine Meile hinter Modena gingen wir über die Secchia, und betraten jenseits das päpstliche Gebiet; gegen Abend erreichten wir Bologna.

Bologna gehört in Hinsicht der Bevölkerung zu den Städten des zweiten Ranges, in Hinsicht der Ausdehnung aber möchte es Rom wohl wenig oder nichts nachgeben: es ist eine ungeheuere Häusermasse, wenn man es, wie wir, von dem sehr hohen Thurme beschaut, und die zahlreichen Landhäuser, womit die Ebene ringsumher, so wie die vordersten Hügel der nahen Apenninen übersäet sind, bilden gleichsam die Fortsetzung der Stadt, einzelne Strahlen, die von der Hauptmasse ausgehend sich nach und nach verlieren. Fast noch schöner ist der Anblick von der Kirche Madonna della Guardia her, die auf einer jener Vorhöhen der Apenninen steht, wo man sich also nicht im Mittelpunkte, sondern an der Peripherie des Ganzen befindet. Diese Kirche hat nichts besonders; desto merkwürdiger aber ist der Bogengang, der vom

Thore der Stadt, drei italiänische Meilen weit, bis zu derselben führt. Er besteht aus 654 Bogen, halb in der Ebene, halb längs des Berges: da, wo er zu steigen beginnt, führt er über die Landstraße hinweg. Dieses wirklich ungeheuere Werk hat den Zweck, die Wallfahrt zu dem genannten Madonnenbilde zu erleichtern, die von andächtigen Bolognesern alle Freitage unternommen wird. Gabriel fand das Mittel außer allem Verhältnisse zu dem Zwecke. Du hast Unrecht, sagte ich: wäre es z. B. eine Wasserleitung, so würdest Du es ein löbliches Werk nennen; und ist denn Wasser etwas Edleres, als die Seligkeit, die sie durch diese Wallfahrten zu erringen glauben? Warum glauben sie es? sagte er unwillig. O Gabriel! Gabriel! versetzte ich, kann denn der Mensch auch nur eine Stunde seyn ohne Glauben? Muß er nicht in jedem Augenblicke seines Lebens an irgend etwas glauben, sey es nun an die Fortdauer seiner Gesundheit, oder an die Sicherheit seines Einkommens, oder an die Zuverlässigkeit seiner Freunde, oder an die Treue seines Weibes, oder an irgend etwas Anderes? Es ist leider wahr, sagte Gabriel, und wir sollten allzumal Purpurröcke

tragen, wie dieſe blinden Bettler hier. Dieſe Bettler, deren einer gerade vor uns in dem Begengange ſaß, ſind die Repräſentanten der Apoſtel bei der Ceremonie des Fußwaſchens am Gründonnerſtage; man wählt dazu gewöhnlich Blinde, vermuthlich um die anfängliche Unwiſſenheit jener erſten Jünger Chriſti anzudeuten; und ſie erhalten bei dieſer Gelegenheit den gedachten purpur- oder vielmehr ſcharlachfarbenen Rock, womit ſie ſich denn das ganze Jahr behelfen. Die grelle Farbe ſowohl, als auch der morgenländiſche Schnitt dieſes obendrein mit einer Kapuze verſehenen Rockes giebt ihnen ein gar ſeltſames Anſehen.

Daß in einer großen Stadt, wie Bologna, vielerlei zu ſehen iſt, können Sie ſich leicht vorſtellen, und wir haben zwei Tage mit lauter Beſehen zugebracht. Am merkwürdigſten war mir natürlich die Univerſität. Das Gebäude derſelben iſt ſehr weitläufig; wir haben wohl an zwanzig Säle und doch nur den kleinern Theil deſſelben geſehen. Das Kunſtkabinet, das theils Antiquitäten, theils andere Seltenheiten enthält, ſo wie das Naturalienkabinet, vorzüglich aber der phyſikaliſche Apparat, iſt reich; deſto ärmer fanden wir die anatomiſche

Sammlung, wo faſt alle Präparate fehlen, und nur Nachbildungen in Wachs vorhanden ſind. Die Bibliothek, die in fünf geräumigen Sälen aufgeſtellt iſt, zählt über 200,000 Bände, worunter ich, wider Vermuthen, auch neuere deutſche Werke fand. Aber merkwürdiger faſt als die Bibliothek ſelbſt, iſt der Bibliothekar, der Abbate Mezzofanti, Profeſſor der morgenländiſchen und griechiſchen Literatur. Außer den alten Sprachen kennt er noch gegen 30 neuere; ich ſprach erſt deutſch, dann franzöſiſch, Gabriel ruſſiſch mit ihm; mit einem anweſenden Geiſtlichen redete er wallachiſch; polniſch, ſpaniſch und portugieſiſch las er uns wenigſtens vor. Gabriel ſchüttelte zu dieſer Bereitwilligkeit, uns mit ſeinem Wiſſen zu ergötzen, einigemal den Kopf; ich ſagte aber nachher: Dein Kopfſchütteln war ſehr unchriſtlich, Gabriel; denn nennt es nicht ſchon Chriſtus eine Thorheit, ſein Licht unter einen Scheffel zu ſetzen? Oder hätte er uns etwa lateiniſch, das wir eben ſo gut, oder gar deutſch, das wir noch beſſer verſtehen als er, vorleſen ſollen? oder willſt Du ihm gar nichts gönnen für die ungeheuere Mühe, ſo viele Sprachen bloß aus Büchern gelernt zu haben, da doch jeder Arbeiter ſei-

nes Lohnes werth ist? — Schade, daß der Mann nicht Geist genug hat, um aus dieser unglaublichen Masse todten Wissens etwas Lebendiges zu bilden: warum muß doch alles nur Stückwerk seyn? Die Studirenden, deren Anzahl zwischen sechs und sieben hundert ist, sind in drei Facultäten: die juristische, die medicinische und die philosophische vertheilt, denn die Theologen werden in Seminarien gebildet. Die letztgenannte Facultät ist mehr eine mathemathische, als eine philosophische. In dem vorgeschriebenen Studienplane fand ich nur drei eigentlich philosophische Collegia: Logik, Metaphysik und Ethik. Diesen sogenannten philosophischen Cursus muß übrigens jeder Studirende machen, zu welcher Facultät er auch gehören mag, wenn er ihn nicht schon vor seinem Eintritte in die Universität gemacht hat. Die Weihnachtsferien hatten begonnen, sonst hätte ich wohl einer philosophischen Vorlesung beigewohnt, um zu hören, was das für eine Metaphysik seyn mag, die man in einem Kirchenstaate lehren darf. Auch reiche Gemähldesammlungen sahen wir in Bologna, sowohl in der Akademie der Künste, als auch in dem Pallaste des Grafen Zambeccari; ich sage Ihnen aber nichts davon, weil ich

mir vorbehalte, Ihnen an einem andern Orte die ganze Gedankenreihe mitzutheilen, die der Anblick dieser und ähnlicher Gegenstände in mir erweckt hat. Aufgefallen ist es mir, daß jetzt die Italiäner, wenn sie einem Fremden irgend ein Gemählde besonders empfehlen wollen, immer sagen: „è etato in Parigi“ (es ist in Paris gewesen); sie trauen also entweder den Franzosen wirklich mehr Einsicht zu, als sich selbst, oder sie setzen wenigstens bei den Fremden diese Meinung voraus. Vielleicht ist auch keines von beiden der Fall: denn nicht ohne Grund gelten die Kirschen für die süßesten, die sich die Sperlinge zu ihrer Weide aussuchen. Im Pallast Zambeccari setzte mich eine Madonna in Verwunderung, die sich eben in einen Teufel verwandelt; schon sind ihr an den Schultern schwarze Flügel gewachsen, und Hände und Füße haben schon schwarzen Klauen Platz gemacht. Mit welcher Freisinnigkeit man doch damals dem Künstler völlige Unabhängigkeit in seiner Sphäre zugestand, während man jetzt, tief im neunzehnten Jahrhunderte, den Druck eines Gedichtes verbietet, weil darin ein Kaiser von seiner eifersüchtigen Geliebten vergiftet wird. Mich wundert es, sagte Ga-

viel einmal, daß man nicht die ganze Weltgeschichte verbietet, denn wie viel Kaiser und Könige werden nicht darin umgebracht, sogar durch Hostien vergiftet. Was aber wollte jener Mahler mit seiner zum bösen Engel werdenden Madonna? Wollte er damit sagen, daß auf Erden auch das Heiligste verwandt sey mit dem Bösen, und daß oft gerade unsere Tugenden der Fallstrick werden, mit dem uns, metaphorisch gesprochen, die Hölle fängt?

Der Kirchen giebt es in Bologna keine geringe Zahl, doch haben wir außer der Hauptkirche zu St. Petronius, wo sich die berühmte von Cassini gezogene Mittagslinie befindet, keine gesehen: denn alles, was diese Kirchen sonst schmückte, ist jetzt in der Akademie vereint. Viele sind noch von Napoleons Zeiten her verschlossen; der Mangel an Priestern hat ihre Wiedereröffnung bis jetzt unmöglich gemacht. Doch diesem Mangel wird bald abgeholfen seyn, denn wir sahen ganze Schaaren junger Leute, deren Kleidung ihre Bestimmung zum geistlichen Stande ankündigte. Napoleon soll den Grundsatz gehabt haben, daß auf jedes Tausend Einwohner nur ein Priester gerechnet werden müsse, weil ein Kaplan für ein Regiment von tausend

Mann hinreiche. Diesem Grundsatze zufolge, setzte er die Anzahl der Priester in Bologna von drei tausend auf etwa achtzig herab; jetzt aber ist die Zahl derselben schon wieder bis zu anderthalb tausend angewachsen. Nur Mönche sind noch immer in ganz Italien bis Rom eine ziemlich seltene Erscheinung; die Neigung zu diesem Stande scheint in der geistigen Umwälzung der letzten dreißig Jahre so ziemlich untergegangen zu seyn.

Bis Bologna hatten wir eine sehr angenehme Reise gehabt. Meist fuhren wir zwischen grünen Saaten; hier und da waren Landleute mit Pflügen beschäftigt; anderswo weideten Hirten ihre Heerden; die Sonne schien warm, wie bei uns an schönen Oktobertagen, und im Wagen fühlten wir die etwas winterliche Luft nicht, die hinter uns her von den Alpen wehte. Als wir aber Bologna verließen, fing die Scene an sich zu verändern: wir sahen zum ersten Male in Italien Schnee fallen, der jedoch anfangs die Landschaft nur reizender machte, weil er den grünen Teppich der Saaten nicht bedeckte, sondern nur mit blendendem Weiß durchschoß. Allein je mehr wir uns den Apenninen näherten, desto dichter fiel der Schnee, und als wir

am 21sten des Morgens Cesena verließen, das schon auf einem Vorsprunge des Gebirges liegt, war er wenigstens einen Fuß tief, und die Pferde konnten nur mit Mühe im langsamsten Schritte den Wagen fortziehen. Gabriel war über diesen Schnee äußerst ungehalten. Was Teufel, sagte er, als er einmal hatte aussteigen müssen, wenn es in Italien eben so gut schneiet, wie in unserm Vaterlande, was sind wir denn für Narren, daß wir von dem schönen Italien träumen und sagen und singen? Gabriel, versetzte ich, sage mir einen vernünftigen Grund, warum es in Italien nicht schneien sollte, da es doch auf der ganzen Erde schneit? Wohl auch in den Tropenländern? fragte er spöttisch. Allerdings, sagte ich, auf den Höhen der Cordilleren schneit es eben so gut, wie in Lappland, und es kommt nur auf Dich an, Dir einzubilden, Du seyest auf einer dieser Höhen, und unter Dir liege das reichste Thal in seinem Frühlingsschmucke. Und was hast Du denn so Großes gegen den Schnee einzuwenden? War es nicht immer ein Fest für uns Knaben, wann der erste Schnee fiel, und wir unsere Handschlitten hervorsuchen konnten, um den Kirchberg hinab zu fahren?

Hätten wir die Luſt, einen Schneemann zu machen, gegen alle Frühlingswonne der Welt vertauſcht? Bringen nicht ſo viel tauſend Menſchen von Kamtſchatka bis zum atlandiſchen Meere und von Grönland bis zur Beheringsſtraße, ſo zu ſagen, ihr ganzes Leben im Schnee zu; und meinſt Du, daß deswegen die Summe ihres Glückes geringer iſt, als die des unſern? Erinnerſt Du Dich nicht an das Lied des Samojeden?

Herauf, herauf
Aus dem Meere zeuch,
Du Wolkenſchwan;
den Himmel umſpanne
mit Deinem Fittig;
und ſchüttele, ſchüttele
ſtark Dein Gefieder,
daß reichlich fallend
die Erde bedecke
Dein weißer, Dein weicher Flaum.

Dann ſetz' ich ſchnell
in gleitende Kähne
der Füße Kraft;
und gleit' in die Thäler,
und gleit' auf die Berge
ſuchend und ſpähend,

im Flaume des Schwanes.
die Fährte verfolgend,
bis ich ihn fahe
den milchfarb'nen Hermelin.

Herab, herab
vom ſchimmernden Berge,
Du eiſiger Wind!
vom blinkenden Felſen
jenſeit des Meeres
ſchwing' Dich herüber
und aus Kryſtallen
baue die Brücke,
die ſichere Brücke
über das große Waſſer des Ob.

Dann ſpann' ich ſchnell
vor den leichten Schlitten
des Rennthiers Flug,
und ſchnell wie der Vogel
flieg' ich hinüber
zu der Geliebten
jenſeit des Waſſers,
küſſe ſie zehnmal,
ſchenk ihr zum Hauptſchmuck
den milchfarb'nen Hermelin.

Du ſiehſt, fuhr ich fort, daß ſich der Samojede nach Schnee und Eis ſehnt, und daß folg-

lich beides zu ſeinem Glücke beiträgt. Das gehört gar nicht hierher, erwiederte Gabriel, denn dieſe Menſchen ſind daran gewöhnt. Und Du, verſetzte ich, biſt Du etwa nicht daran gewöhnt, im December Schnee fallen zu ſehen? warum empörſt Du Dich jetzt dagegen? Weil Du Deiner Phantaſie den Zügel haſt ſchießen und Dich von ihr überreden laſſen, in Italien herrſche ein ewiger Frühling. Du ſiehſt daraus, daß auch Du nicht ſicher biſt vor der Verführung der Phantaſie, wiewohl Du ſie ſammt ihren Lüſten und Begierden durch die Pandekten ſattſam gekreuzigt haſt. Geſtehe es nur, mein guter Gabriel, wir ermangeln in dieſer, wie in jeder Hinſicht, allzumal des Ruhmes, den wir vor der Vernunft haben ſollten. Was ich aber auch ſagen mochte, nichts konnte Gabrieln mit dem Schnee in Italien ausſöhnen. Jedoch war dieſes ſein Herzeleid von kurzer Dauer, denn als wir am folgenden Morgen bei Peſaro an das Meer hinabſtiegen, war keine Spur mehr von Schnee zu ſehen. Dafür aber hatten wir nun vier Tage lang Nebel und Regen, der uns um die ſchönen Ausſichten von Ankona und Loretto brachte.

Am 22sten gegen Abend erreichten wir die alte Pflanzstadt der Senonen, Sinigaglia, einst durch die Niederlage Hasdrubals, jetzt durch die Messe berühmt, die daselbst vom 20sten Juli bis zum 10ten August gehalten wird. Diese Messe scheint der Pol zu seyn, um den sich das ganze Leben der Einwohner dreht: wenn wir nach diesem oder jenem fragten, oder uns erkundigten, so hieß es immer: zur Meßzeit ist dieß zu haben, oder zu sehen oder zu hören. Messe und wieder Messe, sagte Gabriel unwillig; sollte man doch denken, diese Menschen lebten gerade nur für die Messe. Das thun sie ja, Gabriel, versetzte ich; und es ist nichts mehr und nichts weniger, als was wir alle thun. Wir alle haben immer im düstern Laufe des Lebens einen lichten Punkt vor uns, der am Horizonte des jedesmaligen Zeitabschnittes wie ein Stern der Freude glänzt, und die Tage, die noch vergehen müssen, ehe wir ihn erreichen, uns erträglich macht, weil sie die Schritte sind, die uns zu ihm bringen. So lange wir Knaben sind, ist es der Christabend, oder irgend ein anderes Fest; für den Jüngling ist es der Abgang auf die hohe Schule, für den Mann der Eintritt in das Amt, dann der Hochzeitstag, dann

die Geburt ſeines Erſtlings u. ſ. w., und das Alter iſt beſonders darum freudenlos, weil ſein Hoffnungsſtern hinter der Wolke des Grabes ſteht, und durch deren ſchwarzen Vorhang mehr ſchauerlich, als erfreuend ſchimmert. Du haſt Recht, ſagte Gabriel, wir ſind allzumal Kinder. Ja, verſetzte ich, alter Kinder, von denen Chriſtus ſagt: ihrer iſt das Reich Gottes. Wir fühlen, daß dieſes Alltagsleben nicht die eigentliche Beſtimmung unſeres unſterblichen Geiſtes ſeyn kann, ſondern nur eine Frohne iſt, zu der wir verurtheilt ſind in dieſer ägyptiſchen Dienſtbarkeit; darum ſehnen wir uns alle nach einem heiligen Abende, deſſen Feſtlichkeit, uns erhebend über dieß armſelige Daſeyn, die Seele, wenn auch nur auf kurze Stunden, ihrer natürlichen und urſprünglichen Freudigkeit zurückgebe. Darum iſt von allen Zuſtänden des menſchlichen Daſeyns der Brautſtand der herrlichſte, weil uns dann die feſtlichſte aller Feſtlichkeiten, die Liebe, auf ihren Fittig nimmt, und uns zu der Höhe emporträgt, wo die Erde verſchwindet. Gabriel blickte mich mit Verwunderung an. Ja, fuhr ich fort, mein guter Gabriel, Du ſiehſt, mein Haar wird grau, aber ich wünſchte, ich könnte noch einmal lieben, und denn

mein Auge schließen. Doch das ist vorüber, wir sind beide schon in der Fastenzeit des Lebens; aber auch unser stiller Freitag wird kommen, und nach ihm auch hoffentlich unser Osterfest.

den 2ten Januar.

Gestern, mein wohlehrwürdiger Freund, mußte ich abbrechen, denn ein Uebel, das ich aus den Apenninen mit nach Rom gebracht, hatte überhand genommen, und der Schmerz verhinderte mich am Schreiben. Heute geht es besser, und ich setze mein Tagebuch weiter fort; denn ein Tagebuch sind eigentlich meine Briefe an Sie, und sollen es auch seyn, wenigstens zum Theil.

Den 23sten gegen Mittag langten wir in Ankona an, und beschlossen den Rest des Tages dort zu bleiben, um diesen nicht unbedeutenden Ort näher in Augenschein zu nehmen. Die Stadt beginnt am Hafen und steigt allmählig bis zu dem höchsten Gipfel des Vorgebirges hinauf, wo die Kathedralkirche zu St. Cyprian auf der Stelle des alten Venustempels und zum Theil aus dessen Trümmern erbaut ist. Die Aussicht muß von dort unglaublich schön seyn; wir aber genossen sie nicht,

denn ein undurchdringlicher Nebel verhüllte Land und Meer. In gedachter Kirche zeigte man uns ein Marienbild, das vor ungefähr funfzehn Jahren etwa einen Monat lang die Augen auf und zu machte, und das der heilige Vater deshalb mit einer reichen Krone beschenkte, was immer zu geschehen pflegt, wenn sich ein Madonnenbild durch Wunder ein gewisses Verdienst erwirbt. In einem unterirdischen Gewölbe sahen wir dann den Leib des heiligen Cyprian, oder vielmehr den Sarkophag, der ihn einschließt; auch die Körper einiger andern Heiligen befinden sich daselbst. Wir besuchten noch einige Kirchen, ohne etwas besonders Merkwürdiges zu sehen; zu der des heiligen Dominikus führt eine schöne Treppe in großartigem Styl. Hin und wieder erblickt man noch Ueberreste aus dem Alterthum; der bedeutendste derselben ist unstreitig die wohlerhaltene Ehrenpforte Trajans, aus weißem Marmor, am Hafendamme. Die Inschrift über dem Bogen nennt den großen Kaiser selbst, eine andere zur Rechten seine Gemahlin Plotina, und eine zur Linken seine Schwester Marciana. Welch Gewühl, welch Leben mag hier gewesen seyn, als der Herr der ganzen damals gebildeten Welt, der

ruhmgekrönte Krieger, der Wiederbringer einer beſſern Zeit, dieſen Hafen beſuchte; und nichts iſt geblieben, als der kalte Stein. Sehr beziehungsreich iſt nicht weit davon eine Sonnenuhr angebracht mit der ſchicklichen Inſchrift:

Se in questo ben ti specchi, scorgerai
che il tempo va rodendo i giorni tuoi;
per darti gloria eterna, o eterni guai.

Wo wäre eine Ermahnung dieſer Art, eine Hinweiſung auf die Macht der Zeit bedeutender und eindringlicher, als in der Nähe eines Denkmals, das ſo laut die Vergänglichkeit auch des höchſten Irdiſchen bezeugt? Der Hafendamm iſt ein tüchtiges Werk, ſo wie die Börſe ein treffliches Gebäude; aber leider ſind beide beinahe unnütz geworden, denn der Handel liegt gänzlich danieder. Schiffe lagen genug im Hafen; aber nicht um Handel zu treiben waren ſie eingelaufen, ſondern um ſich dem unwirthlichen Meere zu entziehen.

Bei unſerer Ankunft in Ankona waren uns unter dem Thore ſechs Wagen Extrapoſt begegnet, alle dicht verſchloſſen, voraus ein Dragoner und hinterher wieder einer. Nach vielem unnützen Nachfragen fand ich jemanden, der mich belehrte, es

wären vornehme Bolognesser, die der dortige Legat, Cardinal Spina, gleich nach seiner Rückkehr von Verona (wo er als päpstlicher Bevollmächtigter war) als des Carbonarismus verdächtig hätte verhaften lassen, und nun nach Rom schickte. Es wäre noch gut, meinte der Berichterstatter, wenn man diese Unglücklichen innerhalb des Kirchenstaates in sichere Verwahrung brächte; allein dieß sey nicht der Fall, sondern man schleppe sie nach Venedig in die fürchterlichsten Kerker, und unterwerfe sie dort allen Qualen der Folter, die man nur irgend in den Zeiten der Barbarei angewandt habe. Wie sehr ich mich auch bemühte, ihm das Unwahrscheinliche seiner Erzählung ins Licht zu setzen; er blieb dabei, die Sache verhalte sich so, und schon mehrere Große des Kirchenstaates seien in den Gefängnissen von Venedig umgekommen. Ich bin um so mehr von der Grundlosigkeit dieses Gerüchtes überzeugt, da ich später erfahren habe, daß in Civita Castellana gegen vierhundert sogenannter Carbonari gefangen sitzen; allein bei dem Volke hat es einmal Glauben gefunden, und ist gewiß nicht geeignet, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Wie viel geschickter ist zu diesem Zwecke die edle

Handlungsweise des Großherzogs von Toskana. Er erhielt, wie man erzählt, ein Schreiben von einem andern Hofe, worin die vornehmsten Florentiner als Carbonari angeklagt, und ihm gerathen wurde, sie alle verhaften zu lassen. Der Großherzog ließ die Angeschuldigten sämmtlich zu sich entbieten, und ihnen durch seinen Staatssekretär das Schreiben vorlesen. Darauf sagte er zu den Bestürzten: „Sie sehen, meine Herren, wessen man Sie beschuldigt und was man mir räth; ich aber glaube nicht, daß Sie mir, der ich Ihnen nie Uebles zugefügt habe, übel wollen, und habe mich deswegen mit meinem Ehrenworte für Sie verbürgt: ich hoffe, daß Sie meine Bürgschaft ehren werden." Gewiß, wenn ein Uebelgesinnter unter ihnen war, so hörte er in diesem Augenblicke auf, es zu seyn: auch herrscht in Toskana die vollkommenste Ruhe und Zufriedenheit mit der Regierung.

Sobald wir am folgenden Morgen Ankona verlassen hatten, betraten wir die Gebirge, die sich von hier in fast ununterbrochener Kette bis, in die Nähe von Rom, also gegen 35 deutsche Meilen weit, erstrecken; es sind die Zweige, die der Apennin nach beiden Meeren hin, über ganz Italien ver-

breitet. Da diese Berge häufig sehr steil sind, und der Weg oft über ihre Gipfel führt, auf denen gewöhnlich die Städte (z. B. Loretto, Osimo, Recanati, Macerata, Tolentino) liegen, so ist man genöthigt, Ochsenvorspann zu nehmen. Die Bauern, die am Fuße eines solchen Berges wohnen, halten Ochsen zu diesem Zwecke, und auf den Ruf des Vetturino's: bovi! bovi! stellen sie sich sogleich mit ihrem Zugvieh ein, ohne daß man nöthig hat, sie in ihren Wohnungen aufzusuchen. Diese Ochsen sind so an ihre tägliche Arbeit gewöhnt, daß, wenn sie auf der Höhe des Berges den Punkt erreicht haben, wo man sie auszuspannen pflegt, sie von selbst stehen bleiben, und durch nichts zu bewegen sind, auch nur einen Schritt weiter zu gehen. Wollte man sie zwingen, so würde man sich der Gefahe aussetzen, daß sie umkehrten und Pferde und Wagen mit sich in den Abgrund rissen. Mit Hülfe dieser Gehörnten erreichten wir gegen Mittag das nur viertehalb Meilen entfernte Loretto, wo wir uns schon früher vorgenommen hatten, den heiligen Abend zuzubringen. Doch schon im Angesichte der Stadt wären wir beinahe genöthigt gewesen, diesen Plan aufzugeben. Am Fuße des Berges,

auf deſſen Gipfel ſie liegt, fließt ein Bach, deſſen Name mir entfallen iſt; der anhaltende Regen hatte ihn zum reißenden Strome angeſchwellt, und das Waſſer rauſchte wohl einige Fuß hoch über die flache, hölzerne Brücke. Wir wagten jedoch den Uebergang, nachdem wir durch einige vorangeſchickte Männer die Zuverläſſigkeit der Brücke, ſo viel als möglich, erprobt hatten; und dießmal traf das Sprichwort: audaces fortuna juvat, richtig ein, denn wir kamen glücklich hinüber und nach Loretto.

Sobald wir ausgeſtiegen waren, traten wir natürlich die Wallfahrt zur Santa Casa, oder dem berühmten Hauſe der heiligen Jungfrau an. Dieſes Haus wurde zuerſt von der heiligen Helena, der Mutter Conſtantins des Großen, bei ihrer Pilgerfahrt ins gelobte Land, zu Nazareth entdeckt. Trotz der Verwüſtung, die Nazareth, wie faſt alle Städte dieſes Landes, getroffen hatte, fand Helena die Wohnung der Gebenedeiten noch unverſehrt, und ließ einen prächtigen Tempel darüber bauen mit der Inſchrift: Haec est ara, in qua primo jactum est humanae salutis fundamentum. Damals ſchon ſchmückte das Crucifix und das Standbild

der heiligen Jungfrau aus Cedernholz dieſe Hütte: denn beides hatten ſchon die Apoſtel darin aufgeſtellt. Sobald die Entdeckung des Hauſes, das die Königin der Engel und der Weltheiland bis zu ſeiner Taufe bewohnt hatten, ruchbar wurden, fingen die Andächtigen allerlei Standes und Geſchlechtes an, zu dieſem Heiligthume zu wallfahrten; unter andern beſuchte es auch der heilige Hieronymus, wie er ſelbſt in ſeinem 27ſten und 28ſten Briefe berichtet. Als Ludwig der Heilige von Frankreich im Jahre 1252 nach Paläſtina kam, ging er zu Fuß mit einem härenen Gewande angethan vom Berge Tabor bis nach Nazareth, wo er am 25ſten März, als am Feſte der Verkündigung Mariä, in der Kirche des heiligen Hauſes die Meſſe hörte, die der Biſchof Odo von Fraskati las. Noch jetzt bezeugen halb erloſchene Gemählde auf der weſtlichen Wand dieß Ereigniß. Als gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts die Mamluckenſultane von Aegypten ſich der letzten Ueberbleibſel des ehemaligen Königreichs Jeruſalem bemächtigten, ward auch der von Helena erbaute Tempel zerſtört; der Heiland aber um die Wohnung ſeiner Kindheit zu retten, löſte ſie von ihrer Grundlage ab, und ließ ſie in der Nacht des

10ten Mai's 1291 von Engeln auf eine Höhe zwiſchen den Städten Terſate und Fiume in Dalmatien tragen. Man kann ſich leicht vorſtellen, welches Staunen dieſes Ereigniß bei den Bewohnern des Landes erregte; aber Niemand vermochte das Wunder zu erklären, bis die heilige Jungfrau dem kranken Pfarrer von Terſate, Alexander Giorgi aus Modruſa, im Traume erſchien, und ihm offenbarte, das neu angelangte Haus ſey ihre Wohnung zu Nazareth; auch ihre Erſcheinung und Ausſage durch die plötzliche Wiederherſtellung des Kranken bekräftigte. Die Einwohner von Terſate gingen nun den Statthalter der Provinz, Nikolaus Frangipani, um die Erlaubniß an, Geſandte nach Nazareth ſchicken zu dürfen, um noch größere Gewißheit zu erlangen. Die Erlaubniß ward ertheilt; zwei der vornehmſten Edelleute von Terſate: Sigismund Orſik und Johann Gregorutzky waren zwei der vier Abgeſandten, die ſich nach Nazareth begaben, die Grundlage des Hauſes aufſuchten, und ſie nicht nur in Hinſicht des Maßes, ſondern auch der Steinart mit dem Hauſe ſelbſt übereinſtimmend fanden. Die Zahl der Pilger vermehrte ſich nun von Tage zu Tage, und der Statthalter

war schon auf die Erbauung einer dem Heiligthume angemessenen Kirche bedacht, als das Haus sich plötzlich in die Luft erhob, und über das adriatische Meer der Küste Italiens zuschwebte. Am 9ten December Abends gegen 10 Uhr im Jahre 1294 erschien es in der Nähe der Stadt Recanati, und ließ sich in einem Walde nieder, den man den Lorbeerbusch nannte. Hirten verkündigten zuerst dieses Wunder in Recanati, und bald nachher gab die heilige Jungfrau dem Augustiner Nikolaus von Tolentino und dem Bruder Klausner Paul, deren erster zu Recanati, der andere auf dem nahen Berge Montorso wohnte, denselben Aufschluß, den sie einst dem Pfarrer von Tersate gegeben hatte. Aber der Erbfeind des Menschengeschlechtes, der auf diese Begebenheit mit Ingrimm blickte, wandte alles an, um ihre heilsamen Folgen zu verhindern. Auf sein Anstiften versammelte sich eine Räuberbande in dem Walde, wo das heilige Haus stand, und plünderte und mordete die frommen Pilger, so, daß die Furcht bald den Wallfahrten ein Ende machte. Da versetzte sich die heilige Hütte plötzlich auf einen anmuthigen Hügel in der Nähe der Stadt, etwa eine italiänische Meile von ihrem frühern Standorte.

Aber auch hier war ihres Bleibens noch nicht. Das Grundstück gehörte zwei Brüdern gemeinschaftlich; die Reichthümer, mit denen die Andacht das Heiligthum beschenkte, erregte ihre Habsucht; jeder wollte sich dieses Schatzes bemächtigen; es kam zum Streit; sie griffen schon zu den Waffen, als das heilige Haus plötzlich verschwand, und sich auf einen andern Hügel am Wege nach dem Hafen von Recanati niederließ. Hier nun entstand aus den Gebäuden, die zur Bequemlichkeit der Pilger und der Geistlichen aufgeführt wurden, das jetzige Städtchen Loretto. Die Bürger von Recanati bauten in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts eine Kirche, die das heilige Haus einschloß, und 140 Jahre später ließ der Papst Paul II. die jetzige größere und prächtigere Kirche aufführen. Sixtus V. vollendete diesen Bau, indem er das Vordertheil der Kirche und den anstoßenden bischöflichen Pallast nach der Angabe Michel Angelo Buonarottis hinzufügte: auch die Inschrift auf dem Vordertheile: **Deiparae domus, in qua Verbum caro factum est**, ist von ihm. Dieß ist in aller Kürze die Geschichte des heiligen Hauses, die in historischer Hinsicht unter die Merkwürdigkeiten ge-

hört. Der Zweifel ist allerdings gerecht, die Widerlegung aber dürfte wohl unmöglich seyn, man müßte denn damit anfangen, alle Wunder zu leugnen, was aber eines Theils petitio principii, andern Theils keine historische Widerlegung wäre. Kann man es einem Ungelehrten, der Andern Glauben zu schenken gewohnt und gezwungen ist, kann man es ihm verdenken, wenn er glaubt und anbetet? Schreibt doch der gelehrte Tursellin: De tam testata exploratoque re dubitare non potest, nisi qui de divina vi ac providentia dubitare velit, aut eximere ex hominum genere humanam fidem.

Wir sahen in Loretto (Manches, was in der That sehenswürdig ist. Den Platz, den die Kirche und der Pallast auf drei Seiten einschließen, ziert ein eherner Springbrunnen von trefflicher Arbeit; auf der Vortreppe der Kirche erblickt man die eherne Bildsäule Sixtus V. im päpstlichen Schmucke auf dem Throne sitzend. Die drei bronzenen Thüren der Kirche sind ganz mit Bildwerken bedeckt, welche Gegenstände aus der biblischen Geschichte darstellen. Die Kirche selbst ist ein weitläuftiges Gebäude in Kreuzesform; die Altarblätter sind größ-

tentheils Nachahmungen berühmter Gemählde in Mosaik, die Seitenwände der Kapellen mit Freskogemählden geziert, die aber gröſstentheils schon sehr gelitten haben. Im Mittelpunkte des Kreuzes steht die heilige Hütte, ringsum mit Cararischem Marmor bekleidet. Diese Bekleidung, die Leo X. im Jahre 1514 nach der Zeichnung des Baukünstlers Bramanti begann, und Gregor XIII. im Jahre 1579 beendigte, ist mit Bildsäulen und halberhabenen Bildwerken geziert, die zu dem Besten gehören, was ich bis jetzt von neuerer Bildnerei gesehen habe. Die Standbilder stellen die Propheten dar, die von der Zukunft Christi geweissagt haben, auf der Ostseite Moses und Bileam, gegen Mittag Malachias, David und Zacharias, auf der Westseite Jeremias und Ezechiel, und auf der Nordseite Jesaias, Daniel und Amos. Ueber den Propheten stehen eben so viele Sibyllen, denen man ähnliche Weissagungen zuschreibt. Die Zwischenräume nehmen die halberhabenen Bildwerke ein, welche die Geschichte der heiligen Jungfrau von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode, und die verschiedenen Versetzungen des heiligen Hauses darstellen. Die heilige Hütte selbst ist nichts anders, als ein von vier

rohen Mauern eingeſchloſſener Raum etwa 30 Fuß lang, 12 Fuß breit und 14 Fuß hoch. Die ehemalige Thüre an der Nordſeite iſt jetzt verſchloſſen; an der Weſtſeite ſieht man noch das Fenſter, an dem Maria ſaß, als der Engel kam, um ihr ihre hohe Beſtimmung zu verkündigen; an der entgegengeſetzten Seite iſt noch ihr Feuerheerd, jetzt aber ſteht an dieſer Stelle das berühmte Bild aus Cedernholz, das eigentlich gemeint iſt, wenn die Mutter Gottes von Loretto erwähnt wird. Beide, Mutter und Kind, ſind mit einer reichen Krone geſchmückt. In den Marmorboden rings um das heilige Haus, beſonders auf der Seite, wo das Fenſter iſt, haben die Kniee der andächtigen Pilger tiefe Furchen gezogen. Sie wiſſen, mein wohlehrwürdiger Freund, wie ich als Proteſtant über dieß alles denke und denken muß; aber ich betrat doch die heilige Hütte mit einem ganz eigenen Gefühle. Die glänzenden Beweiſe des Glaubens und der Verehrung Anderer überſtrahlen die Flecken, die unſere Vernunft und unſere Kritik in der Ueberlieferung gewahren. Die ſtille Betrachtung dieſes dunkeln, nur von Kerzen und Ampeln erleuchteten Heiligthums erregte Empfindungen in mir, für die ich

ſchwerlich einen Namen gefunden hätte; noch weniger wäre ich vermögend geweſen, zu beſtimmen, ob ich in dieſem Augenblicke glaubte oder zweifelte. Sobald die Empfindung wieder dem Gedanken Raum läßt, und alſo der Zweifel wieder deutlich hervortritt, fühlt man ein unglaubliches Bedauern, nicht glauben zu können. Sieh, ſagte ich zu Gabrieln, als wir das heilige Haus verlaſſen hatten, und nochmals die reiche Bekleidung betrachteten, ſieh, mit welcher Pracht man die Hütte verherrlicht hat, worin Jeſus als Knabe und Jüngling gewohnt haben ſoll; bedenke, wie viel tauſend Tempel man ihm errichtet hat, die glänzender ſind, denn der Könige Häuſer, während er von ſich ſelbſt ſagen mußte: des Menſchen Sohn hat nicht, wo er ſein Haupt hinlege. Ja, verſetzte Gabriel, der Haß gegen das Große und Göttliche iſt ein Grundzug der menſchlichen Natur: darum iſt niemand Prophet in ſeinem Vaterlande, noch, wie man hinzu ſetzen ſollte, in ſeiner Zeit. Erſt wann der Menſch, in dem das Göttliche ſich offenbaret hat, dahin iſt, wann er kein geringeres Verdienſt mehr verdunkelt, keine Eitelkeit mehr beleidigt, kein Vorurtheil mehr kränkt, keinen Tagelöhner mehr mit der Schm-

lerung des täglichen Brotes bedroht, erst dann sind die Menschen gerecht genug, um anzuerkennen, daß die Sonne leuchtet. Es ist traurig, sagte ich, daß Du nicht ganz Unrecht hast, und doch auch gut: denn das Kreuz Christi ist das Scepter geworden, mit dem er nun schon anderthalb tausend Jahre als unsichtbarer König die Welt regiert; daher ich auch die Verehrung des Kreuzes so natürlich finde.

Der Schatz der Mutter Gottes von Loretto, der sonst auf 15 Millionen Scudi (über 20 Mill. C. M.) geschätzt wurde, ist jetzt ganz unbedeutend. Zwar haben ihn weder die Motten gefressen, noch haben ihm die Diebe nachgegraben, aber die Jahre der Umgestaltung haben ihn verschlungen; ich konnte jedoch nicht genau erfahren, auf welche Weise. Der Sakristan erzählte, die Franzosen hätten ihn geraubt, Andere wollten behaupten, der Papst habe ihn zu sich genommen, um ihn zu retten, sey aber doch genöthigt gewesen, ihn anzugreifen, um die ihm auferlegte Contribution zu bezahlen. Nur ein Paar Stücke von dem alten Schatze sind noch vorhanden, die übrigen Kostbarkeiten sind neuere Geschenke. In dem bischöflichen Pallaste sahen wir manch

treffliches Gemählde, und in der Apotheke 300 Gefäße mit Gemählden nach Zeichnungen von Raphael und Julio Romano. Gegen Mitternacht begaben wir uns wieder in die Kirche, um der Geburtsfeier Jesu beizuwohnen; ein Chorherr war so gefällig, uns in das Chor selbst einzuführen, und uns einen Sitz nahe am Altar anzuweisen. Der Gedanke, daß ich in dem weltberühmten Loretto, in der Nähe der Santa Casa die Christnacht feierte, versetzte mich in eine der Andacht höchst günstige Stimmung; und ich hätte nicht geglaubt, daß ich das Niederknieen jemals so natürlich finden könnte, wie ich es hier fand. Man sage, was man will, es ist und bleibt ein ergreifender Augenblick, wann, nachdem der Priester Brot und Wein gesegnet hat, auf einmal alles schweigt, er vor dem Altar, die Gemeinde auf den Knieen liegend, still betet, und die silberne Glocke das Wunder der Verwandlung verkündigt.

Pilgrime waren außer fünf bis sechs Barfüßermönchen nicht gegenwärtig, denn man wählt natürlich eine bessere Jahrszeit zu dieser Wallfahrt. Es that mir leid: denn ich hätte wohl gewünscht, eine solche andächtige Menge hier versammelt zu sehen,

und mich mit den Einzelnen über ihr Unternehmen, und die darauf gegründeten Hoffnungen unterhalten zu können. Gabriel nahm mir diesen Wunsch sehr übel, als ich ihn beim Schlafengehen äußerte. Was? sagte er, hast Du denn nicht der menschlichen Thorheiten in Deinem ganzen Leben, und der Thorheiten dieser besondern Art während unsers kurzen Aufenthaltes in Italien schon genug gesehen? Oder ist es nicht eine der thörichtsten Thorheiten zu glauben, man könne sich vor der höchsten Vernunft durch eine Reise, die schon die geringere menschliche Vernunft als Zeit und Geld verschwendend verwirft, ein Verdienst erwerben? Und was thut dem Laster und dem Verbrechen größern Vorschub, als der unselige Wahn, durch eine Andachtsübung, wie eine Wallfahrt, lasse sich das Geschehene ungeschehen machen? Mein guter Gabriel, antwortete ich, was Du da sagst, ist ganz wahr, und dennoch bist Du höchst ungerecht gegen die guten Pilger. Die Wallfahrten verdanken ihren Ursprung einer der edelsten Anlagen des Menschen, der Sehnsucht, dem Göttlichen zu nahen. Um sich aber dem Göttlichen zu nähern, muß der Mensch wissen, wo es ist, und da er es nirgends erblickt, weil es sich

nur mittelbar zu erkennen giebt, so schafft er es dichtend selbst. Die Santa Casa, das Blut Christi zu Mantua und tausend ähnliche Dinge sind Erzeugnisse dieser unwillkührlichen, in der menschlichen Natur gegründeten und von ihrem Adel zeugenden Dichtung; ja alle Offenbarungen der Heiden sind es gewesen. Wenn nun der Glaube mehrerer Jahrhunderte Zeugniß abgelegt hat, daß hier oder dort das Göttliche vorhanden sey, ist es denn nicht edel von dem Menschen, sich mancherlei Entbehrungen, Beschwerden und Gefahren auszusetzen, um einen Tag im Anschauen dieses Göttlichen zu verleben, und sich durch diesen Anblick zum Kampfe mit innern und äußern Feinden des Guten zu stärken? Daß die Hab- und Herrschsucht der Priester diese schöne Neigung des Menschen irre geführt, die Wallfahrten zu einem verdienstlichen Werke, zu einer Bußübung, zu einem Kaufpreise des Ablasses gestempelt hat, das fällt doch wohl nicht der Sache selbst zur Last? denn ach! mein guter Gabriel, wo ist eine Idee oder ein Gefühl so groß und herrlich, daß es der Mensch nicht schon zu seinen kleinlichen, schmutzig irdischen Zwecken gemißbraucht hätte?

Am Morgen des heiligen Tages verließen wir Loretto, und, über Berge und durch Thäler ziehend, erreichten wir gegen Abend die alte Bergstadt Tolentino. Am folgenden Tage gelangten wir in die Hauptkette der Apenninen, und nun gab uns der Himmel, was wir in Ankona und Loretto so sehr gewünscht hatten, heiteres Wetter, zugleich aber auch einen kalten Nordostwind, der auf den Höhen unglaublich schneidend ist. Die Apenninen, soweit wir sie gesehen haben, sind, mit den Alpen verglichen, nichts mehr als große Hügel, gewähren daher auch nicht den Anblick einer wild romantischen Natur; überall fanden wir noch angebautes Land und Pflanzungen von Oelbäumen, oft bis zu den höchsten Gipfeln hinauf; und selbst in dieser Jahreszeit weideten noch überall Schaf- und Ziegenheerden an den Bergen. Gegen Abend langten wir in Serravalle an, das auf der Grenzscheide zwischen Italien oberhalb und Italien unterhalb der Apenninen liegt. Die armselige Ortschaft, in mehrere Häusergruppen zerstreut, hat ihren Namen von einem Schlosse, das ehemals den engen Durchgang sperrte, und ein Werk der Ostgothen gewesen seyn soll, das sie, wenn es ihnen wirklich angehört, wahr-

ſcheinlich während ihrer Kriege mit den Oſtrömern erbauten, um einem Beliſarius und Narſes auf dieſer Seite das Eindringen in ihre Hauptbeſitzungen zu erſchweren. Von Serravalle bis Colfiorito bleibt man immer auf der Höhe der Apenninen, die dort eine ziemlich ausgedehnte Ebene bildet; aber in geringer Entfernung von dem letztern Orte beginnt die Straße ſich zu ſenken, und man fährt nun wohl drittehalb Meilen weit immer bergunter, bis man das herrlich gelegene Foligno, die erſte Stadt Umbriens erreicht, wo ſich die drei Hauptſtraßen Mittelitaliens, die nach Florenz über Perugia und Arezzo, die nach Fano durch das Furlo, und die nach Loretto durch Colfiorito vereinigen oder trennen. Von hier nach Spoletto, das wir am Abend des 27ſten erreichten, führt der Weg durch ein unendlich fruchtbares und anmuthiges Thal; aber gleich hinter dieſer alten und finſtern Stadt beginnt die Sonnma, eine Gebirgskette, die den eigentlichen Apenninen wohl nicht viel an Höhe nachſteht, und an deren jenſeitigem d. h. ſüdweſtlichem Fuße Terni liegt. Etwa zwei Meilen weiter hat man einen dritten Gebirgszug zu überſteigen, auf deſſen vorderſtem Kamme die Bergſtadt Narni liegt, und der

ſich an zwei Meilen weit, bis zu der Bergſtadt Otricoli erſtreckt. Auf dieſer Höhe hatten wir nicht wenig von dem ſchon erwähnten Nordoſtwind, den man hier tramontana nennt, auszuſtehen: er war zum Sturme geworden und trieb den Staub in dicken Wolken vor uns her; blieb die Hand auch nur eine Minute lang ihm ausgeſetzt, ſo war ſie erſtarrt, und keine Bedeckung ſchützte vor ſeiner durchgreifenden Kälte. Ich hatte mich nie nach dem Nachtquartiere geſehnt, aber dieſen Tag konnte ich es kaum erwarten, bis wir Otricoli erreichten. Und doch waren wir noch nicht viel beſſer daran; Zimmer mit Kaminen befanden ſich nur auf der Oſt- und Nordſeite des Hauſes, und die wüthende Tramontana würde Feuer und Rauch in das Zimmer getrieben haben. Wir mußten alſo wider Willen großartig in einem Saale ſpeiſen, deſſen acht nach Oſten gewandte und ſchlecht verſchloſſene Fenſter eben nicht zur Wärme beitrugen. Am folgenden Morgen ſtiegen wir von dieſer letzten Bergkette in das Thal herab, das ſich von da, wenn auch immer wellenförmig, bis an das untere Meer erſtreckt. Das iſt die Tiber von Rom, ſagte der Vetturino, als wir etwa eine ſtarke Meile von Otricoli über einen un-

bedeutenden Fluß fuhren, und hätte ich nicht gewußt, daß es dieser, und kein anderer Fluß sey, so würde ich geglaubt haben, der Vetturino wolle uns etwas aufheften: denn die weltberühmte Tiber ist hier nicht größer, als die Pleiße bei Leipzig. Gleich hinter Civita Castellana, also mehr denn sieben Meilen von Rom, beginnt die Wüste, welche den Sitz des Statthalters Christi auf Erden umschließt. Der Papst, sagte Gabriel, könnte sich eben so gut einen Nachfolger Johannis, als einen Nachfolger Petri nennen, denn er ist wahrhaft ein Rufer in der Wüste. Gabriel, versetzte ich, Du bedenkst nicht, daß Johannes der Vorläufer Christi, mithin Christus nothwendig der Nachfolger Johannis war; wollte sich also der Papst diesen Titel zulegen, so würde er sich damit zum Heiland selbst erheben, was auch bei einem Papste eine unleidliche Anmaßung wäre. Aber fällt nicht auch Dir beim Anblick dieser Einöde unwillkührlich die Wiedervergeltung ein, die der gerechte Engel des Weltlaufs übt? Wie oft hat ein Wort, das von dem heidnischen oder christlichen Rom ausging, ein blühendes Land in eine Wüste verwandelt, und siehe da, nun ist das Weichbild dieser Verwüsterin zur Wüste geworden, und sie selbst

ſchon zum Theil eine öde Stätte. Je mehr man ſich Rom nähert, deſto furchtbarer wird die Wildniß, und von dem Flecken Monterosa an verſchwinden alle Spuren menſchlichen Daſeyns: ein Paar einzelne Poſthäuſer ſind die einzigen Wohnungen, die man auf einer Strecke von fünftehalb deutſchen Meilen erblickt. Das unangenehme Gefühl, das eine wüſte Gegend allezeit dem Reiſenden verurſacht, wird hier noch durch den üblen Ruf geſteigert, in dem dieſe Einöde nicht mit Unrecht ſteht. Etwa acht Tage vor unſerer Durchreiſe war ein Mann von vier Straßenräubern, in geringer Entfernung von einem Militärpoſten, angefallen und erſchlagen worden. Die letzte Nacht unſerer Reiſe vom 29ſten auf den 30ſten, brachten wir in dem einſamen Poſthauſe Boccano zu, und zwar nicht angenehmer, als die nächſtvorhergehende zu Otricoli: denn noch immer hauſte die ſchneidende Tramontana; wir mußten wieder in einem ungeheuern noch ſchlechter verwahrten Saale den Abend verleben, und in unſerm Schlafzimmer war an kein Kaminfeuer zu denken. Endlich erreichten wir am folgenden Mittage Rom. Doch davon ein ander Mal: in dieſem Briefe will ich Ihnen noch nichts von Rom ſagen.

den 30ten Januar.

Zum Schluſſe meines langen Briefes will ich Ihnen heute, mein wohlehrwürdiger Freund, einen Nachtrag zu meiner Reiſegeſchichte liefern, der aus einem Allerlei von Bemerkungen beſtehen ſoll. Der Kirchenſtaat gewährt einen ungleich minder erfreulichen Anblick, als die Lombardei: denn im Ganzen iſt der Boden, wie in allen Gebirgsländern, wenig ergiebig, wenn man den Strich, der noch zum Flußgebiete des Po's gehört und einzelne Thäler ausnimmt. Der Landmann hat auch hier, wie in der Lombardei, kein Eigenthum; der Städter allein iſt Grundbeſitzer, und überläßt dem Landmanne gegen die Hälfte alles Ertrags ſein Grundſtück zur Bearbeitung. Das erforderliche Vieh gehört bisweilen dem Bauer, und dann vergütet ihm der Herr die Arbeit deſſelben; gehört es aber dem Herrn, ſo eignet ihm auch aller Ertrag deſſelben, und überdieß wird es jährlich geſchätzt, und hat es abgenommen, ſo iſt der Bauer gehalten, den Schaden zu erſetzen, hat es zugenommen, ſo zahlt der Herr die Hälfte der Summe, um die es nun die erſte Schätzung überſteigt. Außerdem iſt der Bauer noch verpflichtet, dem Herrn jährlich für die Woh-

nung, die er ihm giebt, eine bestimmte Anzahl Hühner, Eier u. dgl. zu liefern. Ein solches Verhältniß des Landmanns, verbunden mit einem nicht sehr fruchtbaren Boden und der Beschränktheit der meisten Grundstücke, macht natürlich die Lage des Bauers nicht beneidenswerth; und was noch schlimmer ist, dieser Zustand hat nicht einmal den Vortheil der Sicherheit. So lange der Herr mit dem Bauer zufrieden ist, denkt er freilich an keinen Wechsel, und es giebt der Beispiele genug, daß dieselbe Bauernfamilie schon im vierten und fünften Geschlechte dasselbe Grundstück bearbeitet; aber eine Laune des Herrn reicht hin, dieser Lage ein Ende zu machen und den Bauer zu vertreiben, was besonders häufig geschieht, wann die Grundstücke in fremde Hände übergehen. Bei solchen Umständen müßte es ein Wunder heißen, wenn der Landmann nicht arm wäre; aber die Zeit der Wunder ist vorüber, wie sehr man sich auch bemüht, das Gegentheil zu beweisen, und der hiesige Landmann ist arm. Seine Kleidung ist meist so bettelhaft und aus so vielfachen Lumpen zusammengesetzt, daß man nur ganz in der Nähe unterscheiden kann, ob man ein männliches oder weibliches

Wesen vor sich hat. Trotz der schlechten Jahreszeit gingen doch die meisten, sowohl Männer als Weiber, barfuß, oder wenigstens ohne Strümpfe. Die Männer trugen entweder, und das waren die wohlhabendern, einen abgeschabten Tabarro, der sich gewiß vom Großvater herschreibt, und nicht selten mit Flecken von allerlei Farben besetzt ist, oder einen dunkelbraunen, kurzen, mit einer Kapuze versehenen Mantel, ähnlich dem Oberkleide der Bettelmönche; diese Bedeckung giebt ihnen ein wunderliches, fast zurückschreckendes Ansehen. Wie armselig aber auch die Kleidung ist, so tragen doch fast alle Landleute etwas den unsrigen kaum Bekanntes, nämlich einen Regenschirm, und so ein zerlumpter Bauer auf seinem Esel mit einem Regenschirme, macht eine gar possirliche Figur. Ueberhaupt haben die Italiäner eine fast lächerliche Furcht vor dem Regen; sie geht so weit, daß unser Vetturino, der doch zwei tuchene Mäntel hatte, und, wann es regnete, einen über den andern zog, von mir verlangte, ich [illegible]te ihm meinen Regenschirm leihen, und da ich ihm abschlug, auf der Landstraße anfing, mit einem Bauer um seinen Regenschirm zu handeln.

Der große Haufe in den Städten theilt die Armuth des Landmannes. Der Handel iſt wenig oder nichts bedeutend; ſelbſt der innere Verkehr ungleich ſchwächer, als in Oberitalien. Dort begegneten uns häufig Frachtwagen; hier fuhren wir oft Tagelang, ohne einen zu erblicken. Natürlich liegen auch die ſtädtiſchen Gewerbe danieder, und es fehlt der ärmern Volksklaſſe an Verdienſt. Eine Folge davon iſt eine unglaubliche Anzahl Bettler, die dem Reiſenden im höchſten Grade beſchwerlich fallen. Ich bin überzeugt, daß ſich jeder gern eine beſtimmte Abgabe würde gefallen laſſen, wenn er ſich dadurch von dieſer Plage loskaufen könnte: denn wer kann immer Kupfermünze genug bei ſich tragen, um alle dieſe ungeſtümen Forderer zu befriedigen? In Loretto umringten ſie uns völlig, ſo, als ob ſie Hand an uns legen wollten, und um nur weiter gehen zu können, ohne Gewalt zu brauchen, ſahen wir uns genöthigt, ihnen, weil unſer Kupfergeld ſchon ausgegeben war, einige Silbermünzen zur Selbſtvertheilung Preis zu geben. In Terni hatten ſie ihr Hauptquartier in einem Schoppen des Poſthauſes, das zugleich, wie hier gewöhnlich, ein Gaſthof iſt, aufgeſchlagen, und lagerten

dert wie eine Zigeunerbande um ein Feuer her. Kaum waren wir also angelangt, so umringten sie durch einander schreiend, jeder seine Armuth oder Gebrechlichkeit schildernd, unsern Wagen. Als ich ausstieg, standen auf einmal zwei Gespenster vor mir, vom Scheitel bis zur Fußsohle, in ein weißes Linnen gehüllt, in das nur für die Augen Löcher geschnitten waren. Bei diesem Anblick ergriff mich der Gedanke, es seyen Ungeheuer, die, um nicht Grausen zu erregen, auf Befehl der Polizei so gekleidet gehen müßten; und ich gestehe, daß ich erschrocken zurückfuhr: doch besann ich mich bald, irgendwo gelesen zu haben, daß es Leute wären, die Geld für Seelenmessen sammelten. So sehr ich mich auch anfangs durch die unaufhörlichen Bettelein belästigt fühlte, so sehr ich auch wünschte, die Regierung möchte, wie bei uns, Anstalten zu ihrer Beseitigung treffen, so sah ich doch am Ende ein, daß ich Unrecht hatte. Es ist wohl natürlich, sagte ich zu Gabrielen, als er denselben Wunsch etwas heftig äußerte, daß eine geistliche Regierung mehr das innere, als das äußere Leben des Menschen im Auge hat: sie läßt also die Bettler bestehen, um weder den Einheimischen noch den Frem-

den die Gelegenheit zu entziehen, die Tugend der Wohlthätigkeit zu üben, und einem der Hauptgebote Christi nachzuleben, was ganz unmöglich seyn würde, wenn keine Bettler vorhanden wären. Wollte man ihnen eine bestimmte Beisteuer auflegen, so wären sie nicht mehr frei, und ihre Gabe nicht mehr die Frucht christlicher Milde. Gabrielen wollte meine Erklärung nicht zu Sinne; ich aber war herzlich froh, wie immer, wenn ich für eine Erscheinung, die mir auffällt, einen zureichenden Grund gefunden habe.

Der Bewohner des Kirchenstaates unterscheidet sich merklich von dem Lombarden: sein Aeußeres ist weit minder vortheilhaft. Dieß wird natürlich besonders bei dem andern Geschlechte bemerkbar, und schöne Frauen sind in dieser Gegend eben so selten, als in der Lombardei häufig. Die Toskanerinnen stehen dagegen allgemein im Rufe der Schönheit: man ist daher versucht, diesen Unterschied dem Umstande zuzuschreiben, daß in der Lombardei und in Toskana sich einst Germanen ansiedelten, was im Exarchat, in der Pentapolis und dem Herzogthume Rom nie der Fall war, weil diese Provinzen den Oströmern unterworfen blieben.

Dieſer Vermuthung kommt zu Statten, daß auch die Venetianer ungleich minder wohlgeſtaltet ſind, als ihre nächſten Nachbarn, die Lombarden. Gabriel iſt dieſer Meinung von ganzem Herzen zugethan, und freute ſich jedes Mal, wenn er ein recht häßliches, junges Frauenzimmer ſah, und unterließ nie, mich darauf aufmerkſam zu machen. Gabriel, ſagte ich endlich, führe mir einen einzigen vernünftigen Grund an, warum es in einem Kirchenſtaate ſchöne Weiber geben ſollte. Du kennſt die alte Regel: mulier taceat in ecclesia, d. h. es ſoll keinen Einfluß in der Kirche haben; das würde aber nicht möglich ſeyn, wenn die Weiber ſchön wären: denn wie könnte man alsdann ihren Einfluß verhindern? Ja, verſetzte Gabriel, wunderlich genug, daß es einen Kirchenſtaat giebt; es ſollte nun, da jeder Satz ſeinen Gegenſatz nothwendig macht, auch eine Staatskirche geben. Und giebt es etwa die nicht? ſagte ich.

Das in einem Kirchenſtaate das kirchliche Element das vorherrſchende iſt, verſteht ſich von ſelbſt: alles bezieht ſich hier mehr oder minder auf die Kirche und ihre Diener. Wenn ein Proteſtant ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſe Seite des Lebens in Ita-

lien richtet, ſo glaubt er ſich in eine ganz andere Welt verſetzt, die Weſen anderer Gattung bewohnen. Ideen und Sagen, die wir längſt in die Sphäre des Geſpenſterglaubens und der Mährchen vom Rübezahl verwieſen haben, gelten hier noch für die lauterſte Wahrheit. Zu Forli ſah ich in einer Kirche eine reichgeſchmückte Kapelle, die ein Kardinal und Biſchof der heiligen Severina erbaut, um dort ihre Gebeine, die er im Jahe 1820! aufgefunden, zu beſtatten, oder vielmehr zur Verehrung niederzulegen. In Loretto theilt man noch Aſche aus, die auf dem Heerde der heiligen Hütte von der Zeit übrig geblieben war, wo Maria darauf ihrem Kinde Eſſen kochte; und ein Roſenkranz, in Loretto geweiht, iſt das angenehmſte Geſchenk, das man einer Italiänerin machen kann. Die Kirchen ſind verhältnißmäßig noch zahlreicher, als in den Städten Oberitaliens, und zu welcher Stunde des Tages ich auch eine Kirche beſuchte, immer fand ich betende, beſonders Frauenzimmer, darin. Einſt ſah ich eine Frau, die eben beichtete, und als ich nach fünf Viertelſtunden einer Inſchrift wegen in dieſelbe Kirche zurückkehrte, hatte ſie ihre Beichte noch nicht beendigt. Gottesverehrung kann man die Religions-

übung des Volkes nicht nennen, ja nicht einmal Christusverehrung, daher man auch das Crucifix in den italiänischen Kirchen fast seltner erblickt, als in unsern protestantischen. Es ist ein Heiligendienst, und unter den verehrten Heiligen nimmt die Mutter Gottes den ersten Platz ein, weßhalb ich nach dem Grundsatze a potiori fit denominatio, die Religion des Volkes eine Madonnenreligion nennen möchte. In jeder Kirche erblickt man wenigstens zehnmal ihr Bildniß, fast in jedem Zimmer Kupferstiche oder Holzschnitte, die sie vorstellen. Im Gasthofe zu Fano fand ich einen solchen gräulichen Holzschnitt, ähnlich denen in unserm alten Katechismus, an die Küchenthüre geklebt, und darunter folgendes für den Madonnendienst, sehr charakteristisches Lied:

O bella speranza mia,
dolce amor mio, Maria,
Tu sei la vita mia,
la pace mia sei Tu.
Quando Ti chiamo, o penso
a Te, Maria, mi sento
tal gaudio, tal contento,
che mi rapisce il cuor.
Ti prego, o Madre pia,

a benedir dal ciel
l'anima mia.

Se mai pensier funesto
viene a turbar la mente,
sen fugge, allorchè sente
il nome Tuo chiamar.
In questo mar del mondo
Tu sei l'amica stella,
che puoi la navicella
dell' alma mia salvar.
Ti prego etc. etc.

Sotto Tuo bel manto,
amata mia Signora,
viver io voglio, e ancora
spero morir un dì:
che se mi tocca in sorte
finir la vita mia
amando Te, Maria,
mi tocca il cielo ancor.
Te prego etc. etc.

Stendi le Tue catene
e m' incatena il cuore,
che prigionier d'amore
fedele a te sarò
Ecco il mio cuor, Maria,
è Tuo, non è più mio;

prendilo e dallo a Dio
ch'io non lo voglio più.
Ti prego etc. etc.

Alſo die Hoffnung, die Liebe und der Leitſtern des Lebens, die Bewahrerin vor böſen verſuchenden Gedanken, die Tröſterin im Tode, und die Vermittlerin bei Gott, das iſt Maria für den gläubigen Italiäner. Den zärtlichen, faſt leidenſchaftlichen Ton des Liedes erklärt man ſich leicht, wenn man die Madonnen eines Perugino, Raphael, Guido, Guercino u. ſ. w. betrachtet. So wie Herodot behauptet, Homer und Heſiod hätten den Griechen ihre Götter geſchaffen, ſo möchte ich ſagen, daß jene Mahler den Italiänern ihre Heiligen, das heißt im Grunde auch ihre Götter, geſchaffen haben. In dieſer Hinſicht, nämlich der Verbindung der Kunſt mit der Religion, ſteht Italien hoch über Deutſchland; die Kirche auch des geringſten Fleckens iſt mit beſſern Gemählden geſchmückt, als bei uns die meiſten Kirchen der Hauptſtädte, und nirgends habe ich Zerrbilder gefunden.

Wenn Sie mich fragen, mein wohlehrwürdiger Freund, wie denn der Reiſende in Italien daran ſey, ſo weiß ich ſelbſt nicht recht, was ich Ih-

nen auf dieſe Frage antworten ſoll. Aus mancher meiner Aeußerungen werden Sie ſchon abgenommen haben, daß man hier wie überall auf Reiſen mit mancherlei Unannehmlichkeiten zu kämpfen hat. Zu dieſen rechne ich vorzüglich die Prellereien, die man ſich hier gegen den Fremden erlaubt. Die Italiäner betrachten nämlich das Geld, das der Ausländer bei ihnen verzehrt, als einen Theil des ihnen gebührenden Einkommens, und ſetzen daher alle Billigkeit aus den Augen. Deßhalb ſchließt man gewöhnlich die Zehrung mit in den Vertrag ein, den man mit dem Vetturino macht; allein dann iſt man völlig der Willkühr eines ſolchen Menſchen Preis gegeben, und dabei fährt man nicht immer zum beſten, wie Sie aus dem geſehen haben, was ich Ihnen früher von unſerer Spazierfahrt von Padua nach Rovigo mitgetheilt habe. Uns hatten es Umſtände unmöglich gemacht, einen ſolchen Vertrag zu ſchließen, und man hat uns daher nicht geſchont. Selten haben wir für Nachtlager, Abendeſſen und Frühſtück weniger als einen Dukaten bezahlt, eine ungeheure Summe in einem Lande, wo die Lebensmittel ſo wohlfeil ſind, wie hier. Das Kaminfeuer rechnete man uns gewöhnlich zu 4 Paoli (13 Gro-

ſchen C. M.) an, während hier in Rom ein ganzes Fuder Holz, von dem man vier Wochen lang des Morgens und Abends ein tüchtiges Kaminfeuer unterhalten kann, mit Hacker- und Trägerlohn nur 36 Paoli koſtet. Ich weiß wohl, daß nirgends die Ehrlichkeit eine hervorſtechende Tugend der Gaſtwirthe iſt, und daß der Reiſende überall dafür büßen muß, das alte Sprüchlein: „bleibe im Lande und nähre Dich redlich,“ nicht beachtet zu haben, aber est modus in rebus. Gabriel fand nicht nur dieſe unchriſtlichen Rechnungen, ſondern überhaupt alles abſcheulich, und hielt dann und wann heftige Reden gegen das Reiſen in Italien. Vorzüglich war dieß der Fall, als wir den letzten Tag in Boccano angelangt waren, als die Tramontana gegen die acht ſchlecht verwahrten Fenſter des ungeheuern Saales wüthete, in dem wir den Abend zubringen mußten, weil wir kein Zimmer mit einem Kamine haben konnten; als der mürriſche Aufwärter immerwährend aus und ein ging, und jedes Mal die Thüre offen ließ, die überhaupt nicht zugemacht, ſondern nur angelehnt werden konnte, und daher von Hunden und Katzen, die an unſerm Kaminfeuer Antheil nehmen wollten, alle Augenblicke aufgeſto-

ßen wurde. Eben war wieder ein großer Kettenhund herein gekommen, und der zur geöffneten Thüre hereinſtrömende Zugwind blies die ſchwach brennende Lampe aus, da begann Gabriel alſo: Als der Fürſt der Finſterniß Unkraut unter den Waizen geſäet, ich meine, als er das Böſe in die Schöpfung Gottes, in der eitel Gutes war, eingeſchwärzt hatte, überblickte er ſein Werk, und freute ſich, wie ſich die Teufel freuen über die gelungene Arbeit. Jedes Land, jedes Volk hatte ſein Theil phyſiſchen und moraliſchen Uebels erhalten, und der Urheber des Böſen konnte hoffen, die Welt unglücklich zu ſehen. Nur Eines ſtörte ſeine Zufriedenheit. Er hatte zwar die Deutſchen bei ſeiner Austheilung nicht vergeſſen; allein die ungeheuere Maſſe Geduld, die ihnen der Himmel verliehen hatte, ließ ihn fürchten, ſie würden die Wirkung ſeiner traurigen Gaben nicht ſo fühlen, wie er es wünſchte. Und doch waren alle Uebel ſchon vertheilt, und nichts ließ ſich mehr zu dem Looſe der Deutſchen hinzufügen; aber erfinderiſch, wie er iſt, flößte er ihnen noch ſchnell die Wuth ein, nach Italien zu ziehen, und nun erſt grinſete er ſeinem eigenen Werke Beifall zu. Und mit Recht: denn was iſt für Deutſch-

land die Quelle größern und mannigfaltigern Unheils geworden, als dieser unglückselige Hang? Wenn die Kraft der Ottonen für Deutschland verloren ging, wenn den zweiten dieses Stammes der Tod in der Blüthe seines Lebens ergriff, wenn sein Sohn an dem Giftbecher starb, den eine eifersüchtige Geliebte dem Jünglinge kredenzte, wenn Heinrich IV, der Sohn und Enkel eines Kaisers, selbst mit vier Kronen geschmückt, nach vierzig unglücklichen Jahren der Herrschaft, von zwei Söhnen verrathen, ohne Obdach umher irrte, und vergebens um eine armselige Kirchenbedienung bettelte, wenn das Heldengeschlecht der Hohenstaufen, dessen Nachkommen noch jetzt glücklich und glorreich über uns herrschen und von dem Mittelpunkte Europa's aus, diesem Welttheile Gesetze des Friedens vorschreiben könnten, wenn dieß Geschlecht sich in fruchtlosem Kampfe verzehrte, und durch Verrath, durch Gift und endlich gar durch das Beil des Henkers zu Grunde ging, wenn Heinrich VII zu Buonconvento den Tod im Nachtmahl des Herrn zu sich nahm, wenn der ritterliche Maximilian Geld und Menschenblut verschwendete, um sich von seinen Bundesgenossen betrügen zu lassen, wenn sein Enkel, statt auf

Deutschlands innern Frieden zu denken, sich in Kriegen mit Frankreich erschöpfte, wenn in Folge aller dieser Unglücksfälle, Deutschland in Verwirrung und durch Zersplitterung in Kraftlosigkeit versank: so kommt diese Masse von Unheil einzig auf Rechnung des thörichten Hanges nach Italien zu ziehen. Seit die Kaiser ihre Römerzüge eingestellt haben, ist diese Wuth in unsere Gelehrten, Künstler und Müssiggänger gefahren; sie ziehen seit dreihundert Jahren haufenweise in dieß — leider zu sehr — gelobte Land, und keiner läßt sich durch das Beispiel derer warnen, die ihre Thorheit schwer gebüßt haben. Denn wenn der edle Hutten von einer abscheulichen Krankheit in der Kraft seiner Jahre aufgerieben wurde, so hatte er sich diese Krankheit in Italien geholt, wenn der gelehrte Winkelmann von Banditenhänden fiel, so war es in Italien, wenn ein talentvoller Dichter den Verstand verlor, so war es abermals in Italien. Und wenn auch das Unternehmen nicht immer einen so unglücklichen Ausgang hat, ist es nicht schon genug, von schelmischen Gastwirthen betrogen zu werden, in der schneidenden Tramontana vor Kälte zu erstarren, in eiskalten, von der Zugluft durchwehten Zimmern ein kaum genießbares

Abendbrot erwarten und am Kamin, wo, während der Rücken geröstet wird, vorn der Hauch gefriert, sich Schnupfen und Kopfweh holen zu müssen: ist dieß alles nicht schon genug, um unsere Thorheit einsehen und bereuen zu lernen? Die Heftigkeit dieser Catilinaria, deren Wirkung noch durch die Idee verstärkt wurde, daß wir so nahe bei Rom wären, wo einst die wirklichen gehalten wurden, der feurige Hintergrund hinter dem Redner — denn er stand vor dem Kamine — der ungeheuere Schatten, den er über den Fußboden, die gegenüber stehende Wand bis hoch an die Decke warf, die Riesenarme, mit denen dieser Schatten um sich schlug, weil Gabriel seine Rede mit den gehörigen Bewegungen begleitete, dieß alles machte mich auf einen Augenblick stutzig. Ich erholte mich jedoch bald wieder, und sagte: Gabriel, Du hast eins der bedeutendsten Uebel vergessen, die das Reisen unserer Gelehrten nach Italien verursacht hat: sie haben das römische Recht mit nach Deutschland gebracht, wodurch das vaterländische theils verfälscht, theils verdrängt worden ist. O Lebrecht! Lebrecht! rief Gabriel ganz erschüttert aus, wenn Du das römische Recht kenntest, Du würdest vor Scham über Deine Lästerung vergehen, und

Deine Worte, wenn es möglich wäre, mit Deinem Blute zurück erkaufen: denn gerade das römiſche Recht iſt die einzige beglückende Frucht jener Reiſen. Siehſt Du, erwiederte ich, wenn wir einen Rath von allerlei Gelehrten, Künſtlern, Handwerkern u. ſ. w. verſammeln könnten, ſo würde jeder von dem, womit jene Reiſen ſein Fach bereichert haben, daſſelbe ſagen, ſo daß Italien zuletzt als eine Fundgrube alles Guten und Nützlichen erſchiene. Er mag wohl die Wahrheit meines Einwurfs gefühlt haben, denn ſeitdem hat er ſeiner Unzufriedenheit keine Worte mehr geliehen. Sie kennen ihn, und wiſſen, wie er vermöge ſeiner natürlichen Heftigkeit alles übertreibt; daher werden Ihnen ſeine Reden keine ſchlechtere Meinung von dem ſchönen Italien beibringen. Guten Wein und gutes Eſſen, warme und reinliche Zimmer, ordentliche Betten, feinere Tiſch- und Bettwäſche, als bei uns Knechte und Mägde haben, und billige Rechnungen muß man freilich nicht verlangen; übrigens aber reiſt es ſich recht angenehm in Italien. Gabriel meinte zwar, als ich ihm daſſelbe ſagte, der Reiſende habe ein Recht, alles, was ich genannt hatte, zu fordern; aber ich widerlegte ſeine Behauptung. Iſt es nicht eine alte Lehre,

ſagte ich, daß unſer ganzes irdiſches Leben eine Reiſe iſt? und giebt es nicht Millionen Menſchen, die auf dieſer leider je beſchwerlichern deſto längern Reiſe alles das entbehren, was Du verlangſt? Ach, mein guter Gabriel, wie viel tauſend und abermal tauſend arme Erdenwanderer würden ſich in ſalomoniſche Herrlichkeit verſetzt glauben, wenn ſie das hätten, was Dir ſo unerträglich ſcheint!

Endlich bin ich am Schluſſe meines wahrlich nicht kurzen Briefes angelangt. Von Rom ſage ich Ihnen heute noch nichts; die Verwirrung, die die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände in meinem Kopfe anzurichten beginnt, würde es mir unmöglich machen. Alſo auf ein anderes Mal. Cura ut valeas.

Sechſter Brief.

Rom, den 16ten Januar.

Wohlehrwürdiger Freund.

Ich brach im letzten Briefe meine Reiſebeſchreibung bei unſerem Nachtlager in Boccano ab, und dort nehme ich den Faden der Erzählung wieder auf,

weil Sie doch einen umſtändlichen Bericht von mir fordern, und ich Ihnen, als meinem ehemaligen Parocho und Vorgeſetzten immer noch einen gewiſſen Gehorſam ſchuldig zu ſeyn glaube. Etwa eine Stunde, nachdem wir Boccano verlaſſen und eben eine Anhöhe erſtiegen hatten, ſagte unſer Vetturino (ein geborner Römer): da iſt die Kuppel von St. Peter. Gabriel meinte auch, er ſehe einen ſchwarzen Punkt am Horizonte; ich aber, der ich leider kurzſichtig bin, konnte trotz den Gläſern, mit denen ich meine Augen bewaffnete, nichts entdecken, und genoß erſt des Anblicks der Stadt, als wir in der Nähe der Ruine angekommen waren, die man das Grabmal Nero's nennt. Wir ſtiegen bald darauf den letzten Hügel in das Tiberthal hinab, gingen über den ponte molle (pons milvius), in deſſen Nähe Conſtantin durch den Sieg über Maxentius die Herrſchaft des ganzen Abendlandes errang, wieder auf das linke Ufer dieſes Fluſſes, und gelangten durch eine ſchnurgrade, ziemlich lange Vorſtadt zu dem Volksthore (porta del popolo). Der Gedanke, dieß ſey nun das Rom, von dem ich ſeit meiner Knabenzeit ſo viel gehört und geleſen, das ich früher gekannt, als die nächſten Städte mei-

nes Vaterlandes, das Rom, wo der wichtigste Theil deſſen, was Livius, Dionyſius, Tacitus, Sueton, Herodian erzählen, ſich zugetragen, wo Cicero geſprochen hat, wo Cäſar gefallen iſt, dieſer Gedanke, den die ungeheuere Maſſe von Erinnerungen nie zu Ende gehen läßt, wirkte ſo ſtark auf mich, daß ich zuletzt gar nichts mehr dachte, und wahrhaft gedankenlos die Gegenſtände anſtarrte. Dieſer Eindruck ward jedoch bald durch die mancherlei kleinlichen Geſchäfte zerſtreut, die unzertrennlich mit der Ankunft in einer fremden, vorzüglich großen Stadt, verbunden ſind. - Zuerſt mußten wir gleich vom Thore weg auf den Zoll fahren, um unſere Koffer unterſuchen zu laſſen, dann die Familie aufſuchen, die uns eine Wohnung beſorgt hatte, endlich dieſe Wohnung ſelbſt. Nun nahm die erſte nothwendige Einrichtung und das Umkleiden einen Theil des Nachmittages weg, ſo daß die dritte Stunde herankam, ehe wir ausgehen konnten. Wir wohnen gleich am Anfange der via sistina, unweit der Kirche Trinità de' monti auf dem Berge Pincius (collis hortulorum); dahin alſo richteten wir unſere Schritte. Die Kirche ſteht am weſtlichen, der Stadt zugekehrten Rande des Berges, und eine ſchöne

breite Treppe von 135 Stufen führt in die Stadt, und zwar auf den spanischen Platz hinab. Sie sehen daraus, daß die Höhe nicht unbedeutend ist, und daß man also von hier eine nicht zu verachtende Aussicht auf die Stadt haben muß: in der That umfaßt der Blick den Theil derselben, der auf dem alten Marsfelde und auf dem rechten Ufer der Tiber liegt, also drei Viertheile des Ganzen. Gleich neben der Kirche beginnt ein weitläuftiger Spaziergang, den der jetzige Papst hat zurecht machen lassen, und wo vor einigen Monaten ein Obelisk errichtet worden ist. Vor dieser Spitzsäule fanden wir drei Italiäner, die sich über den Sinn der lateinischen Inschrift stritten. Diese sagt nämlich:

Pius VII Pont. Max.
obeliscum Aurelianum, qui unus supererat,
diffractum ..... restitui jussit.

Nun konnten sie nicht einig werden, worauf sich das Qui beziehe. Es müsse offenbar auf Pius VII bezogen werden, sagte der erste, denn ginge es auf obeliscum, so müßte es quem oder quod heißen. Das leugne er zwar nicht, meinte der zweite, allein es scheine ihm, als gäbe Pius VII, qui unus supererat keinen recht vernünftigen Sinn. Der

dritte behauptete schlechtweg, man habe einen Fehler gegen die Grammatik begangen. Da sie sahen, daß wir die Inschrift lasen, ohne einen Anstoß darin zu finden, so wandten sie sich an uns, und baten um Aufklärung darüber, die wir ihnen natürlicher Weise auch nicht vorenthielten. Schöne Römer, sagte Gabriel, die die Sprache ihrer großen Ahnen nicht verstehen. O wie ungerecht! versetzte ich; giebt es denn etwa bei uns, ich will nicht sagen der Ungelehrten, sondern selbst der Gelehrten so gar viele, die im Stande sind, das Nibelungenlied oder den Titurel in der Ursprache zu lesen? Und warum bemerkst Du an diesen Italiänern gerade nur das allenfalls Tadelhafte? warum nicht lieber die lobenswerthe Aufrichtigkeit, vermöge deren sie sich nicht schämen, Belehrung über das zu erbitten, was sie nicht verstehen? Ich kenne gar Viele, die das wahrlich nicht gethan hätten.

Gabriel war am folgenden Tage nicht wohl und fand es gerathen, zu Hause zu bleiben; ich aber, wiewohl ich auch an einem Zahngeschwüre litt, das ich aus den Apenninen mitgebracht hatte, konnte mich doch nicht entschließen, ihm Gesellschaft zu leisten. Um der Neugier den gebührenden Zoll zu ent-

richten, und sie dadurch zum Schweigen zu bringen, ging ich zuerst nach St. Peter (wovon ein anders mal), dann nach dem Kapitolium. Das Kapitolium selbst erregte keine besonderen Empfindungen in mir, denn nichts erinnert hier an die alte Zeit, und niemand, der es nicht weiß, wird errathen, daß die Kirche Ara celi den Tempel des Capitolischen Jupiters ersetzt hat. Als ich aber auf der Südseite den Hügel hinabstieg und das forum Romanum sich vor meinen Augen öffnete, kehrte jener erste Eindruck, von dem ich oben sprach, gewaltig zurück. An dem Fuße des Hügels setzte ich mich auf das Gemäuer, das den Triumphbogen des Septimius Severus einfaßt; die niedrig stehende Decembersonne schien glänzend, hell und warm durch das Thal zwischen dem Capitolischen und dem Palatischen Berge herüber; vor mir hatte ich die Säule des Phokas, weiterhin die drei übrig gebliebenen Säulen des Comitiums und zuletzt den Palatinus mit den Riesentrümmern des Hauses der alten Weltbeherrscher; zur Rechten die Ueberbleibsel der Tempel des Glücks und Jupiters des Donnerers, hinter mir den gedachten Triumphbogen und das Gefängniß, wo Jugurtha endigte und nach ihm die Freunde Catilina's;

zur Linken eine Reihe Kirchen, theils auf, theils in die Trümmer alter Tempel gebaut. So saß ich auf dem größten aller Kirchhöfe nicht in Gedanken, sondern in das Gefühl der Nichtigkeit alles Irdischen versunken. Sie wissen, ich habe die Römer nie geliebt: sie stellen in der Lebensgeschichte der Menschheit den hochmüthigen, nichts über sich erkennenden Verstand dar; ihre zahllosen Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten sind um so empörender, da sie sie mit einem Scheine des Rechten übertünchten. In diesem Augenblicke war dieß alles vergessen, nur das Erstaunenswerthe, was sie vollbracht, schwebte vor meiner Erinnerung; ich fühlte mich versöhnt, und die Thränen traten mir ins Auge, als ich, voll von jenem Andenken, den Blick auf den Mittelpunkt ihres großartigen Lebens, auf die Denkmäler ihrer Macht und Herrlichkeit richtete, und deren jetzigen Zustand mit dem einstigen verglich. Auf dem Platze, wo sonst über das Wohl und Weh von 120 Millionen Menschen, zu deren Gebieter sich Rom durch eigene Kraft erhoben hatte, entschieden ward, trieben sich jetzt Ochsen, Esel und noch gemeineres Vieh herum; in den hohen Säulengängen trocknen schmutzige Weiber nicht viel

reinere Wäsche; in dem Baumgange, der sich an der Ostseite des Forums hinzieht, wandeln Priester und Mönche und murmeln ihr Brevier. Da gedachte ich der Worte Cicero's, der irgendwo sagt: Wer könnte sich der Thränen enthalten, wenn er denken müßte, unsere Stadt würde nach zehntausend Jahren nicht mehr stehen. O Himmel! noch nicht zwei tausend Jahre sind nach ihm vergangen, und ihre Macht und sie selbst liegt schon längst in Trümmern. An diese Betrachtungen knüpfte sich, wie gewöhnlich eine Rückkehr auf mich selbst. Es war der letzte Tag des Jahres, der ohnehin immer etwas Feierlich-Melancholisches hat; am Schlusse des vorigen Jahres ließ ich mir nicht träumen, daß ich ihn in Rom zum Theil am Triumphbogen des Septimus zubringen würde. So, dachte ich, ist der Mensch im Kleinen wie im Großen, trotz seiner Freiheit, der willenlose Stoff, aus dem die dunkele Macht, die wir, so wie lallende Kinder die Sachen mit sinnlosen Lauten bezeichnen, den Lauf der Dinge nennen, zu unbekannten Zwecken das bildet, was ihr gefällt. Und was wird, dachte ich weiter, diese Macht aus mir gebildet haben, wann dieser Tag wiederkehrt? Vielleicht, und bei einer so schwachen Gesundheit,

wie die meinige, gar wohl möglich, daß ich dann, nach ausgespielter Rolle schon zurückgetreten bin hinter den Vorhang. Sey es: wer möchte im Angesichte dieses erhabenen Memento mori, das ihm sagt, wie ganze Geschlechter und ihre Werke untergehen, seinen eigenen Untergang der Rede werth finden?

Auch Patroklus ist gestorben,
und war mehr als Du.

Nun, fragte Gabriel, als ich nach Hause kam, was hast Du gesehen? Die Grabstätte der Vorwelt, sagte ich, aber das jetzige Geschlecht treibt seine Werkeltagsgeschäfte darauf, wie gedankenlose Kinder auf den Gräbern ihrer Väter spielen. Ja, versetzte Gabriel, die Römer sind untergegangen; aber das Höchste, was sie geschaffen haben, ist gerettet worden, ihr Recht. Es freut mich, war meine Antwort, denn um alles in der Welt hätte ich ihm jetzt nicht widersprechen können.

Der Anfang des neuen Jahres war nicht viel versprechend. Wir brachten Beide fast den ganzen Tag im Zimmer zu, und waren im Grunde nicht böse darüber, denn unaufhörlich ließ der Himmel Schnee fallen, unbekümmert um den Widerspruch, den dieser Schnee mit den fruchtbeladenen Orangen-

bäumen und den noch oder ſchon blühenden Roſen bildete. Es iſt wahr, einen Winter in unſerm Sinne giebt es hier gar nicht; der Schnee iſt eine ſeltene und immer ſchnell vorübergehende Erſcheinung; nur in der Nacht gefriert es und auch nur, wenn die Tramontana weht; die meiſte Zeit iſt heller Himmel, und die Sonne verliert nie ihre erwärmende Kraft. Aus dem, was ich eben von Orangen und Roſen geſagt habe, ſehen Sie, daß Herbſt und Frühling über die dünne Scheidewand, die der angebliche Winter zwiſchen ihnen zieht, einander die Hände reichen, ſtatt daß er bei uns durch eine groſſe Kluft ſie trennt. Dennoch finde ich die Jahreszeit, die man hier Winter nennt, äußerſt unangenehm. Abwechſelnd weht die ſchneidend kalte Tramontana und der feuchtwarme Scirocco aus Süden, und je nachdem der eine oder der andere dieſer Winde herrſcht, hat man Winter oder Sommer, und nachdem noch vor einigen Tagen Schnee gefallen iſt, haben wir vor jetzt, da ich dieß ſchreibe, ein heftiges Gewitter. Der Scirocco iſt ſchon an ſich den Nerven höchſt nachtheilig; aber einen noch viel üblern Einfluß hat auf dieſe Empfindlichen der immerwährende Wechſel der Witterung, und wiewohl

ich die mancherlei klimatischen Vorzüge Italiens vor Deutschland nicht verkenne, so möchte ich doch um keinen Preis hier leben.

Daß ich Ihnen keine Beschreibung von Rom liefern will, können Sie leicht denken. Abgesehen von der Nutzlosigkeit des Unternehmens, wäre es auch mehr, als ich zu leisten vermag und gesonnen bin. Nur so viel, wie sich für einen Brief schickt, nämlich einige allgemeine Bemerkungen über das alte, das heutige geistliche, das heutige weltliche Rom, und endlich über Rom als einen Hauptsitz der bildenden Künste, gedenke ich Ihnen mitzutheilen. Sind Sie damit zufrieden, gut; wo nicht, so will ich Ihnen eine Beschreibung Rom's in so viel Bänden mitbringen, als Sie vernünftigerweise verlangen können.

Von der alten Weltbeherrscherin Roma, ich meine von der Stadt, in der die Scipionen, Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar lebten, ist streng genommen nichts, gar nichts mehr übrig; die Erde deckt selbst ihre Trümmer. Aber auch das Rom der Cäsarn ist eine wüste Stätte, wo nur hier und dort einzelne Ruinen an das Daseyn der alten auf Kosten der ganzen Welt erbauten Prachtstadt erin-

nern. Von den berühmten sieben Hügeln gehört nur der kapitolische und ein Theil des quirinischen zu der heutigen Stadt; ich bin sehr froh darüber, denn die Ruinen, die in das jetzige Rom eingeschlossen sind, werden von den neuern Gebäuden verdeckt, und verlieren durch diese Umgebungen ganz und gar den eigenthümlichen Charakter. Ueberhaupt schadet es dem Eindrucke, den die Trümmer des untergegangenen Roms machen könnten, unglaublich viel, daß ein neues Rom an die Stelle des alten getreten ist, daß selbst zwischen den Ruinen der verödeten Gegend doch Kirchen und Landhäuser liegen, daß viele derselben in Gärten eingeschlossen sind. Die dadurch unvermeidlich gewordene Störung und freilich auch die allzu große Verwüstung oder Veränderung verhindert die Phantasie des Beschauers an ihrer Thätigkeit; und der Gedanke: hier ereignete sich diese oder jene wichtige Begebenheit, hier lebte und handelte dieser oder jener große Römer, dieser Gedanke bleibt immer ein todtes Wissen, und die Phantasie thut nichts, um ihn zu beleben, zu versinnlichen, worauf doch allein aller Eindruck beruht. Wenigstens mir geht es so; wiewohl ich nun alle Trümmer des alten Rom's gesehen und zum Theil

wieder gesehen habe, so ist doch mein Gefühl, wenn ich den ersten Eindruck, von dem ich oben gesprochen habe, abrechne, nirgends in Anspruch genommen worden.

Wenn man die ungeheuern Massen betrachtet, die jetzt noch übrig sind, und die Festigkeit des Mauerwerks erprobt, so hat man Mühe, zu begreifen, wie diese Gebäude ohne ein Erdbeben so haben zerstört werden können, daß man jetzt kaum erräth, was sie ehedem gewesen sind, ja bei vielen nur Muthmaßungen, die sich auf dort gefundene Bildwerke gründen, aufzustellen vermag. Freilich fand auch in dem alten Rom der Nachtheil Statt, der einst Babylons Untergang beschleunigte; seine Bauwerke waren größtentheils nur aus Backsteinen aufgeführt: allein dieß reicht zur Erklärung doch nicht hin; man begreift es erst, wann man weiß, daß die Zerstörung hier absichtlich war. Im Mittelalter, als Rom, wie fast alle bedeutende Städte Italiens, der Schauplatz immerwährenden Bürgerzwistes war, dienten die großen Bauwerke des alten Roms den Aufrührern zu Verschanzungen und Zufluchtsorten; daher ließen denn die Gewalthaber jene Gebäude absichtlich zerstören. Späterhin wurde diesen Ueberbleibseln der Nepotismus wenigstens eben so verderb-

lich, als früher die Zerstörungswuth der Gothen, Vandalen und Normänner. Es ist eine bekannte Sache, daß die Palläste der Farnesi und der Barberini aus Materialien erbaut sind, die diese habsüchtigen Nepoten dem Theater des Marcellus und dem Kolosseum entführten. Das Andenken an diese Frevel, die man schon damals mißbilligte, hat sich in einem lateinischen Spottgedichte erhalten, in dem es unter andern heißt: was die Barbaren nicht gethan haben, das haben die Barberini gethan. Jetzt thut man im Gegentheile alles Mögliche, um der Zerstörung der Zeit zu wehren; am Kolosseum hat man z. B. ungeheuere Strebepfeiler errichtet, um das weitere Einstürzen zu verhindern. So ist auch in dieser Hinsicht unser Zeitalter besser, als die vergangenen, in dieser, und ich möchte sagen, in jeder Hinsicht, welche Thorheiten es auch schon ausgebrütet hat, und vielleicht noch ausbrüten wird.

Von allen Ruinen Roms ist das schon genannte Kolosseum oder **Amphitheatrum Flavii** diejenige, die durch ihre Masse das meiste Staunen erregt. Das Amphitheater zu Verona ist dagegen ein wahres Miniaturbild, und wenn dieses 24,000 Zuschauer mit Bequemlichkeit faßt, so muß das Ko-

loſſeum deren wenigſtens 80,000 haben faſſen können. Es iſt auffallend, daß gerade Veſpaſian, der ſparſamſte aller römiſchen Kaiſer, das ungeheuerſte aller Gebäude Roms aufgeführt hat, denn hat er es auch nicht vollendet, ſo war er doch ohne Zweifel Willens, es zu thun. Aus ſeiner ganzen Lebensgeſchichte geht hervor, daß er ein Mann war, der nur ſeiner Ueberzeugung folgte, ſich wenig um das Urtheil ſeiner Mitwelt, und daher gewiß noch weniger um das Andenken der Nachwelt bekümmerte; daß er mithin ein ſolches Werk nicht aus Eitelkeit unternahm. Es muß alſo damals ſchlechterdings zum Wohlſtande, gleichſam zur Hofetiquette gehört haben, daß ein römiſcher Auguſtus dem Volke irgend ein großes Bauwerk, ſey es zum Andenken, oder als ein Zeichen der Dankbarkeit, hinterlaſſe, wenn ihm nämlich die Prätorianer die Zeit dazu vergönnten. Bewunderung erregt dieſe Ruine allerdings im hohen Grade, aber Belehrung gewährt ſie wenig; dazu hat die Zeit zu viel an ihr genagt, die Barbarei zu viel an ihr gefrevelt. Den Zweck der Belehrung über den Bau der Amphitheater erfüllt das zu Verona unendlich beſſer; ich habe höchſtens nur beſtä-

tigt gefunden, was ich dort in dieser Hinsicht bemerkt hatte.

Wir saßen eben, den riesigen Bau des Kolosseums betrachtend, auf der Einfassung des Triumphbogens Constantins, als ein Mann bei uns vorüber ging, den wir an der Kleidung für einen Landsmann erkannten. Da er hörte, daß wir deutsch sprachen, näherte er sich, begrüßte uns als Landsleute, und die Unterhaltung begann. Wir erfuhren bald, daß er ein Antiquar, und Bereicherung seiner Wissenschaft der Zweck seines Aufenthaltes in Italien sey. Er brachte, wie billig, Manches zum Lobe seiner Wissenschaft vor. Der Alterthumsforscher, sagte er unter andern, ist vermöge seiner Wissenschaft der einzige wahrhafte Richter aller neuern Kunst: denn da er vertraut ist mit den Kunsterzeugnissen der Griechen und Römer, die ja in allem und jeglichem das Höchste erreicht haben, so steht er erhaben über alles Neuere, und mithin auf dem Standpunkte, wo allein ein richtiges Urtheil möglich ist: oder man könnte mit andern Worten sagen, er allein besitzt den wahren Geschmack, folglich den Maßstab, mit dem alle Kunstwerke zu messen sind. Daher sind auch in

Deutschland, wie billig, die Antiquare die höchsten Richter in Sachen der Kunst, und zwar scharfe Richter: denn da alles Neuere, welcher Art es auch seyn möge, weit hinter dem Alten zurück bleibt, so können sie nur tadeln, wenn sie nicht etwa aus persönlicher Freundschaft Gnade vor Recht ergehen lassen. Dieß ist jedoch immer eine tadelnswerthe Partheilichkeit meiner Herrn Mitbrüder: denn da ihr Urtheil natürlich Andern zur Richtschnur dient, so laufen sie dadurch Gefahr, die Welt zu dem Irrthume zu verleiten, als könne z. B. ein neuerer Dichter werth seyn, einem Griechen oder Römer die Schuhriemen aufzulösen; ein frevelhafter Gedanke, der den wahren Alterthumskenner mit Schauder erfüllt, da ja zweifelsohne ein einfaches griechisches oder römisches Namensverzeichniß, wäre es auch nur von Matrosen, ungleich mehr Werth hat, denn alles, was seit drei Jahrhunderten gedichtet worden ist. Ueberhaupt, was ist alles Neuere gegen das Alte? was kann des Menschen Auge sehen, was kann sein Ohr vernehmen, was sein Geist erfassen, das auch nur der Scherbe eines römischen Nachttopfes gleich zu setzen wäre? Verehrter Herr Hofrath, unterbrach

ich ihn, fast wäre ich versucht zu glauben, daß Sie etwas zu viel behauptet haben: denn unsere Augen schauen auch diese Berge dort vor uns und den Himmel mit Sonne, Mond und Sternen über uns. Er stutzte einen Augenblick; ja, sagte er dann, Sonne, Mond und Sterne haben allerdings Werth, denn sie haben schon den Römern und Griechen geleuchtet, und ich versichere Sie, daß ich einen ganzen Monat lang die Astronomie studirt habe, weil manche Bildwerke der Alten, z. B. die auf den Mithrasdienst bezüglichen, ohne diese Kenntniß gar nicht zu verstehen sind. Ja, ja, meine Herren, Mühe und Fleiß erfordert die edle Alterthumswissenschaft; aber wie überschwenglich belohnt sie auch ihre Treuergebenen. Wo ist ein Gefühl im Menschenleben mit der Wonne zu vergleichen, mit der den Alterthumsforscher eine neue Entdekkung oder ein wichtiger Fund erfüllt? Heute ist solch ein wonnevoller Tag für mich: denn sehen Sie — und hier zog er ein faustgroßes Stück alten Mörtels, dessen eine glatte Seite gelb und braun angemalt war, aus der Tasche — sehen Sie, dieß ist ein Stück aus den Bädern des Titus, und hier — o des unsäglichen Glücks! dieß hier ist al-

te Malerei. Mit diesem Schatze will ich mein armes Vaterland bereichern. Aber, fragte Gabriel, wie sind Sie dazu gekommen, Herr Hofrath? die Regierung läßt ja diese Stücke sorgfältig sammeln, und sie sind nicht einmal für Geld zu haben? Ganz recht, versetzte der Antiquar, aber was thut man nicht aus Liebe zu der erhabensten Wissenschaft und zu seinem Vaterlande? Die Gesellschaft war dort ziemlich zahlreich; der Aufseher zeigte mehrere solche Stücke vor, sie gingen von Hand zu Hand, und während er auf die einfältigen Fragen einiger Herren und Damen antwortete, brachte ich dieses glücklich mit meinem Schnupftuche in die Tasche, indem ich ein anderes mir zugekommenes zurückgab, und sobald es sich thun ließ, schlich ich mich mit meinem Raube davon. Ei! Ei! sagte ich, fiel Ihnen dabei denn nicht das siebente Gebot ein? Was Gebot? was siebentes? versetzte er: wer bei dem Anblicke eines solchen Schatzes, bei dem Anblicke — erwägen Sie wohl, was ich sage — bei dem Anblicke antiker Malerei an irgend ein Gebot, sey es das siebente oder siebzehnte, denken könnte, von dem würde ich sehr schlecht denken: er wäre ein Ungeheuer. Gut, sagte Gabriel, so

hätten Sie als ein Verehrer der Römer ſich nur an das römiſche Recht erinnern dürfen, das eben ſo gut, wie das ſiebente Gebot, eine ſolche Freiheit unterſagt. Das römiſche Recht, erwiederte bedenklich der Antiquar, ja freilich; doch das will am Ende auch nicht viel bedeuten, denn da ſich das römiſche Recht von Juſtinian herſchreibt, ſo gehört es in die Zeit des Verfalls, der bassi tempi, wie man hier ſpricht. Herr, fuhr Gabriel auf, was nennen Sie bassi tempi? Der Antiquar prallte erſchrocken zurück, und, um der ſchlimmen Wendung, die das Geſpräch zu nehmen drohte, vorzubeugen, ſagte ich: Gabriel, Du haſt ganz Unrecht, hier das römiſche Recht anzuführen, denn es kann doch darin unmöglich ein titulus ſtehen: Si quis e ruderibus thermarum Divi Titi fragmentum parietis pictum abstulerit, weil damals die Bäder des Titus noch nicht in Trümmern lagen, und gäbe es ein ſolches Geſetz im Corpus Juris, ſo könnte es allerdings nur aus den Zeiten des Verfalls herſtammen, und der Herr Hofrath hätte Recht. Dieſe Einrede lenkte Gabriels Unwillen auf mich; zornig und unſchlüſſig, was er antworten ſollte, blickte er mich an. Der Antiquar benutzte dieſen Au-

genblick des Stillschweigens; leben Sie wohl, meine Herren, sagte er, ich hoffe, wir sehn uns wieder, jetzt will ich eingehn in dieses Paradies; und damit eilte er dem Kolosseum zu. Du hast eine seltene Gabe, sagte endlich Gabriel, einem durch ganz unstatthafte Bemerkungen querfeldein zu kommen. Gabriel, erwiederte ich, die Sonne wird bald untergehen, und Du weißt wohl, daß wir sie nicht sollen untergehen lassen über unserm Zorn, also laß uns in Frieden mit einander nach Hause gehen. Und wir gingen.

den 17ten Januar.

Gestern hatte mich der Antiquär, der mir bei der Erwähnung des Kolosseums wieder einfiel, gänzlich von meinem Gegenstande, den Ueberbleibseln des alten Roms, abgelenkt, zu denen ich also heute wieder zurückkehre. Das Kolosseum ist, wie gesagt, eine Staunen erregende, aber keine sonderlich belehrende Ruine; in dieser Hinsicht sind ihm andere Ueberbleibsel der Siebenhügelstadt weit vorzuziehen. Ich rechne hieher vorzüglich das Pantheon, oder wie es jetzt heißt: Sancta Maria ad Martyres oder la Rotonda, die Tempel der Vesta und der

Fortuna virilis, die Bäder Diokletians und die des Titus, die Wasserleitungen und was dazu gehört, die Triumphbogen Trajans, Constantins und des Septimius Severus, die Ehrensäulen Trajans und Mark Aurels.

Das Pantheon behauptet darum den ersten Platz unter den Ueberbleibseln des alten Roms, weil es eines der ältesten der noch in ihren Trümmern vorhandenen Gebäude, und zugleich das am besten erhaltene ist, ein Vortheil, den es wohl dem Umstande verdankt, daß es schon früh, im Jahre 600, in eine Kirche verwandelt wurde. Es ist den Ueberschwemmungen der Tiber ausgesetzt, und wenn dieser Fall eintritt, steht das Wasser einige Fuß hoch darin; es soll dann die Halbkugel des Gewölbes mit ihrem Widerscheine im Wasser eine ganze Kugel bilden, und einen trefflichen Anblick gewähren. Was ich sonst über das Pantheon sagen könnte, spare ich für eine andere Gelegenheit auf, und aus derselben Ursache übergehe ich auch hier den Tempel der Vesta. Ganz in der Nähe des letztern nur einige Schritte von dem Pons Palatinus (jetzt zerstört, daher ponte rotto genannt) steht der Tempel der Fortuna virilis, der zu den ältesten der noch vorhandenen Bauwerke

gehört. Die Erhöhung von Mauerwerk, worauf er steht, war bis jetzt von dem erhöhten Erdreiche bedeckt, was natürlich dir Verhältnisse des ganzen Werkes zerstörte; nun aber beschäftigt man sich mit Wegräumung des Bodens, und die eine lange Seite steht schon frei. Schade, daß bei der Verwandlung dieses Tempels in eine Kirche die Zwischenräume der Säulen, die den Porticus bildeten, zugemauert worden sind. Diesem Tempel gegenüber steht das Haus des Landpflegers Pontius Pilatus; wenn dieß wahr wäre, besäße Rom eine Merkwürdigkeit mehr; aber leider beweist eine Inschrift, daß es dem Mittelalter angehört; gewiß ist aber, daß der berüchtigte Volkstribun Cola di Rienzo darin gewohnt hat.

Die Bäder gehörten, wie bekannt, zu den großartigsten Gebäuden der Römer, und von ihrer Weitläufigkeit macht man sich leicht einen Begriff, wenn man bedenkt, daß sie außer den Bädern und den dazu gehörigen Apodyterien, Unctuarien, Sudationen u. s. w. auch noch Gymnasien und Paläſtren, Schulen für Philosophen und Redner, Bildergallerien, Bibliotheken, Gärten und Spielplätze enthielten. Man ist daher nicht erstaunt, wenn man hört, daß die Bäder Diokletians auf dem quiriniſchen Hü-

gel über 10,000 Fuß im Umfange gehabt haben. Noch in der Mitte des 16ten Jahrhunderts war einer der vorzüglichsten Säle dieses ungeheuern Gebäudes, wie man behauptet, die Pinakothek wohl erhalten, und gehörte zu dem Großartigsten, was von altrömischer Baukunst übrig war. Da hatte der Papst Pius IV. den unglücklichen Gedanken, diesen Saal in eine Kirche umzuschaffen, was auch zwischen 1559 und 66 ausgeführt wurde. Das ist nun die heutige Kirche S. Maria degli Angeli, die jetzt den Chartäusern gehört, deren Kloster ebenfalls in die Ruinen hinein gebaut ist. Glücklicher Weise hat der Saal nicht allzu große Veränderungen erlitten; noch stehen sogar acht Granitsäulen, aus einem Stücke jedwede, und dennoch gegen 50 Fuß hoch und etwa 18 im Umkreise; ihre Höhe soll gerade die Hälfte der Höhe des ganzen Saales seyn. Die Bäder des Titus sind ungleich mehr verfallen, die ganze Ruine ist jetzt eine unterirdische, und man behauptet, sie habe gar nicht zu den Bädern des Titus, sondern zum Pallaste Nero's gehört, auf dessen Trümmern Titus seine Bäder aufgeführt habe. Lange Zeit waren diese unterirdischen Gänge, Säle und Kammern mit Erde zugeschüttet; jetzt

ſind ſie wieder gereinigt. Die Ruine an und für ſich iſt zwar weitläufig, aber unbedeutend; allein ſie enthält etwas ſehr Merkwürdiges; nämlich Ueberreſte alter Malerei. Ich ſah hier die erſten Proben dieſer Kunſt aus dem Alterthume, und meine Vorſtellung ward bei weitem übertroffen, denn ich fand ſie trefflich: es ſind Arabesken mit kleinen Gemählden untermiſcht, und alles iſt ſo, daß es dem Beſten, was die Neuern in dieſer Art hervorgebracht haben, den Rang ſtreitig macht. Auch ſagt man, Raphael habe hier die Zeichnungen zu den Arabesken geholt, mit denen er eine Gallerie des Vatikans geſchmückt hat; das könnte ſeyn, denn die Aehnlichkeit iſt auffallend, aber man ſetzt hinzu, auf ſeinen Betrieb ſeyen dann dieſe Gänge verſchüttet worden, damit ſein Raub nicht offenbar würde; das iſt gewiß nicht wahr. Mir fielen dabei die ſo wahren Worte unſers Dichters ein:

Es liebt der Menſch das Glänzende zu ſchwärzen,
und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn.

Von den Triumphbogen würde der des Titus am Fuße des Palatins der bemerkenswertheſte ſeyn, wenn er nicht ſo ſehr gelitten hätte; jetzt eben iſt

man damit beſchäftigt, das weitere Verfallen durch Aufführung großer Strebepfeiler zu verhindern. Ein Triumphbogen im eigentlichen Sinne war es nicht, denn aus den Bildwerken geht hervor, daß er nach dem Tode des Kaiſers zum Andenken an die Eroberung von Jeruſalem erbaut wurde. Dagegen ſind die Triumphbogen des Septimius Severus und Conſtantins noch völlig erhalten, jetzt bis zu dem Fuße ausgegraben, und mit einer Einfaſſung von Mauerwerk umgeben. Der letztere, der nahe bei dem Koloſſeum am Eingange des Thales ſteht, das den Palatinus und den Cölius von einander ſcheidet, iſt mir vorzüglich merkwürdig geworden. Er wurde Conſtantin dem Großen nach dem bei dem Pons Milvius über Maxentius erfochtenen Siege errichtet, und ſey es nun, daß die Kürze der Zeit und der Mangel an Künſtlern die Verfertigung des nöthigen Bildwerke unmöglich machte, oder daß die Thaten des Kaiſers nicht Stoff genug darboten: kurz man beraubte einen Triumphbogen Trajans, der ihm vermuthlich nach der Unterjochung Daciens war errichtet worden, ſeiner Bildwerke, um die Ehrenpforte Conſtantins damit zu ſchmücken. Da

prangen ſie nun jetzt noch ſehr abſtechend von den übrigen, und ſtellen Trajan als den Beſieger des Decebalus, als den Ernährer und Verſchönerer Italiens, als den Beſchützer der Könige Armeniens, als den Vergeber des Parthiſchen Thrones u. ſ. w. dar. Welch ein Aufſchluß über die Denkungsart dieſer Zeit! Welche Gewiſſenloſigkeit, welche Ruchloſigkeit, möchte man ſagen, von dem römiſchen Senate, an das Denkmal des größten aller Auguſte, des letzten, der im Sinne der gewaltigen Vorfahren handelnd, das Reich durch Eroberungen erweitert und verherrlicht hatte, an dieß Denkmal ſeine räuberiſche Hand zu legen, um einem jungen Tyrannen zu ſchmeicheln, der ſich bis auf die Schlacht mit Maxentius noch durch nichts bekannt gemacht hatte, als etwa durch die Ermordung ſeines Schwiegervaters, und den nach einigen Monaten ein Gegner ſtürzen konnte, der nicht beſſer, nur glücklicher war, als er, ſo wie er ſelbſt den Maxentius nicht an innerm Werthe, ſondern nur an Glück übertraf. Nicht nur das Gefühl für ſeine eigene Würde, ſondern auch den Sinn für die Großthaten ſeiner Väter, für die tauſendjährige Heldengeſchichte ſeines Volkes hatte dieſer Senat verloren, der doch gewiß noch aus den Beſten

des damaligen Roms bestand. Was mußte das auf der andern Seite für ein Herrscher seyn, dem der Senat wagen durfte, einen solchen Triumphbogen zu errichten, ohne Furcht, er könnte sich dadurch beleidigt fühlen, und das Ganze für Spott über die Geringfügigkeit seiner Thaten ansehen, oder wenigstens über die Zerstörung eines Denkmals zürnen, das einem seiner ruhmvollsten Vorgänger errichtet worden war. So groß war also die Entartung der damaligen Herrscher, daß sie von dem alten Römersinne nicht einmal mehr die römische Eitelkeit besaßen: so entschieden schon ihre Neigung zu morgenländischem Leben und Despotismus, daß, wenn nur ihre Unterthanen, oder vielmehr Sklaven die herkömmlichen Beweise der Unterwürfigkeit aufstellten, sie weiter nicht darauf achteten, ob die Art, wie dieß geschah, ihnen Ehre oder Unehre bringe. Noch bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts stand am Corso, wo sich jetzt der Pallast der Ottoboni befindet, ein Triumphbogen Mark Aurels, den acht Säulen von grünem, morgenländischen Marmor schmückten, und der überhaupt nach den halberhabenen Bildwerken zu urtheilen, die davon noch im Capitolium aufbewahrt werden, zu den schönsten

gehört haben muß. Der Papst Alexander VII. ließ ihn niederreißen, um den Corso, diese Hauptstraße Roms, frei zu machen. Dieß ist übrigens nicht das einzige altrömische Bauwerk, das die Päpste absichtlich zerstört haben. Ich würde diese Handlungsweise, wie leid es mir auch thut, daß jene Alterthümer nicht mehr vorhanden sind, dennoch gut heißen, denn das Oberhaupt der christlichen Kirche darf wohl mit Recht alles Heidenwerk verabscheuen, oder wenigstens gering achten, wenn sie sich nur nicht Pontifices Maximos genannt hätten: denn das ist nun nicht folgerecht, und verdirbt mithin alles.

Die Ehren- oder Triumphsäulen Trajans und Mark Aurels gehören eigentlich nicht zu den Bauwerken, eben so wenig, wie die ägyptischen Obelisken, die hier mehrere öffentliche Plätze schmücken; doch ich will Ihnen ja keine systematische Beschreibung Roms liefern. Die Säule Mark Aurels, die auf der von ihr benannten Piazza Colonna am Corso steht, ist etwas niedriger und auch minder merkwürdig, als die des Trajan, obgleich die Wundergeschichte der legio fulminatrix, die hier freilich nicht im christlichen Sinne genommen ist, darauf abgebildet erscheint. Die Säule Trajans steht auf

dem zum Theil wieder aufgegrabenen forum Trajani, das einen Wald von größern und kleinern Säulentrümmern in sich schließt. Unter diesen steht nun die Triumphsäule wie ein Riese unter winzigen Zwerglein da: denn sie ist, Fußgestell, Capital und Bildsäule mitgerechnet, 193 1/2 römische Spanne d. h. ungefähr 133 Pariser Fuß hoch: übrigens gehört sie ihrer Form nach zu der dorischen Ordnung. Schon die Inschrift des Fußgestelles deutet ein Unternehmen an, das nur einem prachtliebenden römischen Augustus in den Sinn kommen konnte. Sie sagt: Senatus populusque Romanus Imp. Caes. divi Nervae f Trajano Aug. Germ. Dacio Pont. maximo trib. post XVII imp VI cos VI pp ad declarandum quantae altitudinis mons et locus tan (tis ope) ribus sit egestus. Bis hierher nämlich erstreckte sich die Südspitze des Quirinals; ihre Höhe war der der Säule gleich, und diese ungeheuere Masse ließ Trajan abtragen, um Raum für sein Forum zu gewinnen. Die Säule selbst ist mit einer Reihe halberhabener Bildwerke bedeckt, die sich in einer Schneckenlinie an derselben hinaufwindet. Diese Bildwerke stellen die beiden Kriege Trajans mit den Dacern so aus-

führlich dar, wie sie irgend ein Geschichtschreiber erzählen könnte; sie beginnen mit Trajans Uebergange über die Donau, zeigen nicht nur etwa die größern Kriegesereignisse, Schlachten und Eroberungen fester Plätze, sondern auch die Lagerungen der Römer mit allen dazu gehörigen Arbeiten, die Vorsichtsmaßregeln, die Trajan anwendet, um sein Heer in einem mit Wäldern bedeckten Lande vor der Gefahr eines Hinterhaltes zu schützen, das Anlegen von Vorrathshäusern, die Aussendung römischer Kundschafter und die Gefangennehmung dacischer, die Gesandtschaften der Dacer an Trajan, den Friedensschluß, die Einschiffung des römischen Heeres zu Triest, um nach Italien zurückzukehren; dann den Aufruhr der Dacer, die Wiederankunft Trajans zu Triest; und nachdem sie abermals die Begebenheiten des zweiten Krieges eben so ausführlich dargestellt haben, endigen sie mit der Flucht der Dacer, die mit ihrer Habe und ihren Heerden das Land verlassen. Man sollte denken, eine Reihe von Bildwerken, die eine so lange Folge von 70 Begebenheiten vorstellt, müßte wenigstens eine Viertelmeile lang seyn, besonders, da die Figuren beinahe zwei Fuß hoch, und natürlich auch verhältnißmäßig breit sind.

Allein die Ereigniſſe ſind nicht ſowohl dargeſtellt, als vielmehr nur hieroglyphiſch angedeutet: z. B. der Uebergang des in zwei Haufen getheilten Heeres über die Donau iſt durch einen Fluß mit zwei Schiffbrücken angezeigt, deren hintere obendrein nur wenig vor der vordern hervorragt, und die mit Soldaten, beſonders mit Fahnenträgern angefüllt ſind. So hat denn der Bildner im Ganzen nicht mehr als etwa 2500 menſchliche Figuren gebraucht, aber freilich nehmen Pferde und andere Thiere, Flüſſe, Berge und Wälder, Brücken, Verſchanzungen und Städte einen bedeutenden Raum ein. Wer die Geſchichte dieſer beiden Kriege Trajans nicht genau kennt, für den ſind dieſe Bildwerke allerdings unverſtändlich; allein man muß bedenken, daß ſie vorzüglich für die Zeitgenoſſen beſtimmt waren, die die Geſchichte jener Feldzüge wenigſtens auswendig wußten, wenn ſie nicht gar dabei Gefährten des großen Kaiſers geweſen waren. Inwendig iſt die Säule hohl, und man ſteigt ohne Unbequemlichkeit, da ſie über 12 Fuß im Durchmeſſer hat, auf 185 Stufen bis zum Fußgeſtelle der Bildſäule hinauf. Auf dieſem Fußgeſtelle trugen ehedem vier knieende Figuren, wahrſcheinlich gefangene Dacer

eine Weltkugel, und auf dieser stand die 15 Palmen hohe Bildsäule des Kaisers aus vergoldetem Erz. Dieß alles ist nun verschwunden, und gleich auf dem Fußgestelle steht jetzt die Bildsäule des heiligen Petrus, daher ist die Säule, deren Höhe sonst 205 1/2 römische Palmen betragen haben soll, niedriger geworden. Gabriel wollte über den Heiligen, wie er sich selbst ausdrückte, aus der Haut fahren; ich aber sagte: Du hast sehr Unrecht, denn wenn Trajan in eigener Person einige Provinzen unterworfen hat, so hat die bloße Idee, gleichsam der Schatten des heiligen Petrus die halbe Welt unterjocht. Sage, was Du willst, versetzte Gabriel, man möchte katholisch darüber werden. Gut, sagte ich, wenn Du das thust, so führst Du den Beweis gegen Dich: denn dann hat die Bildsäule des heiligen Petrus eine Eroberung an Dir gemacht, während Dich die Bildsäule Trajans gewiß nicht für das Heidenthum gewonnen hätte. Aber wahr ist es, man kann sich des Wunsches, ein so großartiges Denkmal möchte noch in seiner ersten Gestalt vollkommen vorhanden seyn, nicht enthalten. Verschwunden ist natürlich auch die goldene Urne, die einst im Fußgestelle stand, und die Asche des

Kaisers in sich faßte. Welcher Barbar mag diese Heldenasche den Winden Preis gegeben haben?

Daß dem Menschen, sobald ihm der Zaum des Gesetzes abgenommen ist, auch die Ruhestätten der Todten nicht mehr heilig sind, ist einer der stärksten Beweise seiner angebornen Wildheit. Ein Opfer dieser Wildheit ist denn auch eines der herrlichsten Gebäude Roms geworden, ich meine das Grabmal Hadrians. Welch ein Werk muß es nach der Beschreibung der Alten gewesen seyn; die Basis viereckig, jede Seite 376 Palmen lang; darauf drei Stockwerke von runder Form, das unterste 848 Palmen im Umfange mit einem Porticus von 48 Säulen umgeben, das Ganze mit einer Kuppel sich endend, überall zwischen den Säulen und auf den Gesimsen mit unzähligen Bildsäulen geschmückt. Und was ist es jetzt, nachdem es schon den Römern als Festung gegen die Griechen gedient hat, auf die anstatt der Steine die marmornen Bildsäulen herabgeworfen wurden, nachdem es die Päpste als Zufluchtsort vor dem gerechten Zorne der Kaiser oder der Wuth der aufrührischen Römer gebraucht, und es zur Engelsburg gestempelt haben; was ist es jetzt? Das lächerlichste, unförmlichste

Ding, das ich je gesehen habe, mag man es auch noch so lange betrachten, man weiß immer nicht, was man daraus machen soll; es ist ein wahres architektonisches Räthsel. Ein sehr wohl erhaltenes Grabmal, aber freilich nicht im griechisch-römischen, sondern im ägyptischen Style, ist die Pyramide des Cajus Cestius, dicht an der Stadtmauer, unweit des St. Paulusthores (porta Ostiensis der Alten), aus den Zeiten Augusts. Es ist eine ägyptische Pyramide in verjüngtem Maßstabe, viereckig, jede Seite 130 Palmen lang, das Ganze 164 Palmen hoch, mit weißem Marmor bekleidet. Inwendig befindet sich eine Todtenkammer mit allerlei alten, aber fast erloschenen Malereien.

Dieß, mein wohlehrwürdiger Freund, möchten etwa die merkwürdigsten Ruinen innerhalb Roms seyn; es giebt deren außerhalb und in den nahegelegenen Städten Tivoli und Freskati, die zum Theil sehr bemerkenswerth seyn müssen; aber ich habe sie noch nicht gesehen, weil das Wetter bis jetzt zu einer Ausflucht nicht günstig genug war. Soll ich Ihnen nun mein Urtheil im Allgemeinen sagen, so ist es dieß: Der Eindruck, den diese Ruinen einzeln machen, ist, wie ich schon früher erwähnt

habe, nicht bedeutend, man verſpricht ſich weit mehr davon, wenn man ſie in Kupfer geſtochen ſieht. Belehrung gewähren einige davon allerdings; aber dieſe Belehrung betrifft immer nur einzelne, und oft unbedeutende Punkte: ſo geben z. B. alle zuſammen genommen keinen Begriff von der innern Einrichtung eines römiſchen Tempels, Bades oder Hauſes, und ich verſpreche mir in dieſer Hinſicht weit mehr von Pompeji. Doch für den Geſchichtskenner ſind dieſe Ueberbleibſel des alten Roms immer ſehr anziehend. Den Eindruck verſtärkt er durch die Erinnerung an Ereigniſſe, deren Zeugen dieſe Trümmer waren; die, wenn auch einſeitige Belehrung, dient ihm doch zur Vervollſtändigung des Bildes, das er ſich von dem Ganzen des römiſchen Lebens zu entwerfen ſtrebt. Was aber der Nichtkenner der Geſchichte, — und in dieſe Kategorie gehört doch der größere Theil der Beſchauer — an dieſen Ruinen finden kann, das, muß ich geſtehen, iſt mir bis jetzt ein Räthſel. Was kann doch dem die Trajansſäule ſagen, der von Trajan weiter nichts weiß, als daß er römiſcher Kaiſer war, wobei er vielleicht noch an einen Kaiſer im heutigen Sinne denkt; der hier zum erſten Male

von den Kriegen Trajans mit den Dacern reden hört? Gerade vor der Pyramide des Cestius befindet sich der Begräbnißplatz der Protestanten und überhaupt aller Heterodoxen. Ein österreichischer Offizier, der dort gewesen war, und auf der Pyramide den Namen Cestius gelesen hatte, fragte einen Bekannten: Sagen Sie mir doch, was ist denn das für ein Papst Sixtus, der bei den Lutheranern begraben liegt? Ein Anderer besah die Säule Mark Aurels; bei Gelegenheit des Bildwerkes, das die Begebenheit der Donnerlegion vorstellt, erzählte man ihm erst die christliche Legende, und zeigte ihm dann, daß dem Bildwerke zufolge die Römer dieses Wunder dem Jupiter zugeschrieben hätten. Ei, sagte er, das müssen ja rechte Heiden gewesen seyn. Und gewiß lassen sich dergleichen Seltsamkeiten nicht nur von unsern Landsleuten erzählen. Was man auch besehen mag, sey es auf oder unter der Erde, überall findet man Engländerinnen, die doch gewiß nicht alle große Geschichtskennerinnen sind. Ich will wohl glauben, daß sie ihr römisches Vademecum im Kopfe haben, das bei der vornehmen Erziehung die Stelle der römischen Geschichte vertritt, daß sie also gar

wohl wiſſen, wie Romulus und Remus die Stadt Rom erbauten, wie die Gebrüder Horatier die Gebrüder Curiatier bekämpften, wie Tullia ihren Gemahl vergiftete und über den Leichnam ihres Vaters fuhr, wie Brutus ſich verrückt ſtellte, bei Lucretia's Tode den Verſtand wieder vornahm, die Könige vertrieb, und ſeine Söhne enthaupten ließ, wie Horatius Cocles die Brücke vertheidigte, und Mucius Scävola die Hand übers Feuer hielt, wie Coriolan von ſeiner Mutter Thränen erweicht wurde, wie Camillus den Faleriſchen Schulmeiſter von ſeinen Schülern peitſchen ließ, wie die Gänſe das Capitolium retteten u. ſ. w.; aber dieſes Vademecum iſt gerade in Hinſicht der Kaiſerzeit ſehr arm, und reicht alſo hier auf keine Weiſe hin. Indeſſen, als Ausfüllſel der Zeit iſt das Begucken der römiſchen Ruinen eben ſo gut, wie irgend ein anderes.

Siebenter Brief.

Rom, den 24sten Januar.

Wohlehrwürdiger Freund.

Wenn ich Sie in meinem letzten Briefe in dem alten Rom herumgeführt habe, so denke ich Sie heute, wenigstens stückweise, mit dem Rom des Mittelalters bekannt zu machen. Ich bezeichne hier mit diesem Ausdrucke, was ich in meinem vorigen Schreiben das geistliche Rom genannt habe, denn dieses geistliche Rom ist in der That mit allen seinen Einrichtungen eine große und, wenigstens äußerlich, wohlerhaltene Ruine aus dem Mittelalter. Was von diesem Theile Roms am meisten in die Augen fällt, sind natürlich die geistlichen Gebäude; also von diesen zuerst.

Daß die Anzahl der Kirchen in der geistlichen Hauptstadt der katholischen Christenheit bedeutend seyn muß, versteht sich von selbst; auch soll Rom in dieser Hinsicht nur von Moskau übertroffen werden. Ich kenne jetzt schon gegen vierzig derselben, und die einzige Straße des Corso enthält deren neun; im Ganzen soll ihre Anzahl nahe an zweihundert seyn. Sieben unter ihnen sind die Hauptkirchen Roms: S. Giovanni Laterano, Sta

Croce in Gerusalemme, Sta Maria maggiore, S. Lorenzo, S. Pietro, S. Paolo und S. Sebastiano. Diese Kirchen führen den Namen der sieben Basiliken, vielleicht wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Basiliken der Römer, vielleicht aber auch, weil sie ihre Gründung römischen Kaisern verdanken, und mithin die ältesten Kirchen Roms sind. S. Giovanni, Sta Croce, S. Pietro, S. Lorenzo und S. Paolo sind zuerst von Constantin dem Großen angelegt worden; Sta Maria maggiore im Jahre 352 von dessen Sohne Constantius; von S. Sebastiano weiß man nichts Bestimmtes; allein da die dortigen unterirdischen Gänge einer der frühsten Begräbnißplätze der Christen waren, so läßt sich vermuthen, daß man, sobald das Christenthum Staatsreligion geworden war, dort eine Kirche wird angelegt haben. Für die Wahrheit dieser Angaben scheint mir unter andern der Umstand zu sprechen, daß diese Kirchen außerhalb des Pomöriums, oder des von den Augurn geweihten Platzes erbaut worden sind. S. Lorenzo, S. Sebastiano und S. Paolo befinden sich noch jetzt außer den Ringmauern; S. Pietro steht auf dem vaticanischen Felde, das nie zum alten

Rom gehörte. S. Giovanne und Sta Croce lie-
gen, jene auf dem Cölius, dieſe auf dem Esquilin,
dicht an der Mauer Aurelians, der wohl die
Stadt, aber, ſo viel ich mich erinnere, nicht das
Pomörium erweitert hatte. Es ſcheint alſo, daß
die Kaiſer, ſo lange das Heidenthum die Religion
des römiſchen Senates war, es nicht wagten, oder
nicht räthlich fanden, ihrem neuen Gotte Tempel
auf dem heidniſch geweihten Boden Roms zu er-
richten; und dieß würde beweiſen, daß die genann-
ten Kirchen vor Theodoſius dem Großen, unter
dem der Senat dem Dienſte des Jupiter Capitoli-
nus entſagte, erbaut worden ſeyen. Nur Sta Ma-
ria maggiore ſcheint dieſer Annahme entgegen zu
ſeyn, denn der Theil des Esquilins, wo ſie ſteht,
war allerdings innerhalb der Mauer des Servius
Tullius; allein ein Umſtand ſchwächt dieſen Ge-
genbeweis. Der damalige Biſchof Liberius und ein
anderer vornehmer Römer träumten in derſelben
Nacht, daß ihnen die heilige Jungfrau beföhle, ihr
da eine Kirche zu bauen, wo Schnee gefallen wä-
re; und in der That fiel am folgenden Morgen,
am 5ten Auguſt, auf dem Esquilin Schnee, der
nicht nur den Standort, ſondern auch die Größe

der Kirche bezeichnete. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß die Christen nach der Regel: semper in vetitum nitimur cupimusque negata, ihren Ehrgeiz darein setzten, den Heiden zum Trotze eine Kirche innerhalb des Pomöriums zu haben, und durch Vorspiegelung dieses Wunders den schwachen, von Verschnittenen und Weibern beherrschten Constantius zur Erfüllung ihres Wunsches zu bewegen. Viere von diesen Basiliken: S. Giovanni, Sta Maria maggiore, S. Pietro und S. Paolo sind wieder, so zu sagen, höheren Ranges, als die übrigen, denn sie haben den Vorzug, eine porta santa zu besitzen. Diese porta santa ist eine zugemauerte Kirchthüre, auswendig und inwendig mit einem Kreuze bezeichnet, die nur alle 25 Jahr bei der Feier des Jubiläums geöffnet, und von den Gläubigen wie eine Pforte des Himmelreichs betrachtet wird. Uebrigens haben alle Basiliken mehrere Vorrechte vor den andern Kirchen: sie stehen z. B. den ganzen Tag offen.

Die merkwürdigste aller Kirchen Roms war für mich natürlich S. Giovanni Laterano. Sie ist die eigentliche Kathedrale Roms, deren Bischof der Papst selbst ist, daher er auch auf manchen Mün-

zen, ſtatt Pontifex maximus, Basilicae Lateranensis possessor heißt. In dieſer Kirche wurden die zwölf Concilien gehalten, die das fürchterliche, verderbliche, aber doch bewundernswerthe Syſtem der Hierarchie gründeten, erweiterten und befeſtigten. In dem anſtoßenden lateraniſchen Palaſte wohnten die gewaltigen Oberprieſter, die ſo oft Kaiſer und Könige durch ihren Fluch erſchreckten, ein Nikolaus I, Gregor VII, Alexander III, Gregor IX, Bonifacius VIII. u. ſ. w. Haben auch die Päpſte längſt dieſe Wiege ihrer Größe verlaſſen, ſo iſt ihr doch die alte Würde geblieben. Dieß bezeugen auch die äußerſt ſchlechten leoniniſchen Verſe am Geſimſe des erſten Stockwerks der Façade, die gewiß uralt ſind, und die Clemens XII, als er dieſe Façade errichtete, wahrſcheinlich nur wieder hat herſtellen laſſen. Sie lauten:

Dogmate papali
datur ac simul imperiali,
quod sim cunctarum
mater, caput ecclesiarum;
hinc salvatoris
coelestis regna datoris
nomine sancxerunt

cum cuncta peracta fuerunt:
sic nos ex toto
converti supplice voto,
nostra quod hec aedes
Tibi, Christe, sit inclita sedes.

Eine andere Inschrift der Façade nennt die Kirche omnium ecclesiarum urbis et orbis mater et caput. Das Innere dieser Basilike ist, wie das fast aller Kirchen Roms, reich geschmückt mit einer ungeheuern Verschwendung der kostbarsten Marmorarten. Besonders zeichnet sich in dieser Hinsicht die Capelle der Korsini aus, die Clemens XII. erbaute, und wo er jetzt mit mehrern seiner Anverwandten ruht. Mitten in der Kirche ist das Grabmal Martins V, der seine Erhöhung der Kirchenversammlung zu Costnitz verdankte; auch das Grab Bonifacius VIII, der das Jubiläum einsetzte, schließt diese Kirche in sich. Anziehender als diese Denkmäler waren für mich die Reliquien, die man dort verwahrt: ein Stück des Tisches aus Cedernholz, auf dem Christus mit den Aposteln die letzte Abendmahlzeit hielt; die Einfassung des Brunnens, aus dem die Samariterin dem Herrn zu trinken gab, zwei Säulen, die eine Steinplatte

tragen, welche den Wuchs Christi bezeichnet, der Stein, auf dem der Hahn krähte, als Petrus Jesum verleugnet hatte, mit der Inschrift: Et cantavit gallus; endlich die Köpfe der Apostel Petrus und Paulus, die man aber nicht zeigt. Der Kirche schräge über steht die von Sixtus V. erbaute Kapelle mit dem berühmten Sancta sanctorum, d. h. einer Sammlung von hochverehrten Reliquien, und einem sehr alten Christusbilde hinter einem Gitter. Fünf Treppen führen hinauf, die mittelste, dem Heiligthume gegenüber, ist die scala santa, d. h. die Treppe vor dem Pallaste des Pontius Pilatus zu Jerusalem, die Jesus während seines Leidens mehrmals auf und ab stieg, von der herab ihn der Landpfleger nach der Geißelung dem Volke zeigte, die der Leidende mit seinem Blute färbte. Sie besteht aus 28 Stufen von weißem Marmor; kein menschlicher Fuß darf sie betreten, aber täglich sieht man Gläubige auf den Knieen hinauf rutschen, was allein erlaubt und sehr verdienstlich ist. Die Stufen sind von dieser Andachtsübung so ausgehöhlt, daß man für gut befunden hat, die ganze Treppe mit Nußbaumholz zu bekleiden. Himmel! was vermag der Mensch nicht alles zu glauben!

und iſt es ein Wunder, daß die Päpſte allmächtig wurden, da ſie das Gebäude ihrer Herrſchaft auf die Glaubensfähigkeit des Menſchen gründeten?

Unter den Kirchen Roms gehört wenigſtens der zweite Platz der ungeheuern Peterskirche, dieſem Denkmale des geiſtlichen Hochmuths. Ueber zwei hundert Jahre lang hat der Bau der Kirche ſelbſt gedauert; Nikolaus V. begann ihn 1450 und erſt unter Alexander VII. zwiſchen 1655 und 67 wurden die Säulengänge an den Flügeln errichtet. Die Koſten des Werkes hat man zu 47 Millionen Scudi (über 62 1/2 Million Thaler C. M.) berechnet, und in dieſem Anſchlage ſind die Summen, die Pius VI. auf die Erbauung der weitläuftigen Sakriſtei und die Vergoldung des Gewölbes verwandt hat, nicht mit begriffen. So haben ſich denn die Päpſte in dieſem unermeßlichen Bauwerke auch zugleich ein Denkmal ihrer Schande errichtet: denn wem fällt bei dem Gedanken an dieſe Summen nicht ein, daß die Statthalter Chriſti ganz Europa plündern mußten, um ſie zu erſchwingen. Die Kirche hat die Form eines Kreuzes; die Länge beträgt 575, die Breite 417 Pariſer Fuß, und die ungewöhnliche Größe — denn

ich glaube nicht, daß man irgendwo in Europa einen größern eingeschlossenen Raum sehen wird — erregt beim Eintritt allerdings Verwunderung; die Menschen im Hintergrunde erscheinen dann wie Kinder, Allein dieser Eindruck wird sehr dadurch vermindert, daß man nicht alle drei Dimensionen auf einmal übersieht. Das Mittelschiff ist nur 85 Fuß breit, und bis zum Gewölbe 198 Fuß hoch; steht man unter der Kuppel, so übersieht man natürlich nur die Hälfte der beiden andern Dimensionen. Diese Kuppel ist eigentlich das Bewundernswertheste des ganzen Werkes: vom Pflaster der Kirche bis zum Kreuze beträgt ihre Höhe 420 Fuß, und ihr Umfang 405; bekanntlich ist sie dem Pantheon des Agrippa nachgebildet, und die Maße sind bis auf eine Kleinigkeit dieselben. Wie Teufel, sagte ein Franzose, der mit uns zu gleicher Zeit hinaufstieg, wie Teufel hat man dieß ungeheure Ding hier herauf gebracht? Vermuthlich, bemerkte ich, stückweise, Stein vor Stein. Pardonnez-moi, versetzte er, cette coupole était jadis le pantheon et j'ai lu quelque part qu'on a mis ce pantheon sur l'église de S. Pierre. Das heißt doch, die Sachen buchstäblich nehmen. Erst wenn

man aus der Laterne der Kuppel in die Kirche herab sieht, wird man die ungeheuere Höhe inne, die man erstiegen hat; einige Arbeiter, die unten Balken trugen, sahen aus wie Ameisen, die, wie sie zu thun pflegen, Stückchen Holz schleppen. Schon die beiden Gallerien, die inwendig um die Kuppel herlaufen, sind in einer bedeutenden Höhe. Nicht minder merkwürdig ist die Aussicht, deren man auf der höchsten auswendigen Gallerie über der Laterne genießt. Der Blick umfaßt hier die ganze Campagna di Roma von den Apenninen bis zum Meere; Rom selbst und seine Umgebungen liegen winzig, wie das geschnitzte Modell einer Stadt, tief unter einem, die Hügel sind in die Ebene zurückgesunken, und die Menschen auf dem Petersplatze scheinen schwarze sich bewegende Punkte. Diese Größe ist aber auch das Einzige, wodurch sich St. Peter auszeichnet. Von jeher scheint man auf diesen Vorzug stolz gewesen zu seyn, denn im Pflaster der Kirche sind die Längenmaße von St. Paul zu London, von den Kathedralen zu Mailand und Florenz, und von St. Petron zu Bologna eingegraben. Es fehlt der Kirche zwar nicht an Schmuck, allein sie steht in dieser Hinsicht andern nach, und

sehr Merkwürdiges enthält sie nicht. Das Grab des heiligen Petrus, das sich mitten unter der Kuppel befindet, ist geschmacklos mit vier ehernen gewundenen Säulen geziert, die einen Baldachin tragen. Die Höhe dieses Grabmals, die doch 86 Fuß beträgt, verschwindet vor der unabsehbaren Höhe der Kuppel; auf dem Altare unter dem Baldachine, das eigentlich das Hochaltar der Kirche ist, darf nur der Papst Messe lesen. Auf dem untersten Rande der Kuppel steht mit großen, goldenen Buchstaben die Zauberformel, der die Päpste ihre Macht verdanken: Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et tibi dabo claves regni coelorum; wozu die Bulle: Unam sanctam den anziehendsten Commentar liefert. Ueber dem Altare im Hintergrunde steht, von vier ehernen Bildsäulen getragen, der päpstliche Sitz, dessen sich Petrus und seine ersten Nachfolger bedient haben sollen; er ist aber in einen andern Stuhl eingeschlossen und mithin unsichtbar. Der anstoßende Vatikan ist das weitläuftigste Gebäude, das ich bis jetzt gesehen habe, oder vielmehr, es ist eine Masse zusammenhängender, aber große Höfe und Gärten einschließender Paläste, deren Um-

fang über 560,000 Fuß betragen soll. Man behauptet, daß der Vatikan mit der Peterskirche und dem Petersplatze an Umfang gerade der Stadt Turin gleich sey. Uebrigens ist der Vatikan ein äußerst unregelmäßiges Gebäude, wie es auch nicht anders seyn kann, da man schon wenigstens tausend Jahre daran baut. Die Päpste haben auch diesen Pallast, so wie den Lateran, verlassen: die böse Luft hat sie vertrieben, und sie bewohnen jetzt den Pallast auf monte Cavallo, einem Theile des alten Quirinals. Dennoch ist der Vatikan einer der besuchtesten Palläste, denn er enthält bekanntlich die reichste Sammlung alter Bildwerke und Inschriften, eine der größten und merkwürdigsten Bibliotheken, und die berühmtesten Wandgemählde der Welt.

Sta Maria maggiore ist reich an kostbaren antiken Marmorsäulen; doch theilt sie diesen Vorzug mit mehrern andern Kirchen, und wird in dieser Hinsicht von St. Paul außer den Mauern übertroffen. Diese mit Bruchstücken alter Denkmäler gepflasterte Kirche wird von achtzig in vier Reihen geordneten Säulen in fünf Schiffe getheilt. Die vierzig Säulen zu beiden Seiten des Hauptschiffes sind vor-

züglich schön, und sollen einst das Grabmal Hadrians geschmückt haben, aber schon von Constantin dem Großen hieher versetzt worden seyn. Wäre dieß historisch erwiesen, so würde es sich erklären, wie derselbe Kaiser zugeben konnte, daß man den Triumphbogen Trajans beraubte, um den seinigen zu schmücken. Allein mehrere Alterthumsforscher behaupten, diese Säulen hätten ehedem die Basilica Aemilia geziert; wiewohl man auch keinen Beweis für diese Behauptung anzuführen weiß, als den sehr schwachen, daß einst ähnliche Säulen aus phrygischem Marmor diese Basilike geschmückt haben. Eine andere Merkwürdigkeit dieser Kirche sind die Brustbilder aller 255 Päpste, von Petrus bis auf Pius VII, die über den Säulen auf die Wand gemalt sind. Uebrigens ist diese Kirche auf der Stelle erbaut worden, wo St. Paulus begraben worden, und das Hochaltar deckt jetzt sein Grab: ein Stein nahe am Haupteingange bezeichnet den Ort, wo sein Kopf gefunden wurde. Etwa eine römische Meile weiter von der Stadt, siehet man drei kleine, jetzt verlassene Kirchen. Die mittelste ist gleichfalls dem heiligen Paulus gewidmet, und an der Stelle erbaut, wo er enthauptet wurde: der abgeschlagene

Kopf machte noch drei Sprünge, und an den Stellen, wo er die Erde berührte, sprang sogleich eine Quelle hervor. Diese drei Quellen schließt nun die Kirche ein; daher heißt auch diese ganze Anlage le tre fontane.

Doch genug von den Kirchen Roms, deren ausführliche Beschreibung wohl einen Band füllen könnte. Es ist nicht leicht eine, die nicht etwas Merkwürdiges oder Sehenswerthes enthielte. Das Wichtigste sind natürlich die bewundernswerthe Menge von Reliquien, denn außer denen, die ich Ihnen schon namhaft gemacht habe, bewahrt man z. B. noch die Wiege des Herrn und das Heu und die Windeln, in die er gewickelt in der Krippe lag in Sta Maria maggiore; ein Drittheil des Kreuzes, in Sta Croce in Gerusalemme; ein anderes Drittheil des Kreuzes, die heilige Lanze und das Schweißtuch in S. Pietro; ein Stück der Säule, an welcher Jesus gegeißelt wurde in Sta Prassede; die Ketten des heiligen Petrus in S. Pietro in vincoli; die Säule, auf der Paulus enthauptet wurde, in S. Paolo delle tre fontane; den Tisch, an dem der Papst St. Gregorius täglich zwölf Arme speiste, und an dem einst ein Engel als dreizehnter

Gast erschien, in S. Gregorio; den Stein, den einst der Teufel nach dem heiligen Dominikus warf in Sta Sabina, und überdieß eine unzählige Menge heiliger Leichname, denn allein in den Katakomben bei S. Sebastiano sollen gegen 170,000 Märtyrer begraben liegen. Noch einer Kirche muß ich doch erwähnen, die mir merkwürdig geworden ist, nämlich der jetzt beinahe verlassenen Kirche S. Stefano rotondo. Rings an der Mauer erblickt man noch ziemlich erhaltene Freskogemählde, welche die verschiedenen Todesarten der Märtyrer auf eine Grauen erregende Weise darstellen. Hier werden sie in Oel gesotten, dort auf dem Roste gebraten, weiterhin lebendig begraben, oder von wilden Thieren zerrissen; hier wird eben einem die Hand abgehackt, und einem andern die Zunge ausgeschnitten, und auf der Erde liegt schon ein Haufe abgehackter Hände und ausgeschnittener Zungen dort werden einem Mädchen die Brüste mit glühenden Zangen abgerissen. Solcher gräßlichen Gemählde sind, glaube ich, vier und zwanzig, und meine Neugierde, sie alle zu betrachten, ward mit einem solchen Ekel bestraft, daß ich', obgleich mehrere Stunden nachher, doch nur mit Mühe mein Mittagsessen hinunter

brachte. Wenn man die jugendliche Phantaſie mit ſolchen Bildern füllte, wenn man die beſonders in den Klöſtern erzogene Jugend an den Anblick ſolcher ſchauderhaften Blutſcenen gewöhnte; war es dann ein Wunder, daß die Prieſter mit der erfinderiſcheſten Grauſamkeit hundert Tauſende von Schlachtopfern den ausgeſuchteſten Qualen und dem ſchaudervollſten Tode übergaben?

den 29ten Januar.

Was ich Ihnen vorgeſtern von den Kirchen Rom's und ihren Schätzen geſagt habe, wird Sie, wie ich hoffe, hinlänglich an das Mittelalter erinnern, um Sie zu überzeugen, daß ich das geiſtliche Rom nicht mit Unrecht ein Ueberbleibſel aus jener Zeit genannt habe; was ich mir heute vornehme, Ihnen mitzutheilen, ſoll dieſe Ueberzeugung eher ſtärken, als ſchwächen. Denn wenn ich neulich von dem lebloſen Theile jenes geiſtlichen Roms geſprochen habe, ſo gedenke ich Ihnen heute meine Bemerkungen über den lebendigen Theil deſſelben, über die Prieſterſchaft, zum Beſten zu geben.

Der Papſt iſt für uns Proteſtanten gewöhnlich ſo viel, wie der Mann im Monde; denn da wir in kirchlicher Hinſicht nichts mit ihm zu ſchaf-

fen haben, ſondern ihn vielmehr als ein feindliches Weſen betrachten, und es nur Wenigen gelingt, ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, ſo bleibt er für die Meiſten immer ein Ens rationis, ein Gedankending, alſo im Grunde noch weniger, als der Mann im Monde, den wir doch mindeſtens zu ſehen glauben. Sie können ſich vorſtellen, daß ich nicht wenig begierig war, den Nachfolger der Gewaltigen zu ſehen, deren Geiſt der Geſchichte des Mittelalters ihre Farbe giebt, den Mann, der die älteſte und in ihrer Art einzige Krone trägt, die ihn nicht allein zum Herrſcher, ſondern auch zum Heiligen macht. Mein Wunſch wurde auch bald erfüllt, denn bei ſchönem Wetter fährt er gewöhnlich Nachmittags zwiſchen drei und fünf Uhr ſpazieren. Bei einer ſolchen Spazierfahrt begegneten wir ihm auf dem Esquilin; voraus ritt ein Dragoner mit blankem Degen; der Wagen war altmodiſch und purpurfarben, mit vier Pferden beſpannt; Se. Heiligkeit ſaß in morgenländiſch prieſterlicher Kleidung mit dem rothſammtnen Pilgerkragen und dem rothen Barett ganz allein im Grunde des Wagens, auf dem Rückſitze aber zwei ſogenannte Monsignori, die man etwa geiſtliche Kammerherrn nennen könnte,

deren einer jedoch der Arzt seyn soll; hinterdrein ritten wieder sechs Dragoner mit bloßen Degen und eine Art Stallknecht. Alle Wagen, die eben gefahren kamen, hielten still; mehrere Personen stiegen aus, um ihre Ehrfurcht zu bezeigen; die gemeinern Leute knieeten zu beiden Seiten nieder, eine Ehre, die man sonst nur dem heiligen Sakramente erweist. Der Papst sieht bei weitem nicht so alt und hinfällig aus, wie er wirklich ist: sein Kopf gehört nicht zu den schönen alten Köpfen, aber sein Gesicht deutet auf außerordentliche Milde des Charakters. Ich wüßte nicht, daß der Anblick eines Menschen, wiewohl ich in Verona und auch sonst schon Kaiser, Könige und andere gekrönte Häupter gesehen habe, einen solchen Eindruck auf mich gemacht hätte. Das Ehrwürdige der Person selbst, das Seltsame der Kleidung, die ungewöhnliche Ehre, die man ihm erweist, dieß alles mochte das Seinige dazu beitragen; aber am meisten that wohl der Gedanke, dieß sey der Mann, der nach dem Glauben so vieler Millionen von allen Menschen allein nicht irren, der das Loos des Menschen jenseit des Grabes bestimmen könne. Ich wünschte nur, er ließe sich nicht von Dragonern begleiten, denn dieser Aufzug

ſteht im Widerſpruche mit der Idee eines Statthalters Chriſti; ich weiß wohl, daß er auch weltlicher Fürſt iſt, aber dieſe Eigenſchaft ſollte vor der höhern eines geiſtlichen Oberhauptes der Chriſtenheit nie zum Vorſchein kommen. Freilich ſeine Schweizerleibwache müßte er auch nicht zur Begleitung wählen, oder ſie wenigſtens anders kleiden, denn ihre jetzige abenteuerlich bunte Ausſtaſierung würde eben ſo wenig mit der ernſten Würde eines Oberhirten im Einklang ſeyn. Als ich, nachdem wir den heiligen Vater geſehen, von dem Eindruck ſprach, den dieſer Anblick auf mich gemacht hatte, und des feſten Glaubens ſo vieler Millionen und Jahrhunderte an ſeine Untrüglichkeit erwähnte, meinte Gabriel, der Papſt ſey gewiß der erſte, der nicht an ſeine Unfehlbarkeit glaube. Wenn das der Fall iſt, verſetzte ich, ſo iſt es wenigſtens ſehr weiſe von ihm, daß er dieſe Meinung für ſich behält: denn in welche Verwirrung würde ſie die Gläubigen ſtürzen. Sie glauben alles, was der Papſt ſagt, weil ſie an ſeine Unfehlbarkeit glauben; ſie müßten ihm alſo auch glauben, daß er irren könne, folglich aufhören, an ſeine Unfehlbarkeit zu glauben, mithin auch ſeiner Behauptung, daß er fehlen könne, keinen Glauben

ſchenken, und alſo doch wieder an ſeine Unfehlbarkeit glauben. Das wäre ein Wirrwarr von Glauben und Nichtglauben, bei dem es kein Wunder wäre, wenn ſie endlich ſagten: man möchte lutheriſch darüber werden, und es wirklich würden. Den Pallaſt auf dem Quirinal, den der Papſt bewohnt, konnten wir natürlich nur zum Theile ſehen, nämlich den Flügel deſſelben, den vor einigen Jahren der Kaiſer und die Kaiſerin von Oeſterreich bewohnt haben. Dieſe Gemächer ſind nicht eben reich, aber ſehr geſchmackvoll eingerichtet, und haben eine treffliche Ausſicht zunächſt auf den Garten und weiterhin auf den größern nordweſtlichen und nordöſtlichen Theil der Stadt. Am merkwürdigſten iſt die mit herrlichen Gemählden geſchmückte Kapelle der Verkündigung.

Der Geiſtlichen iſt hier begreiflich eine ungeheuere Zahl; überall begegnen einem welche, in ſchwarzer, violetter, weißer oder brauner Tracht, mit rothen, veilchenblauen, ſchwarzen, oder weißen Strümpfen, oder auch ohne Strümpfe. Wenn man die Fremden von der Volkszahl Roms ausnimmt, ſo kann man ſicherlich behaupten, daß immer der zehnte Mann zum geiſtlichen Stande ge-

hört. Der ganze Stand läßt sich füglich in drei Klassen theilen: in Staatsgeistliche, Weltgeistliche, und Klostergeistliche. Unter den erstern verstehe ich diejenigen, denen die höhern Staatsbedienungen anvertraut sind. Hier stehen natürlich die Cardinäle oben an; sie sind entweder Minister z. B. der Cardinal Staatssecretair für die Politik, der Cardinal Vikarius für die kirchlichen Angelegenheiten u. s. w., oder Vorsitzer der höchsten Behörden z. B. Präsident des Santo Uffizio (Inquisition) oder Legaten in den jenseitigen Provinzen des Kirchenstaates, oder Nuntien, oder auch nichts. Alle übrigen geistlichen Beamten begreift man unter der Benennung Monsignori; sie sind aber im Range unter einander sehr verschieden. Gewöhnlich fangen sie damit an, sich an irgend einen Cardinal, oder wohl auch einen Monsignore des höchsten Ranges d. h. einen Prälaten anzuschließen; sie werden dann von dem Cardinal als Geschäftsführer, Sekretäre, Kanzeleidirektoren, oft auch nur als Begleiter gebraucht, und rücken dann zu Beisitzern höherer, oder Vorsitzern niederer Behörden, oder erhalten andere ähnliche Bedienungen, oder werden Chorherrn an einer der Hauptkirchen Roms. Selbst die Umgebungen

des Papstes bestehen aus solchen Monsignori; und zu ihnen gehört auch der Uditore santissimo, der Schatzmeister und andere Prälaten, die die höchsten Stellen nach den Cardinälen bekleiden. Unter den Geistlichen dieser ersten Klasse giebt es sehr viele, die nicht Priester sind: selbst die Cardinäle sind es bekanntlich nicht alle, und zu den Monsignori gehören z. B. der Arzt, der Majordomus und andere Hausbedienten des Papstes, die man nicht einmal Geistliche nennen kann: indeß tragen sie doch alle geistliche Kleidung, die man hier als die Hoftracht ansehen muß. Die Klasse der Weltgeistlichen, die keinen Antheil an der Regierung haben, sondern sich nur mit geistlichen Dingen befassen, besteht außer den Bischöfen, die aber auch häufig Cardinäle sind, aus den Pfarrern, Unterpfarrern, Caplänen, andern Kirchenbedienten, und den sogenannten Abbaten. Diese letztern sind wie einst die französischen Abbe's, Priester, die noch bei keiner Kirche angestellt sind, aber doch hier und dort für Geld Messe lesen, oder Hauslehrer sind, oder sich sonst mit der Erziehung befassen. Die Klostergeistlichen, hier gewöhnlich frati genannt, sind in nicht geringer Anzahl. Es ist wohl nicht leicht ein

Mönchsorden zu finden, der hier nicht ein Kloster hätte; selbst zwei der sieben Basiliken gehören Mönchen, nämlich St. Paul, außer den Mauern den Benedictinern und Sta Croce in Gerusalemme den Carthäusern; und ich kenne schon vier und zwanzig Klöster. Freilich sind manche darunter sehr schwach besetzt, andere aber dagegen unglaublich stark: in dem Franziskanerkloster Araceli, das auf den Trümmern des Tempels des capitolischen Jupiters steht, fragte ich den Küster, der uns die Kirche zeigte, wie viel Mönche in dem Kloster wären. Ei, sagte er, es mögen wohl an die hundert seyn, aber es giebt viel Krüppel darunter. Die Hauptbeschäftigung der Bettelmönche außerhalb des Klosters ist das Begleiten der Leichen. Ein solcher Leichenzug ist das Schauderhafteste, was mir bis jetzt in dieser Art vorgekommen ist. Voran geht eine Schaar Kerzen tragender Gespenster, vom Scheitel bis zu den Knöcheln mit einem aschfarbenen Kittel bedeckt, in den nur für die Augen Löcher geschnitten sind; dann folgt eine Reihe brauner, dann eine Reihe weißer Mönche, ein de profundis plärrend; dahinter tragen vier oder sechs Gespenster der beschriebenen Art eine schwarze vergoldete Bahre, auf welcher der Leich-

nam in einem Sterbehemde mit bloßem Antlitz liegt; zuletzt folgen gewöhnlich gekleidete Menschen, deren einer den aus rohen Brettern zusammen geschlagenen Sarg, ähnlich denen der Selbstmörder bei uns, ein Anderer den Deckel trägt, der nur aus einem Brette besteht, und mit einem schwarzen Kreuze bemalt ist. In Spanien soll dieselbe Art zu beerdigen gebräuchlich seyn, und es wundert mich nun nicht mehr, daß der edle Ritter von Mancha einen solchen Leichenzug für eine Bande Zauberer und Gespenster hielt, die einen Menschen entführten. Ich gehe nun, seitdem ich einmal dieses in der That grausenvolle Schauspiel gesehen habe, sogleich aus dem Wege, wenn ich nur von weitem Fackeln sehe. Die Phantasie des Menschen ist das fürchterliche Geisterreich, das, wie der Dichter sagt, unter leichter Decke schläft; ich bin immer froh, wenn es schläft, weil bei dem Erwachten die Beschwörungsformeln nicht selten kraftlos sind. Aber seltsam genug, daß wir Christen, die wir eine weit heitrere und tröstlichere Vorstellung von dem Jenseits haben, als die Heiden, dennoch das Ende des Menschen mit Graus und Schreck umgeben, während bei ihnen die letzten Auftritte des Menschen ungleich freundlicher waren.

Natürlich, sagte Gabriel; die Todesfurcht war von jeher der Zaum, an dem die Priester das Menschengeschlecht führten: ist es ein Wunder, daß sie diesen Zaum so stark als möglich machten? Doch ich kehre zu meinem Gegenstande zurück.

Die Priester führen hier das Regiment, und zwar nach Gundsätzen des Mittelalters. Das größte Verbrechen ist ein Ketzer, oder, wie man sich milder ausdrückt, ein Heterodox zu seyn. Hingerichtete Missethäter können in geweihter Erde begraben werden, aber kein Ketzer. Der Begräbnißplatz dieser Letztern ist, wie ich schon früher erwähnt habe, bei der Pyramide des Cestius, also dicht an der Stadtmauer, wie man bei uns die Selbstmörder an der Kirchhofmauer begräbt. Kein fremder Gottesdienst wird hier geduldet; es giebt zwar eine protestantische Gemeinde, aber ihre Versammlungen sind heimlich, wie die der ersten Christen im heidnischen Rom. Die Ehe zwischen einem Katholiken und einer Nichtkatholikin oder umgekehrt, gehört unter die verbotenen Dinge; und wenn auch der Papst, durch besondere Umstände bewogen, die Dispensation ertheilt, so darf die Trauung doch nicht im Kirchenstaate geschehen; und solche Paare reisen dann nach

Neapel oder Livorno. Ich kenne ein Beiſpiel, daß eine ſolche Angelegenheit ſchon ins vierte Jahr dauert, und noch nicht beendigt iſt. Erſt verweigerte das santo uffizio die Erlaubniß, weil der Bräutigam, ein Proteſtant, nicht zugeben wollte, daß auch die Söhne katholiſch würden; nun, da er ſich dazu verſtanden hat, will jenes Collegium nichts mehr von der Sache wiſſen. Unterdeſſen hat der Beichtvater der Braut alles Mögliche gethan, um ihn zur Annahme der katholiſchen Religion zu bewegen, ja ſogar ihm verſprochen, daß er ihm in dieſem Falle ein Jahrgeld von der Propaganda verſchaffen werde. Gabriel deklamirte, als er dieß gehört hatte, eine halbe Stunde lang gegen die Bekehrungsſucht, ich aber ſagte: Du haſt Unrecht; denn in dieſem Stücke wenigſtens ſind die Katholiken beſſer, als wir, die wir nicht einen Heller ausgeben würden, damit jemand zu unſerer Kirche überginge, daher es denn auch nicht leicht einer thut, während unſere Dichter, Romanſchreiber, Staatswirthſchaftslehrer und Publiciſten katholiſch werden. Dieß alles ſind Beweiſe für den Satz, daß die päpſtliche Regierung bei innern Angelegenheiten eben ſo feſt an den Grundſätzen des Mittelalters hält, wie ſie bei auswärtigen

ſich in der neueſten Zeit, dieſen Grundſätzen treu, gezeigt hat. Dieſes Feſthalten an dem einmal Hergebrachten iſt einer geiſtlichen Regierung allerdings natürlich, wenn Angelegenheiten der Hierarchie in Frage kommen; aber bei der innern Verwaltung erſcheint es oft ſehr ſonderbar. Es giebt gewiſſe Stellen, die der Inhaber nur durch die Erhöhung zum Cardinal verlieren kann, z. B. die eines Prälaten, Schatzmeiſters, u. a. Ehrgeizige alſo, wenn ſie eines dieſer Aemter erlangt haben, verwalten es abſichtlich ſchlecht, damit man ſie, um ihrer los zu werden, deſto ſchneller zur Cardinalswürde erhebe: und dennoch läßt man dieſe alte Gewohnheit beſtehen. Ein anderer Uebelſtand dieſes Feſthängens an dem Alten iſt der, daß es die Willkühr begünſtigt, die ohnehin von einer ſo unumſchränkten Regierung, wie die päpſtliche, wohl unzertrennlich ſeyn dürfte. Es iſt der menſchlichen Natur nach unmöglich, daß alle Geſetze zu allen Zeiten, und in allen Fällen gleich ſtreng ausgeführt werden: wenn aber gar dieſe Geſetze, aus fernen Jahrhunderten ſtammend, dem Geiſte der Gegenwart widerſprechen, ſo muß dieſe Unmöglichkeit weit häufiger eintreten, und der Willkühr Thür und Thor öffnen, wenn die Re-

gierung zu ſtark an ihren Grundſätzen hängt, um Ausnahmen von dem Geſetze als bisweilen nothwendig anzuerkennen. Das iſt nun hier der Fall: alles iſt möglich, wenn man die Gunſt eines Cardinals beſitzt, nur iſt dabei der Uebelſtand, daß dieſe Herren ſelten Freunde unter einander ſind, daß man alſo, wenn man die Gunſt des einen genießt, oft deßhalb gerade nicht erhält, was der andere gewähren kann.

So wie die Staatsgeiſtlichen das äußere Leben der Römer beherrſchen, ſo die Weltgeiſtlichen das innere. Es iſt unglaublich, welchen Einfluß hier der Pfarrer auf ſeine Beichtkinder ausübt. Kurz vor Oſtern macht er die Runde in ſeinem Kirchſpiel, ſchreibt die, welche neuerdings in ſeine Parochie gezogen ſind, in das Seelenregiſter (libro delle anime) ein, und übt von dieſem Augenblicke an eine Aufſicht über ſie aus, die eine wahre und ſtrenge censura morum iſt. Bei allen wichtigen Angelegenheiten, bei Verheirathungen, bei der Erziehung und Beſtimmung der Kinder zu dieſem oder jenem Stande, bei Ehezwiſten, bei Familienſtreitigkeiten u. ſ. w. wird er zu Rathe gezogen. Beſonders groß iſt natürlich dieſer Einfluß bei dem

weiblichen Geschlechte, denn die Männer sind seit der französischen Zeit nicht selten arge Freidenker. Eine Römerin wird nicht leicht etwas erzählen, was ihr begegnet ist, wobei nicht der Curato vorkäme, oder gar eine Hauptrolle spielte; und da die Frauen im Familienleben überall und immer das Uebergewicht haben, so sind die Priester, trotz dem Unglauben und der Halsstarrigkeit der Männer, doch immer gewaltig in diesem Lebenskreise.

Wenn man die unermeßliche Gewalt und den ausgedehnten Einfluß der hiesigen Geistlichen auf alle Lebensverhältnisse betrachtet, und dabei bedenkt, daß es eine Zeit gab, wo auf Erden kein ausschweifenderes und unsittlicheres Geschlecht zu finden war, als eben diese Geistlichen, so ist der glühende Haß, den Wieleff, Huß, Hutten, Luther und andere Helden der Kirchenverbesserung gegen Rom und seine Priester an den Tag gelegt haben, vollkommen gerechtfertigt. Jetzt ist das freilich anders. Der heilige Vater giebt den Seinen das Beispiel eines äußerst einfachen und zurückgezogenen Lebens; die Großen seines Hofes, Cardinäle und Prälaten folgen seinem Beispiele; es ist keine Spur mehr von der Pracht zu erblicken, die in den letztverflossenen

Jahrhunderten dem römiſchen Hofe ſo viel Glanz verlieh, ihm aber auch ſo viel üble Nachrede zuzog. Im Gefolge der Dame, deren ich in meinen Briefen aus Verona oft erwähnt habe, waren wir bei dem Cardinal Staatsſecretair Conſalvi: es iſt unmöglich, daß ein Privatmann nur von einigem Vermögen einfacher wohne, als dieſer erſte Staatsminiſter; und wenn es bei dieſem oder jenem ſeiner Collegen glänzender ausſieht, ſo iſt das eine ererbte Pracht. Der Nepotismus, der einſt zu ungeheuern Verſchwendungen Anlaß gab, iſt nur noch dem Namen nach bekannt: der jetzige Papſt ſoll ſeinen Verwandten ausdrücklich unterſagt haben, nach Rom zu kommen. So wie die Großen des Hofes, ſo ſind auch die übrigen Geiſtlichen zu der jedem Menſchen, vorzüglich aber dem Prieſter wohl anſtehenden Einfachheit des Lebens zurückgekehrt, was auch wenigſtens, ſo weit es dem Proteſtanten möglich iſt, mit ihrer Herrſchaft gewiſſermaßen ausſöhnt. Die Pfarrer haben allgemein das Lob eines muſterhaften Wandels und einer ſorgfältigen gewiſſenhaften Verwaltung ihres nicht leichten Amtes. Anekdoten, wie die cent nouvelles nouvelles und die franzöſiſchen und deutſchen Sa-

tyriker des 16ten Jahrhunderts sie von den Pfarrern ihrer Zeit erzählen, weiß die römische Lästerchronik, die auch nicht feiert, von den hiesigen nicht aufzubringen. Nur die Abbati und die Frati stehen in schlechtem Rufe. Wenn ich Papst wäre, sagte eine Römerin zu mir, so würde ich den Weltgeistlichen erlauben, zu heirathen, und den Mönchen durchaus nicht verstatten, einen Fuß aus ihrem Kloster zu setzen. Um mir die Nothwendigkeit einer solchen Verfügung zu beweisen, erzählte sie mir zwei Anekdoten, die sie von den dabei betroffenen Personen selbst hatte, und deren eine eben so viel Abscheu, als die andere Lachen erregt. Ein alter würdiger Pfarrer in Rieti nahm die Tochter seiner Schwester, einer Bäuerin als Wirthschafterin zu sich; und, um dem Mädchen zugleich einige Bildung zu geben, trug er einem Abbate auf, sie im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Der Lehrer aber, statt mit ihr diese Künste zu treiben, unterwies sie in der Kunst zu lieben, bis sie sich Mutter fühlte. Diese Entdeckung preßte ihr so viel Thränen aus, daß sie anfing, an den Augen zu leiden. Sie beklagte sich über dieses neue Leiden gegen ihren Lehrer und Verführer; und dieser, dessen

ganzes Glück von der Verheimlichung ſeiner Unthat abhing, gab ihr abſichtlich ein Augenwaſſer, welches das Uebel vermehrte. Als ſie nun nahe daran war, das Geſicht zu verlieren, ward es dem Abbate nicht ſchwer, den Oheim zu überzeugen, er müßte die Nichte nach Rom ſchicken, damit ſie ihre Augen heilen laſſe. Das geſchah; ſie kam nach Rom, und entledigte ſich hier der Verrath drohenden Bürde. — Ein Franziskaner war eben mit vier bis fünf luſtigen Schweſtern fröhlich und guter Dinge, als er zu ſeinem Schrecken auf dem Hofe die Sbirren erblickte, die der Cardinal Vikarius bisweilen ausſchickt, um die verdächtigen Gänge geiſtlicher Perſonen zu erſpähen. Daß er verrathen ſey, war ihm nicht zweifelhaft; an einem ſichern Verſteck fehlte es; es war nur ein Ausweg auf den Hof vorhanden. Doch ein Mönch iſt ſo leicht nicht verlegen. Schnell, ſpricht er, lieben Kinder, zerrauft ein wenig das Haar, bringt die Kleider in Unordnung, und werft euch ſchluchzend hier auf die Stühle. Es geſchieht, und nun beginnt der Pater mit lauter, heftiger Stimme gegen die ruchloſe Lebensart dieſer Dirnen zu predigen, die ſie nothwendig zu zeitlichem und ewigem Verderben führen müſſe.

Der Anführer der Sbirren steht unterdessen horchend an der Thüre, hört die erbauliche Predigt, und zieht sich still wieder zurück, um das fromme Beginnen des Mönches nicht zu unterbrechen. Das Lustigste aber dabei ist, daß der Bußprediger wider Willen so gewaltig und ergreifend predigt, daß sich wirklich zwei jener Dirnen bekehren, und der Pater große Ehre davon trägt. Die Ehre gehört also auch zu den Bräuten, die der nach Hause führt, der das Glück hat. Uebrigens sagt man den Abbaten und sogar den Mönchen nach, daß sie im Alter sich häufig auf Wucher legen: und es mag nicht ganz ohne Grund seyn, denn ich habe selbst in der kurzen Zeit schon ein Beispiel gesehen.

den 2ten Februar.

Gestern, mein wohlehrwürdiger Freund, haben wir die dreifache Krone gesehen, die in der Sakristei der päpstlichen, oder wie sie eigentlich heißt, paulinischen Capelle im Quirinal, aufbewahrt wird. Die Kapelle, die Paul V. hat erbauen lassen, ist äußerst einfach. Zur Rechten des einzigen Altars ist der Thron für den Papst, zu beiden Seiten eine Bank für die Cardinäle, dahinter eine für Geist-

liche niederern Ranges; am Eingange des Chores zu beiden Seiten ein erhöhter Platz für Männer, jenseit der Scheidewand, die das Chor von dem übrigen Raume trennt, und die oben aus Marmorsäulen besteht, sind die Sitze für Frauenzimmer und eine besondere Bühne für die Gesandten. Links am Altare ist der Eingang in die Sakristei, wo der Schmuck des Papstes aufbewahrt wird. Die dreifache Krone hat die Form einer gläsernen Glocke, wie man sie bei den Luftpumpen gebraucht, und ist weiß von Farbe. Um diese Glocke herum schlingen sich die drei Kronen von Gold und reich mit Edelsteinen und Perlen besetzt. In der Mitte der untersten Krone sieht man das Wappen des Papstes, auf der mittlern die Brustbilder Petri und Pauli, und auf der obersten den heiligen Geist in Gestalt einer Taube. Auf dieser dritten Krone stehen hinten die Worte: Spiritus sanctus episcopum posuit et regeret ecclesiam. Oben ist ein Smaragd, der wohl anderthalb Zoll hoch seyn kann, und die Form einer Achte hat, nur daß er in der Mitte nicht so dünne ist, denn es war hier Raum genug, um die Worte: Pontifex maximus Gregorius XIII. einzugraben. Auf diesem

Smäragde ſteht endlich das Kreuz aus ziemlich groſſen Diamanten. Dieſe Krone iſt ein Geſchenk Napoleons, der ſich der alten vier vorhandenen bemächtigt hatte: der erwähnte Smaragd befand ſich auf einer dieſer vier Kronen. Der Sakriſtan ſprach natürlich mit Geringſchätzung von der jetzigen Krone, und pries den Reichthum der alten, deren eine auf vier Millionen Scudi geſchätzt worden ſeyn ſoll. Wie groß und hehr iſt die Nemeſis in unſerer Zeit über die Erde geſchritten: die Krone, die einſt ganz Europa zu Boden drückte, iſt die Beute frecher Räuber geworden; aber auch dieſe Räuber hat die Rächerin ſchon erreicht, und ſie mit Scorpionen gezüchtigt: discite justitiam, moniti! Aber ach! die Weltgeſchichte iſt eine Kaſſandra, die immer wahrhaftig weiſſagt von der Zukunft, deren Worte aber keinen Glauben finden.

Dieſen Morgen — denn es iſt heute das Feſt der Reinigung Mariä — habe ich der Meſſe in der eben erwähnten päpſtlichen Kapelle beigewohnt. Der Papſt ſelbſt war nicht zugegen; er iſt zu ſchwach dazu, und hört gewöhnlich die Meſſe in ſeiner Privatkapelle, wo niemand zugelaſſen wird; wohl aber waren funfzehn Kardinäle, der Biſchof

der katholisch-armenischen Christen und der unirten Griechen, nebst den Generalen aller Mönchsorden und Abgesandten anderer Capitel gegenwärtig. Allein diesen theilte der Cardinal-Bischof, der das Hochamt hielt, vorher vom Papst geweihte Kerzen aus. Während dieser Ceremonie waren die Bischöfe in priesterlicher Kleidung, mit weißen Bischofsmützen auf dem Haupte; als aber die ganze Versammlung einen Umgang mit brennenden Kerzen gehalten hatte, kleideten sie sich um, und erschienen in ihren veilchenblauen Fürstenmänteln, die mit großen weißen Kragen aus Rauchwerk versehen sind, und deren ungeheuere Schleppen ihnen die begleitenden Monsignori nachtrugen; nur der Messe Lesende blieb in priesterlicher Kleidung. Uebrigens muß ich gestehen, daß der griechische und armenische Bischof mit ihren langen Bärten ungleich ehrwürdiger aussahen, als die Cardinäle; und daß der Gesang, den dießmal, wie bei den Griechen, keine Musik begleitete, mir ungleich besser gefiel, als sonst, wenn dieß der Fall ist. Die italiänische Kirchenmusik scheint mir überhaupt ganz unangemessen; es ist größtentheils der Opernstyl, und von unsern herrlichen Chorälen ist kein Anklang darin zu fin-

den. Diesen Uebelstand fühlte ich recht deutlich vorgestern bei der Todtenfeier, die auf Befehl der Regierung dem verstorbenen Canova in der Kirche degli Apostoli gehalten wurde. Die Kirche war sehr geschmackvoll zu diesem Zwecke ausgeschmückt; an passenden Orten hatte man die Gypsabgüsse der berühmtesten Werke des Verstorbenen, die religiöse Gegenstände behandeln, aufgestellt. Allein die Opernmusik, der Umstand, daß der erste hiesige Opernsänger David die Hauptarie, und zwar völlig im Theaterstyle sang, verdarb viel, und benahm dem Ganzen den ernsten, feierlichen Charakter. Eben so auffallend war mir die Leichenrede, die ein Abbate, des Verstorbenen gewesener Sekretär, auf der Kanzel hielt. Es kamen darin manche gute Gedanken vor; aber der ganze erste und längste Theil handelte von Canova's Verdiensten als Bildhauer, und enthielt sogar eine kurze schlechte Geschichte der Bildhauerkunst, wo der Redner von Michel Angelo Buonarotti sogleich auf Canova übersprang. Wäre es eine Rede vor einer akademischen Versammlung gewesen, so hätte ich dieß ganz einfach gefunden, aber in der Kirche, wo nur der Christ in Betracht kommen soll, schien es mir sehr

übel angebracht: die Italiäner fanden es jedoch höchst natürlich.

Achter Brief.

Rom, den 22ten Februar.

Wohlehrwürdiger Freund.

Si vales bene est, ego non valeo; aber das thut nichts zur Sache: denn gerade wenn man nicht ganz wohl ist, also weniger Vergnügen an den Eindrücken der äußern Welt findet, kehrt man am liebsten zur stillen Unterhaltung mit sich selbst, oder, was so ziemlich dasselbe ist, mit einem entfernten Freunde zurück. Der Gegenstand meiner heutigen Unterhaltung mit Ihnen ist das weltliche Rom, und es ist mir lieb, daß ich diesen Gegenstand nicht früher vorgenommen habe, denn, was ich Ihnen nun, da ich das Carneval gesehen habe, darüber mittheilen kann, wird vollständiger seyn, als das, was ich früher darüber hätte sagen können.

Wenn man unter Rom den gesammten Raum versteht, den die Mauer umschließt, so kann man das Ganze bequem in drei Theile theilen. Die

Ruinenstadt nimmt den südlichen Theil des Raumes auf dem linken Ufer der Tiber ein, den alten Palatin, Aventin und Cölius, streckt aber einen Arm über den Esquilin, Viminal und Quirinal durch Osten bis fast nach Norden vor, wo er sich mit den Bädern Diokletians endigt. Zwischen diesem Arme und der Tiber liegt der zweite Theil der Stadt, das eigentliche heutige Rom, nimmt das alte Marsfeld ein, und bäumt sich an dem kapitolischen, dem esquilischen, dem quirinischen und dem pincischen Hügel hinauf. Der dritte Theil endlich ist das jetzige Rom jenseit d. h. auf dem rechten Ufer der Tiber, das sich von der Engelsburg, als dem nördlichsten Punkte, bis zur Ripa grande (wo die größern Tiberkähne anlegen), dem Aventin gegenüber, erstreckt, das vatikanische Feld und das Thal zwischen der Tiber und dem Janiculum einnimmt, sich auch an diesem Berge hinaufdehnt, aber dessen Höhe bei weitem nicht erreicht. Von der alten Ruinenstadt habe ich Ihnen schon mitgetheilt, was mir merkwürdig schien; jetzt also nur von dem heutigen Rom.

Wenn man auf der Piazza del popolo, dem nördlichsten Punkte des heutigen Roms auf dem

linken Ufer des Fluſſes, ſteht, ſo wird man ver-
ſucht zu glauben, die Stadt ſey dem Charakter der
italiäniſchen Städte zuwider, außerordentlich regel-
mäßig: denn drei grade Straßen, deren mittelſte
der oft erwähnte Corſo iſt, gehen von dieſem Pla-
ze aus wie Radien eines Kreisſtückes, deſſen
Mittelpunkt der Obelisk des Platzes iſt. Allein
dieſe Regelmäßigkeit iſt nicht viel mehr als ſcheinbar:
die beiden äußern Straßen verlaſſen bald, die öſt-
liche (via del Babbuino), auf dem ſpaniſchen
Platze, die weſtliche (via della ripetta), ſobald
ſie die Tiber erreicht, ihre grade Richtung, ſpalten
ſich und verlieren ſich in der ordnungslos hinge-
worfenen Häuſermaſſe; ſelbſt der Corſo erreicht das
ſüdliche Ende der Stadt, den kapitoliſchen Hügel,
nicht, ſondern endet auf dem venetianiſchen Platze.
Je weiter man von Norden nach Süden geht, de-
ſto breiter wird die Stadt, deſto verwirrender das
Labyrinth ſich durch einander ſchlängelnder Gaſſen, in
denen ich mich einſt, als ich von der Engelsbrücke
nach dem Capitol gehen wollte, ſo verirrte, daß
ich mich, trotz wiederholtem Nachfragen, erſt nach
drei Stunden zurecht fand.

Einen St. Markusplatz hat Rom nicht aufzuweisen: der Petersplatz möchte freilich diesen an Größe übertreffen; allein die Gebäude stehen unter einander in solchem Mißklange, daß er mit jenem nicht verglichen werden kann. Der größte nach dem Petersplatze, und zugleich der regelmäßigste aller Plätze Roms ist die Piazza Navonna, angelegt auf den Trümmern des alten Circus agonalis. Die Piazza Colonna ist zwar regelmäßig, aber klein, eben so der Monte citorio. Der spanische Platz, der bekannteste, weil meistens die Fremden dort wohnen, ist ziemlich groß, doch unregelmäßig: indeß geben ihm die größtentheils neuen, oder doch neu angestrichenen Häuser, deren Fenster alle mit grünen Sommerladen versehen sind, die breite schöne Treppe, die zur Kirche Trinità de' monti hinauf führt, und der Springbrunnen am Fuße dieser Treppe ein freundliches Ansehen. Ueberhaupt sind die Springbrunnen eine große Zierde aller hiesigen Plätze; auf der Piazza Navonna sind deren drei, auf dem Petersplatze zwei; und ich glaube, sie sind im Ganzen eben so zahlreich, wie die Kirchen. Die wasserreichsten sind die Fontana di Trevi am Fuße des Quirinals und die Acqua

Paulina auf dem Janiculum. Die Hauptstraßen Roms sind ziemlich breit, im Corso können wohl fünf Wagen neben einander fahren. Aber dieser Hauptstraßen sind nicht viele, und die übrigen sind eng, und der hohen Häuser wegen sehr finster. Die meisten Gassen haben gerade nur die nöthige Breite, daß zwei Wagen bei einiger Geschicklichkeit der Kutscher neben einander vorbei können; aber es giebt auch sehr viele, die ein Wagen ausfüllt, und wo der Fußgänger sich an die Mauer drängen, oder in eine Thüre flüchten muß, um den Rädern auszuweichen. Sind diese Gäßchen nun schon ihrer Enge und Dunkelheit wegen unangenehm, so werden sie ganz unausstehlich durch den darin herrschenden Schmutz. Alle italiänischen Städte sind schmutzig; aber Rom übertrifft sie allzumal in dieser Hinsicht eben so sehr, wie in Hinsicht der Pracht, oder der historischen Merkwürdigkeit. Ich wenigstens habe bis zu meiner Ankunft in Rom nicht einmal geahnet, daß es eine so schmutzige Stadt auf unserm Planeten geben könne. Diese unglaubliche Unreinlichkeit ist von der Polizei gewissermaßen gebilligt und zugestanden: „denn in allen Straßen und auf allen Plätzen giebt es Stellen, wo an der

Mauer mit großen Buchstaben geschrieben steht: Immondezzajo, d. h. Ort, wo es erlaubt ist, allen Unrath hinzuwerfen. Dieß geschieht denn auch redlich, und man kann sich leicht vorstellen, wie es auf einem solchen Immondezzajo aussieht. Allein dabei bleibt es nicht: alle Hinterseiten der Kirchen und Pallästе, alle Quergassen, alle Stellen der Straßen, wo kein Haus, sondern etwa eine Hof- oder Gartenmauer ist, alle Ruinen sind öffentliche Abtritte, und ich habe oft am hellen lichten Tage wohlgekleidete Menschen bei Kirchen oder in Ruinen, wo doch immer, wenn auch nicht jeden Augenblick, Andere vorüber gehen, ein Bedürfniß verrichten sehen, das der nur halb gesittete Mensch, wenn es möglich wäre, vor sich selbst verbergen möchte. Gabriel sagte bei einer solchen Gelegenheit: Es fehlt nichts, als daß die Menschen sich auf der Straße begatteten; und so selten ich auch seiner Meinung bin, weil er gewöhnlich übertreibt, so muß ich ihm doch hierin Recht geben: nur das fehlt, um auch die letzte Spur von Scham zu vertilgen. Den höchsten Grad erreicht diese Unfläthерei natürlich in der Judengasse (ghetto) zwischen dem untern Corso und der Tiber; ich bin nur zweimal durchgefahren,

habe mich aber nicht entschließen können, wieder hin zu gehen, um diesen Stadttheil näher ins Auge zu fassen. Doch muß ich gestehen, daß hier der Unterschied zwischen der Judengasse und der übrigen Stadt nicht so groß ist, wie ehedem bei uns in den Städten, wo es Judengassen gab. Ich wollte, es wäre derselbe Abstand, sagte Gabriel, denn es könnte alsdann auf der Welt nichts geben, was die hiesige Judenschaft überträfe, und das Höchste im Schlechten ist eben so merkwürdig, wie das Höchste im Guten. Das war aber offenbar nicht der wahre Grund seines Wunsches; sondern es hätte ihn gefreut, recht heftig gegen die Juden declamiren zu können, die er tödlich haßt, weil sie das mosaische Recht dem römischen Rechte vorziehen; er hätte es um so lieber gethan, da er wohl weiß, daß ich selbst, mich auf die Erfahrung so vieler Jahrhunderte stützend, die Juden für die Aqua tofana des Staates halte, und ihm folglich nicht widersprochen hätte.

Wie Rom den übrigen Städten Italiens an Unregelmäßigkeit gleicht, so auch an Unregelmäßigkeit der Bauart. An Pallästen reich wie Venedig, hat es vor diesem den Vorzug, daß diese Pallaste größtentheils neuer und ungleich besser erhalten sind.

Viele derselben z. B. der Pallast Doria thun es an Weitläuftigkeit den Residenzschlössern der deutschen Könige und Herzöge zuvor. Allein diese Palläste, die, wenn sie alle z. B. auf dem Corso ständen, eine herrliche Straße bilden würden, sind großentheils in engen Gassen versteckt, wo sie höchstens dazu dienen, das Abscheuliche ihrer Umgebungen abscheulicher zu machen, und den einzigen dort möglichen Vortheil, den Einklang des Gemeinen und Schlechten, zu zerstören. Uebrigens unterscheiden sich hier die Palläste von den Häusern durch ein charakteristisches Merkmal: die Thüren und Fenster nämlich sind mit Quaderstücken eingefaßt. Die Häuser sind so unregelmäßig, wie ein Haus nur immer zu seyn vermag, und ich kann mich des Glaubens nicht erwehren, daß man sie aufbaut, ohne vorher einen Riß zu entwerfen. Und wer sollte das nicht glauben, wenn er ein Haus sieht, wo die Fenster der verschiedenen Stockwerke nicht reihenweis über einander stehen, sondern im Zickzack in die Höhe steigen, oder ein Haus, wo sich die einzige Küche im dritten Stock befindet, und zwar so, daß man, um dahin zu gelangen, durch die Zimmer des zweiten Stockwerks durchgehen muß? Eine andere auf-

fallende Unregelmäßigkeit ist die verschiedene Höhe der Häuser: wie absichtlich steht meist neben einem Hause von einem Stockwerk ein anderes von sechs Stockwerken, und diese ungeheuern Thürme findet man gerade am häufigsten in den engsten Straßen, wo sie dem Tageslichte und der freien Luft den Zugang wehren.

Ueber Roms Klima kann ich aus Erfahrung nicht sprechen, denn dazu würde ein Aufenthalt nicht von sieben Wochen, sondern von sieben Jahren erforderlich seyn. So viel kann ich indeß aus meiner geringen Erfahrung, aus den Mittheilungen Anderer und manchen andern Anzeigen erschließen, daß das hiesige Klima für den Ausländer im Durchschnitt gefährlich ist. Der Winter war dießmal sehr streng; mehrmals fiel Schnee und vier Wochen fror es wenigstens in der Nacht; dennoch war auch dieser Winter ein beständiger Wechsel von heiterem Wetter bei Tramontana, und Regen bei Scirocco. Beide Winde wirken höchst nachtheilig auf die Nerven: jener strengt sie an, dieser spannt sie ab, und zwar in solchem Grade, daß man zu jeder Arbeit untüchtig wird, und der Italiäner, wenn man sich in dieser Zeit nach seinem Befinden erkundigt, häu-

ſig nur antwortet: è scirocco. Seit drei Wochen iſt der Winter vorüber, und wir haben beſtändiges Frühlingswetter; des Kaminfeuers kann man ſchon gänzlich entbehren, der Raſen und die Bäume, die ihr Laub verloren haben, fangen an, ſich mit jungem Grün zu bekleiden. Aber auch jetzt iſt das Wetter unglaublich veränderlich: Regen und heiterer Himmel wechſeln faſt Tag um Tag. Außerdem, daß dieſer unaufhörliche Wechſel nicht vortheilhaft ſeyn kann, iſt auch noch der Unterſchied der Temperatur im Schatten und in der Sonne zu fürchten, den ich nirgends ſo bedeutend gefunden habe; überdieß behauptet man allgemein, daß die Sonne in dieſer Jahreszeit wahres Gift ſey, und man ſie durchaus vermeiden müſſe. Gehen wir dann weiter, ſo iſt der Sommer hier anerkannt die gefährlichſte Jahreszeit; auch verlaſſen dann alle Ausländer Rom, die fremden Künſtler etwa ausgenommen. Fieber ſind dann allgemein herrſchend und werden leicht tödlich; wie denn überhaupt alle Krankheiten hier einen bösartigen Charakter haben ſollen. Die Phthyſis gilt hier allgemein für anſteckend, ſo daß, wenn jemand an dieſer Krankheit geſtorben iſt, man das Zimmer von neuem

ausweißt, und allen darin befindlichen Hausrath verbrennt, oder wenigstens dem Gesetze nach verbrennen soll. Zu diesen Gefahren des Himmelsstriches gesellen sich noch andere mehr örtliche. Erstens die verrufene böse Luft (aria cattiva), die wie ein Dämon aus der alten Ruinenstadt mehr und mehr in das jetzige Rom vordringt, und schon die Gegend zwischen dem Capitol, dem untern Corso und der Tiber, besonders aber den Stadttheil jenseit des Flusses eingenommen hat. Ich will diese Erscheinung nicht erklären, aber ich glaube bestimmt, daß die abscheuliche Unreinlichkeit, die Enge der Straßen, die dicht in einander geschobenen Häusermassen, und endlich die Ueberschwemmungen der Tiber diese böse Luft, wenn nicht erzeugen, doch wenigstens nähren und verschlimmern. Ein anderer Uebelstand ist die Feuchtigkeit in den Häusern mancher Stadttheile. In den Gegenden, wo die Häuser sich in die Berge lehnen, sind die hintern Zimmer so feucht, daß die Fußteppiche in wenig Wochen verfaulen, und diese Feuchtigkeit dringt denn auch mehr oder minder in die vordern Zimmer: die Erdgeschosse leiden fast alle an diesem Uebel. Bei so vielen schwer zu vermeidenden Ge-

fahren iſt es kein Wunder, daß ſo manchen Ausländer in der Blüthe ſeines Lebens hier der Tod erreicht hat: die Leichenſteine auf dem Gottesacker der Heterodoxen bezeugen es, daß faſt keiner der dort ruhenden Fremden die Vierzig überſchritten hat. Schade, daß es ſo iſt, denn es hat doch etwas gar Erfreuliches in den erſten Tagen des Februars, bei warmer Frühlingsluft und-ſonne, unter dem ſchönen blauen Himmel auf dem Monte Pincio zu luſtwandeln, wo man auf der einen Seite ganz Rom zu ſeinen Füßen erblickt, auf der andern die Ausſicht auf die nahen Villen, und weiterhin auf den hohen Soracte und die dunkelblauen Sabinerberge genießt. Ich kenne nur einen Spaziergang, der ſich mit dieſem vergleichen läßt, nämlich der Brühl in Dresden; aber dort iſt man nicht in Rom, und es bleibt doch immer die Phantaſie, die dem ſchwarzen Grundriſſe unſeres Lebens die Farbe giebt.

den 13ten Februar.

Die Bewohner Roms zerfallen in zwei große Klaſſen: Fremde und Einheimiſche. Die Anzahl der Ausländer iſt in den Wintermonaten, vorzüglich aber zur Zeit des Carnevals und des Oſterfeſtes, be-

deutend; meiſt ſind es Engländer, Ruſſen und Polen: die erſtern ſind auch jetzt noch, wie ehedem, die zahlreichſten. Die Engländer, Ruſſen und Polen, die Rom beſuchen, gehören größtentheils zu den Reichen ihres Volkes, die des Vergnügens wegen reiſen, oder, wie es heißt, pour former l'esprit et le coeur. Auf deutſch kann ich Ihnen das nicht ſagen: man muß eine Zeitlang mit den Menſchen gelebt haben, unter denen dieſer Ausdruck gebräuchlich iſt, um ſeinen wahren Sinn zu faſſen. Eine deutſche Ueberſetzung würde Unſinn ſeyn, weil wir glauben, daß die Bildung des Verſtandes und des Herzens in frühern Jahren das Werk der Erziehung, in ſpätern das Werk des Lebens ſey, daß Reiſen gerade der Herzensbildung ſchade, weil es uns dem Leben entführt und zu bloßen, ſelten aufmerkſamen Zuſchauern des Lebens macht. Se former l'esprit et le coeur heißt die berühmteren Gegenſtände der Natur und der Kunſt beſehen, um das Recht zu erwerben, bei vorkommenden Fällen die zu ihrer Bezeichnung oder Schilderung geſtempelten Redensarten anzuwenden. Jene Engländer, Ruſſen und Polen, zu denen man noch einige Ungarn rechnen kann, leben, da es ihnen gewöhnlich

weder an Zeit noch an Geld gebricht, ihrem Vergnügen, machen nicht wenig Geräusch mit ihren Reitpferden und Kutschen, sind die unausbleiblichen Theilnehmer an jeder öffentlichen Festlichkeit, und die beständigen Gäste in den Zirkeln der vornehmen Welt. Besonders zeichnen sich die hiesigen Engländerinnen durch eine ungemeine Zerstreuungssucht aus: wenn eine solche Dame erfährt, daß in einem Hause Ball seyn wird, so stattet sie gewiß den Tag vorher der Wirthin, ohne sie zu kennen, einen Besuch ab, um eingeladen zu werden. Wenn diese Weiber, sagte Gabriel, zu Hause eben so sind, wie hier, was Wunder dann, daß die Engländer so häufig vom Spleen befallen werden? Gabriel, sagte ich, Du hast gänzlich Unrecht; denn einmal ist der Spleen unter den Hagestolzen häufiger, als unter den Ehemännern; und dann, mein guter Vetter, bedenke doch, daß, da nach dem Willen der Vorsehung alles Geld in die Hände der Engländer und der Juden kommen muß, diese Zerstreuungssucht der freien Brittinnen ja eine wahre Wohlthat des Himmels ist, weil dadurch wieder einiges Geld auf dem Festlande in Umlauf gesetzt wird. Weit entfernt also, die Engländerinnen anders zu wün-

ſchen, laß uns vielmehr Gott bitten, daß er den Jüdinnen eine ähnliche Neigung einflöße.

Die hieſigen-Deutſchen ſind größtentheils Künſtler oder Gelehrte, die Rom beſuchen, um ſich in ihrer Kunſt zu vervollkommnen, um ſich über dieß und jenes zu unterrichten, über dieß und jenes Nachforſchungen anzuſtellen. Dem Mittelſtande angehörig, ſind ſie meiſt durch ihre Vermögensumſtände beſchränkt; dieß und der beſtimmte Zweck ihres Hierſeyns ſchreibt ihnen eine von der eben erwähnten ganz verſchiedene Lebensweiſe vor. Sie halten ſich fern von den vornehmen Zirkeln, widmen den Tag ihrer Kunſt oder ſonſtigen Arbeit, und erſcheinen nur des Abends in den Speiſe- und Kaffeehäuſern. Deſſen ungeachtet haben die jüngern deutſchen Künſtler doch Mittel und Wege gefunden, wenigſtens einiges Aufſehen zu erregen. Sie tragen nämlich Bärte, langes, herabhängendes Haar, Halskrauſen ſtatt der Halsbinden, einen engen, bis nahe an die Kniee reichenden Ueberrock, oder vielmehr eine ſo lange Weſte mit Aermeln, und darüber einen eben ſo kurzen Mantel, und eine Art Barett. Kurz es iſt eine Tracht des Mittelalters, wie ſie noch Albrecht Dürer, den die Italiäner ſeltſam genug

Alberto Duro nennen, Michel Angeb, Raphaël u. ſ. w. getragen haben mögen. Gabriel erinnerte ſich, als wir zum erſten Male dergleichn Mittelälter ſahen, an Schillers Verſe: „Wie er ſich räuspert und wie er ſpuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt u. ſ. w.“ Ich aber ſagte: laß ſie doch, Gabriel: iſt es nicht gut, daß in einr Zeit, wo das Alter ſo ſehr an Thorheit zugenommen hat (exempla sunt odiosa), auch die Jugend darin etwas Bedeutenderes thut? oder ſoll etna die Jugend unziemlicher Weiſe das Alter an Weisheı übertreffen? Wenn ferner Menſchen, die ſich einbideten, gläſerne Füße zu haben, darüber wirklich dn Gebrauch der Füße verloren, wäre es denn nichtmöglich, daß ſolch ein junger Mann, wenn er ſich im Spiegel betrachtet, und ſeine Aehnlichkeit mit Raphaeln bewundert, durch dieſen Gedanken ſeine Kraft ſo ſteigerte, daß er wirklich ein Raphael, oder doch ein Rafaelino, oder wenigſtens ein Rafaelinino würde? Und endlich bitte ich Dich, wärees denn nicht gut, wenn wir allzumal dieſe ſeltſame Kleidung anlegten? dann hätten wir Deutſchen doch etwas Eigenthümliches, das uns Götzendienern des Ausländiſchen jetzt gänzlich fehlt. Das, Gabriel, war nach höchſt wahrſcheinlich die Abſicht dr ehemaligen

Turner, die faſt eben ſo gegangen ſeyn ſollen, ich ſage, gegangen ſeyn ſollen, denn ich habe keinen davon geſehen: auf unſerm Dorfe gingen die wenigen Turner einher, wie ſie Gott erſchaffen hatte, in Pelzen nämlich, mit kurzen Haaren und mit Hörnern auf dem Haupte. Das waren aber auch nicht Kunſtgeübte, ſondern Naturaliſten; übrigens auch Verächter der Wiſſenſchaft.

Der Ausländer lebt in Rom ganz bequem, und, im Verhältniß zu andern großen Städten, auch wohlfeil. Vom reichen Magnaten bis zum armen Kunſtjünger herab wird es jedem leicht, eine Einrichtung zu treffen, die ſeinen Vermögensumſtänden zuſagt. Der Reiche findet irgend einen Pallaſt zu miethen, und zwar um einen billigen Preis, weil der Palläſte nicht wenige leer ſtehen, und ſich nicht ſo leicht ein Miethsmann dazu findet. Ich weiß ein Beiſpiel, daß eine Dame für den ganzen erſten Stock eines weitläuftigen Pallaſtes, der nicht nur mit allem Hausrath verſehen, ſondern ſogar mit Gemählden und Bildwerken ausgeſchmückt iſt, nur 1200 Scudi (etwa 1636 Thlr. C. M.) jährlich bezahlt, Stallung, Wagenſchoppen u. dgl. mit eingerechnet. Wer keinen Pallaſt braucht, ſucht möblirte Zimmer, die zu jeder Zeit in großer Menge

zu haben sind. Es giebt nämlich viele Bürgerfamilien, die sich ein Gewerbe daraus machen, ein ganzes Haus oder ein Stockwerk zu miethen, die Zimmer mit Hausrath zu versehen, und sie dann an Reisende wieder zu vermiethen. Da diese Familien einzig und allein von den Fremden leben, so bestreben sie sich, einen guten Namen zu erwerben, oder den erworbenen zu erhalten, und man ist daher meistens bei ihnen wohl aufgehoben. Zu dem Zimmer gehört auch die nöthige Bett- und Tischwäsche und das Tischgeräth; Bedienung und Wäsche werden besonders bezahlt. Zwei Zimmer auf dem Monte Pincio kosten uns monatlich 15 Scudi (22 Thlr.); ein armer Mahler bezahlt derselben Familie für das seinige nur 3 1/2 Scudi; auf dem spanischen Platze, wo die meisten Fremden wohnen, sind die Zimmer allerdings theuerer; aber eine Wohnung auf diesem Platze gehört schon gewissermaßen zu den Phantasien, die sich nur der Reiche erlauben darf. Der Tisch ist noch wohlfeiler als die Wohnung: mein Mittagsessen, bestehend aus drei Schüsseln und einer halben Flasche Wein, kostet mich nie über 3 Paoli (noch nicht 10 Groschen), oft aber weniger. Kleidung und Weißzeug sind hier theuer, und obendrein schlecht,

besonders das Letztere; doch wird ein Fremder wohl nicht leicht in die Verlegenheit kommen, das Eine oder das Andere hier anzuschaffen. Es fehlt zur vollkommenen Bequemlichkeit des Fremden in Rom nur Eins, irgend ein Miethfuhrwerk in der Stadt, wie die Fiacres in Paris, oder die Droschken in Petersburg. Ein Wagen ist unter 70 Scudi (96 Thlr.) monatlich nicht zu haben, und doch hat der Fremde, der das alte und neue Rom recht kennen lernen will, oft nicht unbedeutende Strecken Weges zurückzulegen. So braucht man z. B. um vom Monte Pincio nach den Bädern Caracalla's am Ende des Aventins (bei der ehemaligen Porta Capena) zu gehen, fast eine Stunde, und obendrein sind die Wege in der Ruinenstadt bei Regenwetter unglaublich schmutzig; ja auf dem Forum ist gar nicht durchzukommen. Welch eine Annehmlichkeit wäre in dieser Hinsicht ein Fuhrwerk, das man stundenweise miethen könnte! Vor drei Gattungen von Menschen muß sich der Fremde hier vorzüglich in Acht nehmen: vor Lastträgern, Antiquitätenkrämern und Lohnbedienten. Die Lastträger lauern auf ihn an der Porta del Popolo, begleiten den Wagen auf den Zoll (wohin jeder sogleich vom

Thore weg fahren muß), dann in den Gasthof oder die bestellte Wohnung, und bemächtigen sich, ohne zu fragen, der Sachen. Sie sind dann in ihren Forderungen so unverschämt, daß, wenn man ihnen auch nur den dritten Theil des Geforderten giebt, man sich doch über ihre Frechheit ärgert. Die Antiquitätenkrämer hausen vorzüglich auf dem Forum, und verfolgen einen oft Viertelstunden lang mit Medaillen, Münzen und andern kleinen Gegenständen dieser Art. Es mag darunter wohl ächte geben, aber wer seiner Kennerschaft nicht gewiß ist, thut wohl, sich des Kaufs zu enthalten: denn die Beispiele des Betrugs sind häufig, und wie viele Betrügereien dieser Gattung mögen unentdeckt bleiben. Die Lohnbedienten sind nicht ehrlicher; der Gebrauch hat ihnen das Recht zugestanden, von dem Kaufmanne, dem sie einen Kunden zuführen, zehn Procent des Kaufpreises zu fordern: wie man also in diesem Falle die Waare behandeln mag, immer bezahlt man wenigstens den zehnten Theil zu viel.

Ueber die einheimischen Bewohner Roms kann ich eben so wenig aus Erfahrung sprechen, wie über das Klima. Ich habe freilich Menschen von allen

Klaſſen geſehen, aber um das Eigenthümliche jeder dieſer Klaſſen kennen zu lernen, müßte man mehr Muße haben; ich konnte nur das bemerken, was ſich auf den erſten Blick kund giebt. Der Adel, der aus Fürſten, Herzögen, Marcheſen und Grafen beſteht, lebt durchaus abgeſondert von dem Bürgerſtande, wie ehedem überall und noch jetzt zum Theil in unſerm Vaterlande. Und nicht allein das, ſondern auch unter ſich ſind ſie wenig geſellſchaftlich; wären nicht ſo viele Ausländer von Stande hier, theils als Geſandte, theils als Reiſende, ſo würde die hieſige adliche Welt ein wahres Klausnerleben führen: denn höchſtens giebt jede Familie ein Feſt zur Zeit des Carnevals. Bei dieſen Feſten herrſcht denn ungeheuere Pracht, aber im Ganzen ſind ſie ziemlich langweilig, wie die Hoffeſte jenſeits der Alpen; es ſind Feſte der Eitelkeit, nicht der Freude. Von dem alten Adel Roms ſind nur noch wenige Zweige übrig, wie die Colonna, die Sciarra, die Maſſimi; die jetzigen großen Familien, die Borgheſi, die Corſini, die Ottoboni, die Ludoviſi, die Doria, die Barberini, die Braſchi verdanken ihre Erhöhung meiſtentheils dem Nepotismus. Uebrigens ſind die Titel nicht ſowohl

mit der Geburt als mit dem Grundbesitze verbunden: so hat z. B. der reiche Banquier Torlonia das Herzogthum Braccigno gekauft, und ist nun Herzog, ein Titel, der hier nur so viel bedeutet, wie der französische Titel Duc, und dem eines Fürsten oder Principe nachsteht. Den Mittelstand kenne ich am wenigsten, denn er ist hier, wie überall, derjenige, mit dem der Reisende am wenigsten in Berührung kommt. Landsleute, die schon mehrere Jahre hier leben, haben mich versichert, daß es sehr gebildete Männer in diesem Stande gebe; ich habe keine Ursache, ihre Aussage in Zweifel zu ziehen; gelehrte Bildung würde ich jedoch in dieser Klasse nicht suchen; diese scheint mir auch jetzt noch, wie im Mittelalter, das Eigenthum des geistlichen Standes zu seyn. Den Bürger habe ich, so weit ich ihn habe beobachten können, nicht ungebildeter gefunden, als bei uns. Lesen und schreiben kann jeder, die meisten sprechen auch französisch: sie lesen ungleich weniger als bei uns, aber die größere Geselligkeit und natürliche Lebhaftigkeit, die ihnen das Reden zum Bedürfnisse macht, ersetzt diesen Mangel und entwickelt und bereichert ihren Verstand. Der römische Pöbel gleicht noch so ziemlich seinen

Urahnen, die sich an einen Saturninus oder Clodius vermietheten, um durch ihre Fäuste zu ersetzen, was etwa ihren Miethsherrn an Verdienst oder Beredsamkeit abging. Roh und faul, das Betteln der Arbeit vorziehend, habsüchtig und betrügerisch im hohen Grade, heftig und rachsüchtig, schmutzig und schamlos würde der hiesige Pöbel vielleicht der schlimmste auf dieser Erde seyn, wenn es keine Neapolitaner gäbe. Ueberall steht solches Volk müßig auf den Straßen und Plätzen, und selbst, wenn es arbeitet, geht es noch zur Hälfte müßig: denn ich habe zehn Menschen eine Last ziehen sehen, die bei uns ihrer vier ungleich schneller fortgeschafft haben würden. Dabei machen sie einen unglaublichen Lärm, und man kann von ihrer Arbeit sagen, was bei Shakespeare der Weber von der Rolle des Löwen sagt: es ist nichts als Brüllen. Nichts desto weniger, oder vielmehr eben deswegen lassen sie sich ungeheuer bezahlen; denn Arbeit ist für sie etwas unglaublich Hartes, und durch eine Stunde Anstrengung möchten sie gern eine Woche Müssiggang gewinnen. Am gefährlichsten ist diese Menschengattung in dem Stadttheile jenseit der Tiber, wo Räubereien und Meuchelmorde gar nichts Un-

gewöhnliches seyn sollen: dieß, verbunden mit der bösen Luft, hat schon längst alle ordentlichen Leute aus dieser Gegend verscheucht. So steht denn —: und das ist einer der zahllosen Widersprüche, die Rom darbeut — die stolze Peterskirche mitten zwischen halbverfallenen Häusern, die ein verwildertes und zum Theil verworfenes Geschlecht bewohnt. Ich wäre fast versucht zu glauben, man hätte besser gethan, die 47 Millionen Scudi, die jenes Gebäude gekostet hat, auf die Bildung dieses Geschlechtes zu verwenden: doch wer da glaubt, der wird selig werden; an Glauben fehlt es aber diesem Geschlechte nicht, und darf man nicht behaupten, daß der gebildet genug ist, dem das Himmelreich nicht entgehen kann?

Die Römerinnen stehen den Frauen der Lombardei an Schönheit der Gesichtsbildung nicht nach, haben aber auch mit ihnen größtentheils den Mangel edlen Wuchses gemein. Man kann aber lange hier seyn, ohne ein Urtheil über die römischen Frauen fällen zu können, und erst bei einem Volksfeste, wie das Carneval, oder einer öffentlichen Feyerlichkeit wird man gewahr, daß die Mehrzahl derselben gegründete Ansprüche auf den Titel hat,

den eine Frau wenigſtens bis zum dreißigſten Jahre allen andern vorzieht. Denn weder unter dem Adel, noch unter dem Pöbel muß man die Schönheiten Roms ſuchen, ſondern im Mittel- und im Bürgerſtande; aber gerade dieſe beiden Stände hangen noch am meiſten an der alten italiäniſchen Sitte, die den Frauen Eingezogenheit zur Pflicht macht. Von weitem geſehen ſind alſo die Römerinnen gar holdſelige Weiblein und Fräulein, in der Nähe aber verlieren ſie nicht wenig durch den unglaublichen Mangel an Bildung, der verhältnißmäßig in allen Ständen gleich groß iſt. Die niedrigſte Volksklaſſe ausgenommen, können ſie zwar alle leſen; allein ſie leſen nichts als Gebetbücher, einige andere von Aberglauben ſtrotzende Erbauungsſchriften, und höchſtens noch den Text einer neuen Oper oder ein Gelegenheitsgedicht, gewöhnlich ein Sonett, das zu Ehren einer Freundin oder Verwandten, oder noch beſſer, ihnen ſelbſt zu Ehren angefertigt worden iſt. Dieſes Sonettſchmieden bei jeder Gelegenheit iſt auch hier, wie in ganz Italien, noch immer im Schwange. Als vor einigen Wochen eine Nonne eingekleidet wurde, erſchien eine ganze Sammlung Sonette, die die Freunde ihres

Hauſes, ihr Bruder und einige ihrer künftigen Mitſchweſtern ihr gewidmet hatten. Solche Gelegenheitsgedichte gehören unter die unerläßlichen Höflichkeitsbezeugungen; und wer es geſehen hat, wie ſehr man ſich damit beſchäftigt, der wird ſehr treffend finden, was Martelli in einer ſeiner Satyren ſagt:

Come i due Ziti, per quanto un l'altr' ami,
voller passar la prima notte intera
leggendo i suoi composti epitalami,
differito il godersi all' altra sera.

Die Römerinnen ſind wie alle Italiäner äußerſt geſprächig, und der Wohlklang der Sprache, verbunden mit einem meiſt glücklichen Organe, kurz die lingua toscana in bocca romana, macht, daß man ihnen gern zuhört; allein ſie ſprechen ihre Sprache weder rein noch zierlich. Eine eigentliche Unterhaltung iſt mit ihnen ganz unmöglich, denn das Reich der Ideen iſt ihnen völlig fremd; und ſo wie ſie in Hinſicht des Ausdrucks keinen Vergleich mit den Franzöſinnen aushalten, ſo in Hinſicht des Stoffs keinen mit unſern Frauen oder den Engländerinnen. Dieſer auffallende Mangel an Bildung iſt die natürliche Folge der Kloſtererzie-

hung, der Eingezogenheit, der Abhängigkeit von den Prieſtern, des häufigen Verkehrs mit Mönchen. Aus derſelben Quelle fließt denn auch die ungewöhnlich ſtarke Maſſe von Aberglauben, die man bei den hieſigen Frauen findet. Eine Kaufmannsfrau erzählte mir, daß ihr Vater, ein Advokat, einſt bei dem Cardinal Präſidenten des Santo Uffizio ein Geſchäft gehabt, und genöthigt geweſen ſey, ungewöhnlich lange im Vorzimmer zu warten. Da geſellte ſich ein Mann zu ihm, den er der Kleidung nach für einen Abbate hielt, und der im Geſpräch ſo viel Geiſt und ſo ausgebreitete Kenntniſſe zeigte, daß ſich der Advokat Glück wünſchte, nicht ſogleich vorgelaſſen worden zu ſeyn. Als dieß endlich geſchah, war der Cardinal ſo artig, ſich zu entſchuldigen, daß er ihm die lange Weile des Wartens nicht habe erſparen können, worauf der Advokat erwiederte, er habe keine lange Weile empfunden, weil er ſich über dieſe und dieſe Gegenſtände mit einem Abbate auf die angenehmſte und lehrreichſte Weiſe unterhalten habe. Als er darauf den geiſtreichen Sprecher näher beſchrieben hatte, lachte der Cardinal und ſagte: Ei, Meiſter, ſchon ſo alt, dabei

ein kluger Mann, und noch so unerfahren, daß Ihr nicht wißt, mit wem Ihr sprecht? Roch der Abbate nicht etwas nach Schwefel? Aus diesen Worten des Cardinals erkannte der Advokat, daß der vermeinte Abbate niemand anders gewesen sey, als der Teufel. Ich fragte die Erzählerin, ob denn die Katholiken glaubten, daß ihre Priester in so naher Verbindung mit dem Teufel ständen. Allerdings, erwiederte sie, aber nur, um ihn, vermöge der Gewalt, die sie über ihn haben, zu gewissen Diensten zu zwingen. Es geschieht z. B. oft, fuhr sie fort, daß ein Deutscher oder Franzose, oder sonst ein Ausländer, eine Römerin heirathen will; dazu bedarf er aus seiner Heimath ein Zeugniß seines ledigen Standes. Giebt er nun im Santo Uffizio einige Scudi, so hat er es nach Verlauf von drey bis vier Tagen. Da es nun unmöglich ist, dieß auf dem gewöhnlichen Wege zu bewerkstelligen, so nimmt man wohl mit Recht an, daß in diesem Falle das Santo Uffizio den bösen Feind als Eilboten gebraucht. Auch unsere Wirthin ist fest überzeugt, diesen allgemeinen Friedens- und Freudenstörer gesehen zu haben. Es hatte sich einst mehrere Monate lang kein Miethsmann zu ihren Zim-

nern gefunden: ungeduldig darüber brach sie eines Morgens in die verwegenen Worte aus, daß, wenn heute der Teufel käme, sie ihm die Zimmer vermiethen wolle. Siehe, da erscheint kurz nach dem Ave Maria ein langer hagerer Mann in schwarzer Kleidung, und verlangt die Zimmer zu sehen. Sie stellt ihm vor, daß die Dämmerung seiner Absicht nicht günstig sey; allein er besteht darauf, und sie führt ihn hinein. Als er nun so im Zwielicht vor ihr her durch die Zimmer schreitet, scheint ihr seine Gestalt gar seltsam; sie erinnert sich ihrer ruchlosen Reden von diesem Morgen, erkennt in ihm den Satan, wirft mit einem Schrei die Schlüssel hin und entflieht. In ihr Zimmer eingeschlossen fängt sie eifrig an zu beten, und erhält dadurch, daß der böse Fremdling, den sie noch mehrere Stunden auf und ab gehen hört, sich doch endlich entfernt.

Ueber die wenige Bildung der römischen Frauen gerieth ich vor einigen Tagen in einen heftigen Streit mit Gabrielen. Als ich mich nämlich nach meiner Rückkehr aus einer Gesellschaft, wo ich mancherlei auf diesen Gegenstand bezügliche Bemerkungen zu machen Gelegenheit gehabt hatte, mißfällig darüber äußerte, wurde er hitzig und sag-

te: Lebrecht, ich finde es ganz unwürdig, daß Du den Wiederhall der thörichten Reden ſpielſt, die leider in dieſen Zeiten der Verwirrung, wo keiner mehr weiß, was er iſt und wo er hin gehört, von einem Ende Deutſchlands bis zum andern über Frauenwerth und Frauenbildung geführt worden ſind. Was haſt Du gegen den Aberglauben der Frauen? Muß nicht ewig und immer alles Glauben eines Weſens, in dem nach dem Willen des Schöpfers die niedern Seelenkräfte, Phantaſie und Gefühl, die Oberhand haben, in den Augen der Vernunft Aberglauben ſeyn? Haſt Du denn jemals ein Weib gekannt, das, was auch Natur und Erziehung für ſie gethan haben mochten, ohne Aberglauben geweſen wäre? Glaubt eine Frau nicht an den Teufel und das hölliſche Feuer, das ihm bereitet iſt, ſo glaubt ſie doch an Ahnungen und Vorbedeutungen, an Geiſtererſcheinungen und Träume, an Zauberei und ſympathetiſche Mittel, an Wahrſager und Kartenſchläger, oder doch in jedem Falle an die Kraft ihrer Schönheit, und daher an die Wahrhaftigkeit der Liebesſchwüre, an die Paradieſeswelt der Romane, an die ewige Zärtlichkeit und Treue des Bräutigams oder des Gatten. So

ruht das ganze Leben der Frauen auf Wahn und Aberglauben, und ſo muß es ſeyn, wenn irgend der Friede auf Erden wohnen ſoll. Forderſt Du eine Frau ohne Aberglauben, ſo forderſt Du eine Nacht ohne Finſterniß, einen Tag ohne Licht. Wenn Du den römiſchen Frauen Mangel an Bildung vorwirfſt, ſo verſtehe ich durchaus nicht, was Du willſt. Du ſiehſt, ſie bringen Kinder zur Welt, ſtillen und pflegen ſie, beſorgen die Küche und das ganze Hausweſen, nähen und ſtricken, ſprechen geläufig und deutlich über alles, was in ihrem Kreiſe liegt, leſen ihr Gebetbuch und ihren Pſalter, verſtehen die vier Spezies, wenn nicht theoretiſch, doch praktiſch, wie es eine Wirthin bedarf, und ſchreiben in den höhern Ständen einen Brief, der eben ſo gut wie irgend einer nichts ſagt, wo nichts zu ſagen iſt, oder das Nöthige, trotz einer gewiſſen Anzahl Buchſtaben zu viel oder zu wenig, doch leicht errathen läßt. Ich beſchwöre Dich, mir zu ſagen, was Du noch außerdem verlangſt? Oder ſollen ſie etwa gleich den unſern tauſend Dinge lernen, die einer Frau zu nichts nützen, als ſie zum Höchſten zu ſteigern, was ſie außerhalb ihres natürlichen Lebenskreiſes erreichen kann, zum Zwit-

ter? Sollen sie einhergehen mit Dintebefleckten Fingern und Kleidern, oder schwarze Vorsteckärmel tragen, wie die Kanzellisten grüne? Sollen sie nach Buchbinderkleister riechen, oder nach frischen Literaturzeitungen? Sollen sie mit Buchhändlern, Zeitungsschreibern und Gelehrten im Briefwechsel stehen, und ein Bedeutendes jährlich auf Postgeld verwenden? Sollen sie Romane schreiben, die sich zum wirklichen Romane verhalten wie das Gespräch einer Theegesellschaft zu den Verhandlungen einer Nationalversammlung, oder gar eine Weltgeschichte, die das einzige Gute hat, daß sie nicht wahr ist? Sollen sie Verse machen, die wie warmes Wasser schmecken, in dem man ungesalzene Butter aufgelöst hat, und den Mann, wenn er selbst Kenner ist, mit Vorlesung ihrer Erzeugnisse plagen, und mit ihm grollen, wenn er sie nicht bewundert, oder, im Fall er sich nicht darauf versteht, ihn als einen fühllosen Klotz, einen Alltagsmenschen, verachten? O bei dem Jacobsstabe, der dort vor unsern Fenstern steht, wir haben keine Pharisäer mehr, aber in unsern Weibern mit dem gelehrten Anstriche immer noch die übertünchten Gräber, gegen die der Heiland eifert. Auch er hatte sich bei dieser seltsa-

men Predigt so ereifert, daß er hier eine Pause machen mußte, und ich also zur Vertheidigung unserer verehrlichen Frauen das Wort nehmen konnte. Gabriel, mein heftiges Geschwisterkind, sagte ich, auf die Widerlegung dessen, was Du von dem Aberglauben des andern Geschlechtes behauptest, will ich mich nicht einlassen. Du fragst, wo ist ein Weib ohne Aberglauben? ich konnte dagegen fragen: wo ist ein Mann ohne Aberglauben? denn Gott allein weiß, wie viel Wahn und Aberglauben bei unserm Wissen mit unterläuft. In Deinem Sinne müßte der Mensch um die Gefahr des Aberglaubens zu vermeiden, gar nichts glauben, und das wäre freilich das Beste, wenn es nur möglich wäre. Doch wir wollen jetzt nicht darüber streiten; aber alles, was Du gegen die höhere Bildung unserer deutschen Frauen vorbringst, ist im höchsten Grade unrichtig und ungerecht. Was Du als die üblen Folgen dieser Bildung bezeichnest, erscheint mir in einem andern Lichte. Sie werden dadurch Zwitter, sagst Du. Gut, so stehen sie mitten zwischen Mann und Weib, und die Mittelstraße ist ja immer die beste, medium tenuere beati. Sie beschmutzen sich mit Dinte: aber der Ruß,

mit dem ſie ſich ſonſt in der Küche befaſſen mußten, ſchwärzte der weniger? Sie tragen ſchwarze Schreibärmel: das iſt ein Zeichen der Reinlichkeit und Wirthſchaftlichkeit, um die ehemaligen braunen Kücheinſchürzen waren doch wohl nicht zierlicher? Sie riechen nach Buchbinderkleiſter und friſchen Zeitungen: aber war der Geruch, den ſie ſonſt aus der Rauchkammer und der Kinderſtube mitbrachten, etwa balſamſcher? Sie ſchreiben ſchlechte Romane und machen wäſſerige Verſe: das ſagſt Du; ich meines Orts habe oft, wenn ich in meinem braunledernen Sorgenſtuhle der Verdauung oblag, oder im Bette nicht ſogleich den Schlaf finden konnte, ſtatt der Literaturzeitung, wie gewöhnlich ein Frauenerzeugniß geleſen, und mich dabei faſt eben ſo wohl befunden; auch weißt Du ja, daß ihre Werke der Menge gefallen, und vox populi vox Dei. Sie verachten ihre Männer, wenn ſie nicht Schöngeiſter ſind: gut, ſo wird dieſe Verachtung die Männer anſpornen, Schöngeiſter zu werden, was ihnen nicht anders als erſprießlich ſeyn kann. Du ſiehſt, daß alle Vorwürfe, die Du ihnen machſt, ſich leicht entkräften laſſen; doch wir wollen jetzt die Sache aus einem ernſtern und hö-

hern Geſichtspunkte betrachten. Schon ſeit vier tauſend Jahren gehen wir Männer darauf aus, die Wahrheit zu finden, und noch haben wir dieſen Stein der Weiſen nicht entdeckt. Iſt es alſo nicht gut und löblich, iſt es nicht ſogar Pflicht, daß nun die Weiber einmal verſuchen, ob ſie vielleicht glücklicher im Auffinden derſelben ſeyn werden? Oder ſcheint es Dir, die Wahrheit nicht zu verdienen, daß die Menſchheit alles aufbiete, um ſich ihrer zu bemächtigen? Wenn es ferner wahr iſt, daß immer ſteigende Veredlung der Zweck der Menſchheit iſt, wenn dieſe Veredlung in der zunehmenden Vorherrſchaft des geiſtigen Prinzips beſteht, ſo muß die Menſchheit ihrem Ziele mit deſto ſchnellern Schritten ſich nähern, je mehr das widerſtrebende materielle Prinzip an Stärke verliert. Wenn nun die Frauen fortfahren, durch Bildung ihr Geiſtiges zu kräftigen und ihr Irdiſches zu unterjochen, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie auch ihren Kindern ſchon ein zahmeres, unterwürfigeres Fleiſch und Blut mittheilen werden; denn ſchon nach alter morgenländiſcher Lehre empfangen wir das Leibliche, das Element der Feuchte, von unſern Müttern. So hoffe ich, ſoll von Geſchlecht zu Geſchlecht die

Kraft des materiellen Prinzipes und mithin die Fähigkeit zur Sünde immer mehr abnehmen, und endlich ganz verschwinden; verschwinden, sage ich, soll die Sünde durch die geistige Bildung der Frauen, wie sie durch das leibliche Gelüst des ersten Weibes in die Welt gekommen ist. Du siehst, mein guter Gabriel, daß die höhere Bildung unserer deutschen Frauen nicht nur keinen Tadel, sondern eitel Ruhm und Preis verdient. Alles, was ich Dir zugeben kann, ist, daß wir Gott zu bitten haben, er möge uns, wie den Bienen, ein drittes Geschlecht schenken, das die verlassenen Pflichten des andern übernehme.

Sie werden hoffentlich finden, mein wohlehrwürdiger Freund, daß ich unsere gelehrten und schriftstellenden Frauen nicht übel vertheidigt habe. Mir, der ich jederzeit ein eifriger Verehrer des schönen Geschlechts gewesen bin, geziemte es nicht anders; aber auch dem armen Gabriel ist seine etwas übellaunige Meinung zu verzeihen, denn es ist ihm freilich in dieser Hinsicht gar wunderlich ergangen. Als er nämlich den Kanzellistendienst erhalten hatte, dachte er daran, ein Weib zu nehmen, weil Amt, Brod und Weib in einem deutschen Kopfe wenigstens das

mals noch unzertrennliche Begriffe waren. Er setzte sich also auf Freiersfüße, und schaffte dazu einen neuen Rock, wozu ich zwölf Thaler vorschoß, denn ich war damals noch als Candidatus S. S. Ministerii wohlbestallter Hofmeister, und hatte ein namhaftes Salarium von 120 Thlr. jährlich. Da man ihn als einen tüchtigen Juristen kannte, und also bestimmt auf sein weiteres Vorrücken rechnete, so fehlte es nicht an guten Familien, die ihm gern eine Tochter gegeben hätten. Allein Gabriel hegte von Jugend auf einen wunderlichen Widerwillen gegen die gelehrten Weiber, weil ihm sein Vater das barbarische Sprüchwort: Wenn Mädchen pfeifen und Hühner krähn, so muß man beiden den Hals verdrehn, beigebracht hatte. Aus Furcht nun, seine Frau möchte, im Fall sie auch noch keine Gelehrte wäre, einst Lust bekommen, es zu werden, wenn sie lesen und schreiben könnte, von dieser Furcht nun geängstigt, suchte er eine Braut, der diese lesen Künste fremd wären. Das war nun freilich in unsern aufgeklärten Zeiten nicht leicht zu finden, wenn er nicht eine Dienstmagd nehmen wollte, was doch nicht füglich anging. Endlich hatte er doch diese Seltenheit entdeckt, die Tochter eines wohlhabenden

Pächters, eine halbe Meile vor der Stadt, die, weil sie das einzige Kind ihrer Eltern war, weder lesen noch schreiben gelernt hatte. Er war in dem Hause sehr wohl aufgenommen worden, das Mädchen gefiel ihm, er dem Mädchen und den Aeltern; kurz, er war entschlossen, bei dem Vater förmlich um sie anzusprechen und überzeugt, daß er keinen Korb erhalten würde. Er lud mich ein, ihn bei diesem feierlichen Besuche zu begleiten, um die Sache mit einiger Beredsamkeit einzuleiten; ich that meinen schwarzen Rock an, und wir gingen. Kaum hatten wir das Gebüsch erreicht, hinter dem die Wohnung lag, so kam uns die Braut selbst entgegen. Schön, daß ich Sie treffe, sagte sie nach den ersten Begrüßungen zu Gabrielen, Sie haben doch wohl eine Schreibtafel bei sich? Eine Schreibtafel? fragte Gabriel schon ein wenig verschüchtert; wozu denn, liebwertheste Mamsell? Ich will ihnen Verse diktiren, die ich eben gemacht habe, erwiederte sie, unser Schreiber ist heute nicht zu Hause. Verse? Sie? lachte Gabriel, und setzte unhöflich hinzu: Sie können ja weder lesen noch schreiben. Das thut nichts, antwortete das Mädchen, ich bin eine Naturdichterin. Natur..... stammelte Gabriel, und sank

erbleichend an einen Baum zurück. Ja, ja, Naturdichterin, wiederholte sie, und das sollen eben die rechten seyn. Naturdichterin! rief Gabriel mit dem Tone des tiefen Schmerzes, und indem er Blick und Hände zum Himmel erhob: Naturdichterin? Guter, gerechter Gott! Dann raffte er sich zusammen: Leben Sie wohl, Mamsell, sagte er, kehrte sich um und eilte mit starken Schritten der Stadt zu. Aengstlich hielt mich das Mädchen fest und fragte, was dieß zu bedeuten habe, was ihm widerfahren sey; ich konnte ihr keinen Bescheid geben, sondern mußte sie unhöflicher Weise verlassen, um meinem wilden Geschwisterkinde nach zu eilen. Ich gab mir alle mögliche Mühe, ihn zur Vernunft zu bringen, denn das Mädchen hatte mir gar gut und freundlich geschienen, aber alles war umsonst, und so ist er ledig geblieben bis auf den heutigen Tag.

Den 15ten Februar.

Sie erwarten gewiß, mein wohlehrwürdiger Freund, daß ich Ihnen recht viel von dem berühmten römischen Carneval erzähle: und ich will auch, zwar nicht viel, aber doch etwas thun, damit Ihre Erwartung Sie nicht gänzlich täusche, wie mich in

Hinsicht des Carnevals die meinige getäuscht hat. Volksfeste, wie das Carneval, das Narrenfest, das Eselsfest u. s. w. hatten ihre Blüthezeit im Mittelalter. Damals waren sie Ausbrüche einer lange zurückgedrängten Kraft; der Hang zur Tollheit, der in uns allen wohnt, und in jenen stärkern Naturen ungleich mächtiger war, wurde damals von strenger Sitte und finsterm Glauben in engen Fesseln gehalten, damit er aber nicht, wie jeder eingesperrte Geist endlich seine Fesseln bräche und dann die Welt verwirrte, gab es bestimmte Zeiten, wo die Gesetzgebung der Sitte und der Religion aufhörte, um ihm freien Spielraum zu lassen; und diese Zeiten waren die Volksfeste. Nun stürmte jener Geist der Tollheit hervor, desto heftiger, je stärker der Druck gewesen war, daher bei den Frauen am wildesten; es war eine allgemeine Trunkenheit, die jede Kraft im Menschen steigerte, und selbst den mittelmäßigen Kopf witzig und geistreich machte; alle Schranken waren niedergerissen, das Heilige ward zum Burlesken erniedrigt, das Burleske zum Heiligen erhoben: es war eine verkehrte Welt, wie jener Geist der Tollheit sie nothwendig hervor bringen muß, wenn er das Scepter führt. Aber jeder ging ein-

her in fremden Kleidern und verlarvt, damit nicht er, sondern ein Fremdling dieſe gleichſam unwillkührlichen Thorheiten beginge, damit an dem ehrbaren Bürger, an der ſittigen Frau kein Flecken hängen bleibe, den ſie aus der Trunkenheit mit hinüber nähmen in die Nüchternheit des ſtrengen Lebens. Damals alſo waren dieſe Volksfeſte gewiſſermaßen nothwendig, auf jeden Fall dem Geiſte der Zeit durchaus angemeſſen, und daher durch ihre Zweckmäßigkeit und Natürlichkeit gewiß ergötzend. Jetzt aber iſt der Zwang, den uns Sitte und Religion auflegen, ſo unbedeutend, und wir ſelbſt ſind ſo zahm, daß ich gar nicht weiß, was denn an einem ſolchen Narrenfeſte hervorbrechen ſoll, wenn man uns nicht etwa für dieſe Zeit vollkommen politiſche Ungebundenheit zugeſteht, und uns erlaubt, an dieſen Tagen die alte Komödie wieder aufleben zu laſſen, im Falle wir noch Witz genug dazu haben. Daher ſind unſere Volksfeſte einem verblichenen Gemählde gleich, wo man ſich vergebens anſtrengt, zu entdecken, was es vorſtellen ſoll: ſie gewähren das peinliche Schauſpiel eines immerwährenden Wollens und Nichtkönnens, wie ein Menſch, der ewig nach Witz jagt, und ihn doch nie erhaſcht.

Dazu kommt nun noch, daß ſich die Polizei darein miſcht und die Luſtbarkeit leitet, um auch jede Spur der Willkühr zu vernichten, die gerade die weſentlichſte und eigenthümlichſte Eigenſchaft ſolcher Feſte iſt. Dieß alles gilt nun im höchſten Grade von dem römiſchen Carneval, und ich geſtehe, daß meine Erwartung nie ärger getäuſcht worden iſt. Worin beſteht eigentlich dieß weltberühmte Volksfeſt? Darin, daß nachmittags von drei bis fünf Uhr eine Menge Wagen in zwei Reihen den Corſo langſamen Schrittes auf und ab fahren, und daß ſich zwiſchen den beiden Reihen und an den Seiten eine allerdings nicht unbedeutende Volksmaſſe hin und her drängt. Etwa der Hundertſte dieſer Menſchen iſt maskirt, meiſtens Frauenzimmer; aber einmal ſind die Masken höchſt einförmig, Bauer und Bäuerin, Müller, Advokaten, Harlekine, Hofleute aus dem vorigen Jahrhunderte, Pilger und Pilgerin, alte Frauen von 1750, und nichts weiter; zweitens trägt man nur dieſe Masken, ohne ſie zu ſpielen, und es iſt als ob der Gott Momus, der ſonſt den Römern gar nicht ungünſtig iſt, an dieſen Tagen ſein Angeſicht von ihnen kehrte: man hört nichts als Plattheiten, und ſieht nichts als ſinnloſe Gebehrden.

Hier und da erblickt man einen Versuch, die verkehrte Welt, in der eigentlich der komische Charakter eines solchen Festes besteht, hervor zu bringen; Kutscher und Bediente sitzen z. B. im Wagen, und ein Frauenzimmer sitzt auf dem Bocke, ein anderes steht hinten; allein diese Versuche sind vereinzelt, und daher ohne Wirkung. Ueberhaupt das Mißverhältniß der Maskirten und Unmaskirten giebt dem Ganzen den Anschein, als wären die Maskirten Tollhäusler, die man frei gelassen hätte, um den Nichtmaskirten zum Schauspiel zu dienen. Die Tollheit muß, wie die Trunkenheit, allgemein seyn, wenn sie nicht widerlich werden soll. Was thun nun die Nichtverkleideten? Nichts, gar nichts: sie schlendern hin und her und begaffen die Masken und die Wagen; nur die Fahrenden werfen einander dann und wann mit Zucker- und noch öfterer mit Gypskörnern. Im Wirbel allgemeiner Ausgelassenheit wäre diese Neckerei sehr natürlich und an ihrem Orte; aber von Leuten verübt, die stattlich gekleidet in aller bürgerlichen Nüchternheit in ihren Kutschen fahren, ist sie eine schlecht anstehende Ungezogenheit. Endlich ist es, wie man hier spricht, halb vier und zwanzig d. h. Sonnenuntergang: eine Reihe Sol-

daten fegt die Menschen aus dem Corso, oder drängt sie wenigstens an die Seiten, nach dem sich durch einen Kanonenschuß aufgefordert, die Wagen schon entfernt haben, und nun beginnt das Pferderennen. Vor alten Zeiten fand an jedem der sieben letzten Carnevalstage, die eigentlich das Volksfest ausmachen, ein anderes Wettrennen Statt: am ersten Tage liefen die Juden, am zweiten die Freudenmädchen, am dritten alte Weiber, am vierten Gassenbuben, am fünften Hunde, am sechsten Esel, und am siebenten Pferde. Große Humanität verrieth diese Einrichtung freilich nicht; indeß war sie der Zeit und dem Feste angemessen, und Gabriel bedauert sie der Juden wegen nicht wenig. Im Grunde weiß auch ich nicht, ob es humaner ist, sie zum Besuch der Predigt an jedem Sabbath zu zwingen, wie jetzt, oder zum Wettlauf, wie ehemals. Sie haben sich jedoch von dieser unfreiwilligen Leibesübung durch eine Abgabe losgekauft, die sie noch jetzt am ersten Carnevalstage auf dem Capitol den Conservatoren desselben und dem römischen Senator feierlich überbringen. Ob die Freudenmädchen etwas Aehnliches gethan haben, weiß ich nicht; von den übrigen Klassen der Wettläufer läßt sich wohl

mit Grund behaupten, daß man ihnen die Mühe gratis erlaſſen hat; und ſo iſt denn das Ganze den Pferden aufgebürdet worden. Schon der Umſtand, daß daſſelbe Schauſpiel ſieben Mal hinter einander gegeben wird, benimmt ihm einen großen Theil ſeines Werthes; dazu kommt aber noch, daß man widerſinnigerweiſe eine lange, nicht ſehr breite, und obendrein ſchiefe Straße zur Rennbahn gewählt hat, wodurch der Zuſchauer gerade das Anziehendſte des ganzen Schauſpiels verliert, die Renner vom Auslaufspunkte bis zum Ziele verfolgen zu können. Das Ziel iſt faſt unſichtbar, denn es befindet ſich in einem engen Gäßchen jenſeit des venetianiſchen Platzes, das freilich für die Fortſetzung des Corſo's gelten kann. Der vortheilhafteſte Platz iſt auf dem Schaugerüſte am Auslaufspunkte, d. h. am Obelisken auf der Piazza del Popolo; aber auch von hier aus kann das Auge nur kurze Zeit die Wettrenner verfolgen, denn gleich hinter dem letzten ſtürzt das Volk von beiden Seiten in den Corſo, und verſchließt die Ausſicht. Am begierigſten war ich auf den letzten Tag, denn ich konnte noch immer Göthe's Beſchreibung nicht aus dem Kopfe bringen, wiewohl ich ſchon ſo ziemlich überzeugt war, daß ſie auf das jetzige Carneval nicht mehr paſſe. Bis zum Pferderennen iſt dieſer Tag den frühern völlig gleich; aber nach dem Wettrennen hebt an dieſem Tage das Feſt aufs neue an, die Wagen

kehren in den Corso zurück; die Volksmasse wogt wieder zwischen und neben ihnen auf und ab; die während des Pferderennens Stühle auf den Seitenerhöhungen eingenommen haben, bleiben auf ihren Plätzen, die zahlreichen Balkone sind mit Menschen angefüllt: und jeder, er mag nun fahren oder sitzen, gehen oder stehen, jeder zündet ein gröſseres oder kleineres Wachslicht an. Von oben herab gesehen, gewähren diese tausend groſsentheils wandelnden Lichter allerdings einen unterhaltenden Anblick, das ist aber auch alles. Um an der Sache selbst Vergnügen zu finden, um sich unter die Menge zu mischen, wo man, halb im Finstern, halb von dem ungewissen Lichte geblendet, alle Augenblicke Gefahr läuft, überfahren zu werden, wo man nichts sieht, als Menschen, die sich balgen, um sich gegenseitig das Licht auszulöschen, wo man von Glück zu sagen hat, wenn man ohne Brandflecken und verdorbene Kleider wegkommt, um diese seynsollende Lustbarkeit wirklich lustig zu finden, muſs man sehr jung seyn. Wir verlieſsen den Corso und gingen in das Theater Aliberti, wo ein öffentlicher Maskenball gegeben wurde. Auch hier war etwa der hundertste Theil der Anwesenden maskirt, das Gedränge machte dem Tanze bald ein Ende, und das Ganze war nichts als ein Hin- und Herwogen einer summenden Menge. Wir aſsen mit einer Gesellschaft in einer Loge zu Abend, und sa-

hen von oben herab dem Gewirre zu. Nach eilf Uhr drängte eine Reihe Soldaten allmälig die Menschen aus dem Saale, und so war die Lustbarkeit zu Ende. Ich habe mich getäuscht gefunden, weil ich, wie es einem wohl geht, wenn man keinen besondern Anlaß gehabt hat über eine Sache nachzudenken, mit der Idee hieher gekommen war, ich würde das Carneval sehen, das ich aus Göthe's Beschreibung kannte, und das war doch unmöglich: denn einmal ist ein Dichter kein treuer Berichterstatter, und dann haben die politischen Bewegungen der letzten 35 Jahre die Menschen um 100 Jahre älter, und folglich auch ernster gemacht. In funfzig Jahren wird aus unsern Volksfesten auch die letzte Spur von dem Charakter des Mittelalters verschwunden seyn.

Ein Vergnügen jedoch hat mir das Carneval verschafft. Ich ging mehrmals aus dem Gewühle des Corso's über den capitolischen Hügel hinüber in die Ruinenstadt, auf das Forum, um den Palatinus herum, dem Circus maximus vorbei nach dem Kolosseum. Hier war alles öde und still, nur der Wind rauschte durch die dürren Gipfel der Ulmen und die Sonnenschirme der Pinien, traurig, als wären es die Geister derer, die einst an den Saturnalien und ähnlichen Festen hier gewiß noch lauter und wilder sich ergötzten, als jetzt die Menge jenseit des Capitols, und die nun ihre freudenlose Fortdauer in der Schattenwelt

beseufzten, wo Achill nicht einmal König seyn wollte. Die Ruinenstadt ist ein weiter Kirchhof, die ungeheuern Trümmer sind die Denkmäler und Leichensteine nicht einzelner Menschen, sondern ganzer Geschlechter, ganzer Zeiträume der Weltgeschichte. Wenn nun schon jeder Kirchhof durch seine Einsamkeit und sein Schweigen, wie durch die stumme Beredsamkeit der Gräber, uns in den wunderbar süßen Zustand versetzt, wo aus Mangel an äußerer Berührung, und an bestimmtem Gegenstande des Denkens das Gefühl des irdischen Lebens und der Selbstheit aufhört, und die Seele fort träumend zurückkehrt zu der ursprünglichen Verwandtschaft mit dem ganzen der Menschheit und der Welt; wenn, sage ich, schon jeder Kirchhof jederzeit diese Wirkung hervorbringt, wie vielmehr ein Kirchhof, der kein Gottesacker ist, wo wir nicht die Hoffnung haben, daß der ihm anvertraute Saame einst zu besserm Loose aufkeimen werde, weil es für die Völker keine Auferstehung giebt: wie viel mehr als dann, wann wir plötzlich aus dem Gewühle einer lebenslustigen Menge in diese hoffnungslose Todtenwelt übergehn.

Leben Sie wohl, mein wohlehrwürdiger Freund. Morgen verlassen wir Rom auf drei bis vier Wochen, um Neapel, oder vielmehr dessen Umgebungen, Puteoli und Bajä, Portici und Resina, Pompeji und Pästum zu besuchen. Gabriel wünscht nur den Vesuv zu sehen: similis simili gaudet.

51-454.1